This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Vom Jura zum Schwarzwald

Geschichte, Sage, Land und Leute.

Herausgegeben von

F. A. Stocker.

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES

Vom Jura zum Schwarzwald.

Geschichte, Sage, Land und Leute.

Herausgegeben

unter Mitwirkung einer Anzahl Schriftsteller und Volksfreunde

von

F. A. Stocker,
Redaktor der „Basler Nachrichten".

Dritter Band.

Aarau,
Druck und Verlag von H. R. Sauerländer.
1886.

Der Pechbub.

Eine Gaunergeschichte aus dem Frickthal.

Von **F. A. Stocker.**

1. Das Gaunerthum überhaupt. *

Das Gaunerthum umfaßt einen Zeitraum von mehr denn tausend Jahren. Es entstand aus dem Bettlerthum. Der durch Karl den Großen zur Leibeigenschaft verurtheilte Bauernstand bildete schon zeitig die bedeutsame Grundlage des Proletariats, aus diesem letztern heraus wand sich jene gefährliche, bewegliche Masse, welche unter dem Namen von „Landtfahrern" oder Landstreichern die öffentliche Sicherheit in bedenklicher Weise gefährdete und namentlich in der Zeit des Faust- und Fehderechts das Verbrechen als förmliches Gewerbe zu betreiben anfing. Der Widerstand, den namentlich das sich bildende Polizeiwesen der deutschen Städte diesem Gewerbe entgegensetzte, wurde die Veranlassung zur Entwicklung jener verbrecherischen Kunst, welche mit scharfem Blicke das bürgerliche Siechthum in seinen wunden Stellen erkannte, in den künstlichen Formen des bürgerlichen Lebens sich versteckte und dasselbe von da aus auszubeuten wußte. So entstand das deutsche Gaunerthum als rationelles Gewerbe.

Unter Gauner oder Jauner versteht man den Dieb oder Betrüger, welcher Diebstahl und Betrug gewerbsmäßig und nach bestimmten Kunstregeln betreibt. Das Wort Jauner ist jüdisch-deutschen Ursprungs. Es findet sich als Juner und Junen schon in einem handschriftlichen Mandat des Rathes von Basel im 15. Jahrhundert, sodann

* Nach Avé-Lallemant, Das deutsche Gaunerthum in seiner sozialpolitischen, literarischen und linguistischen Ausbildung zu seinem heutigen Bestande. Mit zahlreichen Holzschnitten. Vier Theile. Leipzig, 1858, F. A. Brockhaus.

als Joner und Jonen in den Notabilien des Liber vagatorum von Gerold Edlibach in Zürich, ebenso in der ältesten rothwälschen Grammatik, wo jedoch der Joner unter dem beschränkten Begriff von „Spieler" aufgefaßt ist. Junen oder Jonen, eine verkürzte verwilderte Form von Jedionen, ist nämlich der Inbegriff der gesammten betrüglichen magischen und mantischen Wissenschaften und Künste, welche von der Höhe geheimnißvoller, inspirirter Gelehrsamkeit allmälig zu den trivialsten Kunststücken und Betrügereien sich abgeflacht haben. Mit diesem Ausdrucke Jauner ist früher immer das Wort Gauner als identisch betrachtet worden, obschon beide ihre sehr bestimmte und unterschiedliche Ableitung und Bedeutung haben. Während Schäffer versucht, das Wort Gauner von dem altdeutschen Beiwort gau flink, geschwinde, hurtig abzuleiten, erscheint wohl als natürlichste Ableitung die von Zigeuner oder Zigauner. Dafür spricht schon, daß das Volk die Zigeuner seit ihrem ersten Auftreten immer als Typus aller Gaunerkunst angesehen hat. Auch heutigen Tages gilt in den Augen des Volkes fast jede noch so kleine umherziehende Truppe von Seiltänzern, Musikanten, Hausirern, Kesselflickern u. s. w. für nichts Geringeres als für Zigeuner. Sogar die Behörden verwenden noch hie und da diese Bezeichnung.

Sprachlich und geschichtlich erscheint es gerechtfertigt, wenn man das Wort Gauner für eine Verkürzung des Wortes Zigeuner nimmt. Thomasius (1622—1684) weist nach, daß die Zigeuner sich bei ihrem ersten Auftreten als Egypter ausgaben, und danach auch von den Niederländern, Franzosen, Spaniern und Griechen in einmüthigem Sprachgebrauch als Egypter bezeichnet sind; wie sodann die spanische Verkürzung Gitanas und die lateinische Kürzung Ciani und Cigani aus dem Worte Aegitiani entstanden sein kann. Wie das englische Gipsy aus dem Aegyptii entstanden, so rührt auch sehr wahrscheinlich unser Zigeuner aus dem lateinischen Aegyptiani oder Aegitiani her.

Außer den schon genannten Bezeichnungen gibt es noch eine Menge für das herumstreichende, bettlerische und verbrecherische Gesindel, wie: Landtfahrer, Alchbrüder (vom hebr. halach, gehen, umhergehen), Gardenbrüder und Schwestern, Landsknechte, Schnalzer, Störger, Partirer, Schnapphähne, Breger, Stabuler, Grantener, Dutzer, Schlepper, Zirkissen, Schwanfelder, Sündfeger, Christianer, Burkartbettler u. s. w.

Der Gauner selbst legt sich im Vollgefühl seiner Menschenkenntniß, Kunstgkeit, seines verwegenen Muthes den stolzen Namen Chochem, Kochemer

(vom hebräischen Chochom, kundig, geschickt, listig) bei. Das jüdische Element ist in der Gaunersprache vorherrschend, vielleicht auch schon deßhalb, weil unter dem Gaunerthum namentlich zwei Typen sich bemerkbar machen, die jüdischen und zigeunerischen; indessen sind sie nur einzelne Zuthaten zum Gaunerthum und durchaus nicht vorherrschend. Die Juden z. B. traten nie in größern, nationalen Gruppen auf und wurden als Masse somit nie so gefährlich, wie die Zigeuner. Auch waren sie bei aller erstaunlichen Fügsamkeit nie geneigt und befähigt, ihre jüdischen Eigenthümlichkeiten, Sprache und Sitten abzugewöhnen, während die mit Juden und Zigeunern verbundenen Christen, ihre Eigenthümlichkeit, ihre Sprache und Sitte der Gelegenheit und den Umständen zum Opfer brachten und weit lieber zu den stabilen jüdischen Typen sich bekannten als zu ihrer christlichen Eigenthümlichkeit; viele Gauner verlangten selbst, bevor sie zum Tode geführt wurden, als Juden zu sterben und deren Religionsgebräuche mitmachen zu dürfen.

Wenn nun auch die Zigeuner dem Gaunerthum den Namen verliehen haben, wenn gerade sie bei ihrem ersten Auftreten in der ganzen Eigenthümlichkeit und Farbigkeit ihres besondern Wesens den scharfen Typus des verbrecherischen Vagantenthums abgaben, wenn sie auch mit ihrer eigenthümlichen Schlauheit und Kunstfertigkeit eine Unzahl kecker und verwegener Unthaten zu begehen wußten und ein Gewerbe vom Verbrechen machten, wenn auch manche Kunstausdrücke aus ihrer Sprache von dem Gaunerthum aufgenommen worden sind, so ist das Zigeunerwesen doch niemals auch nur entfernt in das bürgerliche Verkehrsleben so tief hineingedrungen, wie das christliche und jüdische Gaunerthum dies vermocht hat. Entflohene Leibeigene, die in den aufblühenden Städten aus Ueberfüllung derselben keine Aufnahme mehr finden konnten, herrenlose Kriegsknechte ließen sich in der Nähe der schützenden Städte nieder oder streiften auf dem Lande umher und warfen sich, um ihr Leben zu fristen, auf Wegelagerei und Räuberei, wozu schon der Adel auf dem Lande das traurigste Beispiel gab. Dem räuberischen, beständig im Faust- und Fehderecht lebenden Adel waren solche herrenlose Knechte, die nichts zu verlieren hatten, willkommene Raubgenossen. Die Landstraßen waren bis zum vorigen Jahrhundert schlecht und unsicher und boten dem an ihnen in Wald und Thal lauernden Gesindel treffliche Gelegenheit zu Hinterhalten. Das räuberische Kontingent wurde immer vergrößert durch fahrende Priester, Weiber, wandernde, verdienstlose Handwerksgesellen, Marktschreier, Taschen-

diebe, Zigeuner und Juden. Die vielen gerichtlichen Ehrlosigkeitserklärungen, welche die Verurtheilten aus der menschlichen Gesellschaft hinausstießen, und zur Verzweiflung und zum Verbrechen trieben, verstärkten die verbrecherische Menge. Dazu kamen die vielen Landesverweisungen, durch welche die gefährlichsten Subjekte von dem einen Landesherrn weggewiesen wurden, um bei dem andern neue Unthaten zu verüben; ferner das Umherstreifen der nach vielen Fehden entlassenen Soldaten, die gleich dem Adel auf eigene Hand vom Stegreif oder Sattel lebten. Das Verbrechen war offene Gewalt und wich nur der jedesmaligen überlegenern Gegengewalt. Man darf sich nicht wundern, daß man schon frühzeitig namentlich in Süd-Deutschland mächtige, förmlich organisirte Räuberbanden antrifft, wenn man durch die Geschichte erfährt, daß von den Kaisern Karl IV. und Friedrich III. Geleitsbriefe gegen schwer Geld ausgegeben wurden, womit Landsknechte, Räuber- und Zigeunerbanden unverwehrt im Lande herumstreiften, das schutzlose Landvolk bestahlen und plünderten. Mit gleichem Erstaunen nimmt man auch wahr, daß alles jenes Gesindel (Gauner, Spielleute, liederliche Weiber) u. s. w., obschon es schutzlos und rechtlos durch die Welt zog, auf dem Kohliberg in Basel seine eigene Gerichtsstätte hatte, wo es feierlich Recht gab und nahm. (Vrgl. Dr. L. A. Burkhardt, die Freistätte der Gihlen und Lahmen auf dem Kohlenberg.)

In seiner Blüthe stand namentlich das Gaunerwesen zur Zeit des Konstanzer Konziliums, als der Zigeuner Herzog Michael, Anfangs des 15. Jahrhunderts ganz Deutschland, die Nordschweiz und Frankreich durchzog. Das Räuberwesen hatte sich in so mächtiger Weise über ganz Deutschland ausgebreitet, daß die Kaiser, besonders im 15. Jahrhundert, im Bewußtsein der reichspolizeilichen Ohnmacht, unter der Form eines Privilegiums den freien Städten mit ängstlicher Freigebigkeit das Recht einräumten, Räuber zu verfolgen und „über alle schädlichen Leute zu richten", so daß die Sammlungen reichsstädtischer Urkunden von diesen Privilegien wimmeln.

Erst der Landfriede Maximilians I. konnte 1495 dem wüsten Getriebe etwas Einhalt thun. Aber schon war das Verbrechen Kunst und Gewerbe geworden, es fand im Liber vagatorum eine eigene Literatur. Aus ihm erkennt man, daß das, seit den Kreuzzügen systematisch verfolgte und gequälte Volk der Juden gleich dem getretenen Wurme gegen seine Unterdrücker sich schon lange heimlich zur Wehr gesetzt hatte und schon lange einen integrirenden Theil jenes gemischten Vaganten- und

Zigeunergesindels ausmachte, das Religion, Gesetz, Zucht und Sitte verachtete und hohnlachend ausbeutete. Die Folge war die Aufstellung einer dem römischen Strafrecht nachgeahmten Kriminalpraxis, welche mit der Tortur Geständnisse erzwang, die Heerstraßen mit Galgen und Rad besetzte und statt Achtung Angst und statt Vertrauen Haß um sich verbreitete. Nicht einmal so sehr die Unschuld des von dieser Justiz stromweise vergossenen Blutes, als die Vergeblichkeit dieses Blutvergießens machte die Justiz des 17. und theilweise noch des 18. Jahrhunderts so entsetzlich und in den Annalen der Rechtspflege unvergeßlich. Um sich einen Begriff über die damalige Menschenschlächterei zu machen, erwähnen wir, daß der Scharfrichter Meister Franz in Nürnberg von 1573—1615 nicht weniger denn 361 Individuen hingerichtet hatte, während die Zahl der von ihm sonst mit andern Strafarten behandelten auf 345 steigt.

Eine Geschichte der Räuberbanden nach den Bauernkriegen bis zum dreißigjährigen Kriege und nach demselben läßt sich nur schwer im Zusammenhange geben, da die einzelnen Banden immer nur nachlässig verfolgt wurden und die Justiz sich damit begnügte, die einzelnen eingefangenen Räuber rasch hinzurichten, anstatt ihre Gefangenschaft zur Erforschung und Verfolgung ihrer Genossen zu benutzen. Hauste das Räuberthum gerade während der Kriege am gewaltigsten, so trat es bei dem großen wilden Kriegstreiben selbst, dennoch nicht in so greller Farbigkeit hervor, in welcher es bei dem einzelnen momentanen Stillstand oder unmittelbar nach der Entfernung jener Bewegungen sichtbar ward. Das Räuberthum schloß sich so unmittelbar an das Soldatenthum an, daß die Kriegsheere zum Theil den Anschein disciplinirter Räuberhorden gewannen und die Soldaten unter den Augen ihrer Hauptleute auf räuberische Exkursionen (auf Partei) ausgingen, denen durch die eigens angestellten vielbeschäftigten Regimentshenker keineswegs Einhalt gethan werden konnte. Gerade durch die Werbungen Wallenstein's wurde recht offenbar gemacht, wie viel Gesindel aller Orten in Deutschland verbreitet, und wie groß die politische und sittliche Noth in Deutschland war. Erst gegen den Anfang des 18. Jahrhunderts konnte man den ernstlichen Kampf gegen die Räuberbanden des dreißigjährigen Krieges beginnen und ihn erst nach 100 Jahren beendigen. Die ungeheure, ungebändigte wüste Praxis war eine Lehrschule geworden, aus welcher vollendete Meister hervorgegangen waren. So vollständig war der Sieg des Gaunerthums, so sicher sein Versteck mitten im bunten bürgerlichen Leben, daß nun sogar auch weibliche Gauner-

koryphäen auftauchen, wie die große Gaunerin Anna Sophia Meyers, Falsette genannt, welche die erfahrensten Advokaten zu hintergehen wußte und mit dem Rostocker Brandmal auf dem Rücken sogar eine Ehe mit einem Patriziersſohn in Lübeck einging; die Frau von Sienen, Konkubine des Nicol Liſt (von der Moſel); Katharine Iſabelle Bunks, die 1673 gehenkte „deutſche Prinzeſſin", Frau des Schuſters Stedmann, die in Köln und Spaa eine ſo große Rolle ſpielte. In ſteter Beziehung mit den berüchtigtſten engliſchen und franzöſiſchen Gaunern und in häufig ſichtbarem Zuge nach Holland, welches wie eine myſtiſche, unheimliche Gaunerhochſchule erſcheint, findet man Nicol Liſt, Pant, Löbe, Hoſcheneck, Lips Tullian und ſeine Genoſſen; ferner den gauneriſchen Alchymiſten Giovanni, Grafen von Cajetani, der am kurbayeriſchen und preußiſchen Hofe eine ſo große Rolle ſpielte; St. Jacoo (Müller), den Grafen della Tore, Ernſt von Werth, den Kapitain Hinrich Gieſeke, den ſtattlichen du Val, der mit dem Konzept einer frivolen Rede an die Damen in London am Galgen ſtarb und nach ſeinem Tode feierlich ausgeſtellt wurde. Endlich finden wir jene zahlloſen, zum Theil mit Deutſchland namentlich durch Holland verbundenen engliſchen und franzöſiſchen Gauner, unter denen Tom Scharp, der zweimal (1686 und 1689) gehenkte Patrick O'Brien, John Sheppard, der bewunderte Held der Damenwelt, der große Cartouche, der gegen 40 ſeiner Genoſſen beiderlei Geſchlechts in die Umgebung und Dienſte der Prinzeſſin von Montpenſier und der Herzogin von Ventadour zu bringen wußte, mit ſeinen Genoſſen à la Charité, Abbé de la Mothe, Pelliſier und Durand einzig in ihrer Art daſtehen.

Mit dem 18. Jahrhundert beginnt ein furchtbar blutiger Kampf der ſich allmälig aufraffenden Polizei und der Kriminalrechtspflege mit dem Gaunerthum. Die Richtplätze tranken das Blut nicht mehr, das die Hinrichtung ganzer Banden vergoß. Die Prozeſſe wurden mit oft unverantwortlicher Kürze abgethan. Am 14. und 15. November 1726 wurden z. B. in Gießen von den Mitgliedern einer Gaunerbande 5 Männer gerädert, 9 gehenkt und 3 enthauptet; ebenfalls enthauptet wurden 8 Weiber. Zahlreiche Broſchüren namentlich aus dem erſten und zweiten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts erzählen davon.

Die meiſten dieſer Druckſchriften erlebten mehrere, einige ſogar 5 bis 6 Auflagen und waren der buchhändleriſchen Spekulation um ſo eher ein willkommenes Unternehmen, als die Hinrichtungen mit großer Feierlichkeit und grauſamer Langſamkeit vollzogen und zu einem Volksfeſt gemacht

wurden, bei dem vom Volk die ärgsten Ausschreitungen begangen und die Absicht der Justiz, exemplarisch auf die Menge einzuwirken, vollständig vereitelt wurde.

Kann man diesen Broschüren auch den vollen juridischen Werth absprechen, so sind sie doch jedenfalls in polizeistatistischer Hinsicht sehr merkwürdig, da man nicht nur aus der Gesammtheit dieser Literatur, sondern auch aus den meisten einzelnen Prozessen deutlich die ungeheure Ausbreitung des Gaunerthums durch Deutschland und über Deutschland hinaus nach Frankreich, Holland, Italien, Böhmen, Ungarn u. s. w. und den zähen Zusammenhang der einzelnen flüchtigen Gruppen zu einem verderblichen großen Ganzen erkennt. Gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts werden die gedruckten Berichte sparsamer, aber auch werthvoller.

Neben dem verwegenen Auftreten der bewaffneten Banden nimmt man nun aber auch wahr, wie rastlos das Gaunerthum immer mehr und mehr in alle sozial-politischen Schichten dringt, und sichtlich an Kunst und Gewandtheit gewinnt, und die Methode und Schule im Gaunerthum sich auszubilden anfängt. In diese Zeit tritt auch das Ausbreiten einer humanern Richtung. Der Ueberdruß an den massenhaften Hinrichtungen und vor allem die sichtlich vortretende Unmöglichkeit, die in Folge geschärfterer Polizeiwachsamkeit schaarenweise aufgefangenen Landstreicher und Gauner in bisheriger Weise „abzuthun", hatte die Einrichtung von Armen-, Arbeits- und Zuchthäusern, sowie die Verwendung der schwersten Verbrecher zu Straßen- und öffentlichen Bauten zur Folge. In den Gefängnissen aber kam ein wüster Haufe von Leuten aus allen sozial-politischen Schichten zusammen, von denen jede die Verderbniß ihres Standes vertrat und ihre Theorie gegen die furchtbare Belehrung der andern verworfenen Subjekte austauschte. Dadurch entstanden Fluchtversuche und vollendete Entweichungen. Bei dem damaligen Werbsystem fanden die Flüchtlinge leicht Gelegenheit, sich in dem ersten besten Regiment als Soldaten zu verstecken, um dann bald wieder zu desertiren und das alte Handwerk unter verändertem Namen von Neuem zu beginnen. Die unaufhörlichen Kriegsbewegungen in Deutschland begünstigten Zug und Versteck des Gaunerthums außerordentlich. So scheuten Verbrecher, die wußten, daß sie in den Händen der Justiz dem Tode verfallen waren, es durchaus nicht, sich als Deserteure zu bekennen, und lieber bei ihrem verlassenen Regimente eine schwere körperliche Strafe zu erdulden, als einer peinlichen Untersuchung zu verfallen, deren sichtliches Ende der Tod durch Henkershand war.

Die allmälige Abschaffung der Tortur machte das Gaunerthum nur dreister und zuversichtlicher, da die Inquisiten bei hartnäckigem Leugnen um so sicherer auf eine Entbindung von der Instanz rechnen konnten.

Durch alle diese Umstände wurde dem Gaunerthum in seiner äußern Verbreitung und innern Ausbildung ein sehr bedeutender Vorschub geleistet. Gleichzeitig drängt sich noch eine andere Wahrnehmung hervor: die furchtbare sittliche Verschlechterung der Gaunerkoryphäen. Die Banden des 30jährigen Krieges hatten trotz ihrer Fühllosigkeit, Rohheit und Mordsucht noch einen Zug von räuberischer Romantik, einen vorwiegenden Hang nach Abenteuern und ritterlicher Tapferkeit, in dem sehr oft überraschende Beispiele von Menschlichkeit und Großmuth hervortraten. In den schleichenden Gruppen des vorigen Jahrhunderts erkennt man aber nur die bedachte Schule des Verbrechens, den leisen Tritt des tückischen lauernden Bösewichts, der zur Nachtzeit den Schläfer überfällt, beraubt, unter scheußlichen Mißhandlungen langsam hinschlachtet oder mit Kissen erstickt, der in Brand steckt, was er nicht mit fortschleppen kann. Wüthende Rachsucht, boshafte Tücke, hämische Freude, blutige Grausamkeit und ruchlose Liederlichkeit charakterisiren Erscheinungen wie Hannikel, Wenzel Nottele, Duli, Postel, Bastardi, Franz Bosbeck, genannt Jehu, den Hundssattler, den bayerischen Hiesel, das Sonnenwirthle, die Mantua, Christine Schattinger, das Schleiferbärbeli u. a. m.

Einen ungeheuern Einfluß auf das Gaunerthum übte die französische Revolution. Unzählige festgeschlossene, bewegliche, mit roher Gewalt und mit feinberechnender Kunst agirende Banden rief sie aus dem durch Jahrhunderte sittlich unterwühlten französischen Boden hervor. Epidemisch ergriff sie ganz Deutschland, England und Spanien.

Die Revolution war nur das Mittel, das Gaunerthum so recht ungescheut an's Tageslicht treten zu lassen; wir haben gesehen, daß es lange vorher schon existirte, daß somit die Revolution es nicht selbst geschaffen, sondern das schon Existirende nur in seiner Gesammtheit hervorrief.

Das war aber und blieb immer noch eine allgemein verbreitete Schwäche der Staaten, daß man nicht an das Ganze der Erscheinung, sondern nur an die vom Schlaglichte der Entdeckung beleuchtete Einzelgruppen glaubte, deren hervorragende Glieder man mit barbarischer Strenge vom Erdboden vertilgte, und sich damit beruhigte, als ob das Werk der rechtlichen und sittlichen Restitution damit vollständig gethan sei.

Eine Eigenthümlichkeit des Räuberwesens darf nicht unerwähnt ge-

lassen werden: es ist der Umstand, daß es von jeher den allerdings organisirten Räuberbanden an bestimmten Führern gefehlt hat, denen eine beständige Disziplin und Obergewalt über die Untergebenen zugestanden hätte. Die Räuberromanschreiberei nimmt zwar immer eine oft wunderliche Figur zum Hauptmann an, es ist jedoch aus der großen Gaunerliteratur konstatirt, daß die Banden allerdings einem Mitgliede, das sich sowohl durch Körperkraft, Muth, Scharfsinn, geistige Ueberlegenheit auszeichnete, gewisse Vorrechte einräumten, seine Vorschläge meist berücksichtigten, daß sie aber ein solches Mitglied nie als Chef und Befehlshaber anerkannten, dem unbedingt Folge zu leisten war. (Vrgl. die Räuber in Oberschwaben in den Jahren 1818—19, von Dr. M. P. Stuttgart 1866). Die Banden hielten sich zwar zusammen, sie wählten aber für jedes einzelne Unternehmen einen Bahnherren, „Balmassematten", dem kühnsten und unterrichtetsten, dem unbedingt Gehorsam geleistet wurde, aber nur so lange, bis das Unternehmen vollendet und die Beute getheilt war. Rasch ging die Bande sodann auseinander, um in neuer Gruppirung an andern Orten andere Unternehmungen zu beginnen. Insofern kann man von den Banden eines Nicol List, Krummfinger-Balthassar, Schinderhannes, Bregenzerseppel ꝛc., und von einer Gießener-, Hessischen-, Bayerischen-, Moselschen Bande reden. Gewöhnlich gingen die Namen der Banden nicht von den Räubern selbst, sondern von Behörden und vom Volke aus.

Bei 100 Jahre hauste in dem Dorfe Mersen bei Mastricht ein verworfenes Räubergesindel inmitten einer friedlichen Bevölkerung. Was zur Wahl dieses Ortes beitrug, war einestheils die Nähe des holländischen und brabantischen, des Lütticher, des Jülicher und Aachener Gebietes, die Leichtigkeit, mit der man bei Verfolgungen von einem Gebiete auf das Andere übersiedeln konnte, sodann der Zusammenfluß einer Menge umherstreichender Handelsjuden, die den Verkauf des Gestohlenen förderten.

Eine entsetzliche Bande existirte im französischen Var-Departement. Der Präfekt wußte sie durch einen entschlossenen französischen Vertrauten in ein abgelegenes Haus der Gemeinde Aups zu locken, welches vorher unterminirt war. Nachdem die Räuber in demselben versammelt waren und der Vertraute sich entfernt hatte, wurde die Mine angezündet und das Haus in die Luft gesprengt. 25 Räuberleichen und 15 halbverbrannte Räuber fielen dabei in die Hände der — Justiz!

Mit der Mersener Bande stand auch die Brabantische (1790) unter Picard Kotzo, die Crefelder, die Neußer und die Moselbande in inniger

Verbindung. Die Letztere hauste namentlich an der Mosel und auf dem Hundsrück. In dieser Gesellschaft thaten sich namentlich der Grobschmied Hans Bast Nicolai, Philipp Ludwig Mosebach aus Lipshausen, der Lehrmeister des Schinderhannes und der ruchlose Johann Müller, ein ehemaliger Jesuitenzögling, hervor. Endlich war mit dieser Bande die des Schinderhannes (Johann Bückler) verbunden, welche im Anfange nur unbedeutende Buschkleppereien besonders gegen reisende Juden verübte und sich auf den Bezirk von Trier bis Frankfurt und Mannheim beschränkte. Unter ihr machten sich furchtbar die berüchtigten Namen des schwarzen Peter (Peter Petri), Johann Leiendecker, des schwarzen Jonas ꝛc.

Mit diesen Banden, aus welchen und neben welchen noch eine Menge kleinerer existirten und in Verbindung standen, ist die große Räubergruppe geschlossen, welche ein Jahrzehnd hindurch der Schrecken namentlich des linken Rheinufers war. In den Tausenden von Verbrechen, welche von diesen Räubergesellen begangen wurden, erkennt man überall das vollendete Räubergenie fast aller Genossen, die feinste List und Verschlagenheit und die größte Sicherheit und Verwegenheit in Ausführung der ausgedachten Pläne, die ungeachtet der Menge der Verbrechen und der Gleichartigkeit ihrer künstlichen Formen, bei jedem neuen Verbrechen neues Erstaunen erregt. Kunstsicherheit und Hang zur Wollust und Schwelgerei gab ihnen hiezu den Muth. Das wilde Treiben vor, während und nach den Räubereien ließ ihnen keine Zeit, über ihr Leben nachzudenken und den Glauben an ein einstiges trauriges Ende in ihrem Innern aufkommen. Doch auch mit allen diesen Banden ging's zu Ende und die Geduld der Behörden war erschöpft. Die Crefelder und Neußer wurden 1797 und 1798 ergriffen und verurtheilt, die übrigen zersprengt, im September 1799 kam die Moselbande größtentheils an's Messer, 1796 die Brabanter. Zwei Jahre später ging die Mersener Bande auseinander, nachdem sie am 18. April 1798 in dem Städtchen Eupen das Haus eines Wechslers im Sturm genommen und demselben 60,000 Franken geraubt hatte. 1800 wurden von der holländischen Gesellschaft sieben Haupträuber im Haag gehängt.

Am 21. November 1803 wurde Schinderhannes (Johannes Bückler) mit 19 Mitgliedern seiner Bande zu Mainz guillotinirt, 21 wurden zu Ketten- oder Zuchthausstrafe verurtheilt. Rudimente dieser zersprengten Bande fanden sich später wieder an den beiden Ufern des Main, im Spessart und Odenwald zusammen.

Zu dieser Gesellschaft gehörte der in der aargauischen Kriminalgeschichte oft genannte schwarze Hans, Bürstenhans, oder der gemeinhin unter dem Namen Pechbub bekannte gefährliche Gauner Johann Grünacher aus Mettau, Bezirks Laufenburg, dessen Einbrüche und Diebstähle die Zahl eines halben Tausend erreichen und der seiner Gemeingefährlichkeit wegen bei dem damaligen strengen Kriminalgesetz zum Tode verurtheilt, und am 30. Oktober 1806 in Laufenburg hingerichtet wurde.

2. Der Pechbub.

Am Morgen des 19. August 1805 waren die Bewohner der guten Stadt Laufenburg in besonderer Aufregung. Vor allen Häusern standen Leute in Trüppchen zusammen und sprachen eifrig über den einen Gegenstand, der die ganze Stadt gleichmäßig zu interessiren schien.

Seit 1779, als Hans Feldmann, der Geiger, in der Nacht des Pfingstdienstag in einem Waidling glücklich den Rheinfall passirte, war kein Ereigniß mehr im Städtchen vorgekommen, das so ungetheilt die Aufmerksamkeit Aller in Anspruch nahm. Unbestimmte Gerüchte flogen hin und her: man hätte letzte Nacht einen „Hauptschelmen" eingefangen und im „Schwertlisthurm" verwahrt. Gewisses aber wußte Niemand.

Da bogen gerade hochgetragenen Hauptes die beiden Stadtsoldaten Dominikus Weber und Franz Winter, vom Rathhause herkommend, mit wichtigen Amtsmienen in die Marktgasse ein. Man sah es ihnen deutlich an, daß etwas ganz Außerordentliches vor sich gegangen sein mußte. Seit dem 14. Herbstmonat 1803, als die Stadt Laufenburg dem Staate Aargau den Huldigungseid darbrachte und die Beiden von ihrer Stellung als churbadische Hatschiere in den republikanischen Dienst übertraten, hatte man die Polizeimänner nicht mehr so feierlich durch die Straßen der alten Waldstadt schreiten sehen.

Die beiden Amtspersonen, die sich heute in ihrer Würde fühlten, wurden umringt und sollten Auskunft geben, wer der berüchtigte Mensch sei, dessen Gefangennahme sie bewerkstelligt hätten.

Die Beiden konnten nun freilich solchem Andrange gegenüber nicht länger widerstehen und platzten denn mit einem Male heraus:

„Der Pechbub ist's, den wir gefangen haben!"

„Der Pechbub!"

Alles athmete auf, denn nun wußte man, was an der Sache war;

man wußte auch, daß man nun von einem gefährlichen Strauchdieb befreit war, wenn er feſt im „Schwertlisthurm“ beim obern Thore ſaß.

„Wir hatten ordentlich Mühe, ihn geſtern Abend in Mettau zu bekommen. Erſt Nachts 11 Uhr haben wir ihn gefeſſelt in die Stadt gebracht! Aber das iſt ein Kerl, ich glaube, er kann hexen und bannen.“

„Jedenfalls,“ fuhr des Vorredners Kollege fort, „muß man ihn feſtſchließen und doppelt bewachen, denn für den Kerl möchte ich nicht garantiren!“

„Höre, Dominik,“ fiel der Polizeimann Franz Winter ihm in's Wort, „zu lange plaudern dürfen wir nicht, wenn wir vor den Herren des Oberamts wieder in Mettau ſein wollen.“

„Du haſt Recht, Franz! Wir wollen uns auf die Füße machen. Wißt Leute, die Herren vom Oberamt fahren jetzt ſogleich nach Mettau hinaus, um den Vater des Pechbuben zu verhören. Der ſoll auch nicht ganz ſauber über's Nierenſtück ſein. — Doch wir wollen gehen, lebt wohl zu Mittag!“

Die beiden Stadtſoldaten machten rechtsumkehrt und marſchirten zum untern Stadtthor hinaus, indeſſen die Neugierigen, die auf der Straße ſtanden, ſich dem „Adler“ zuwandten, dem reſpektabelſten Gaſthaus der Stadt, wo ſchon Kaiſer und Könige logirt hatten und vor dem ſchon lange beſpannt eine große Kaleſche ſtand, von dem Spotte des Laufenburgers mit „Maria Himmelfahrt“ betitelt. Bald erſchienen auch, von dem Poſtmeiſter Scholl zum Wagen begleitet, die Herren Oberamtmann Fendrich und Gerichtsaktuar Umber. Indeſſen die Amtleute zum Thore hinaus an ihren Beſtimmungsort Mettau fuhren, verfügten ſich die Umſtehenden in die zahlreichen Gaſthäuſer, um bei einem Frühtrunk das Ereigniß des Tages in aller Gemüthsruhe und unter Mithilfe eines zungenerleichternden Markgräfers vom geſegneten Jahre 1804 zu beſprechen.

* * *

Anno fünf zog ſich längs des Rheines noch nicht die prächtige, breite Rheinſtraße hin; es war ein holperiger Fahrweg, der die Ortſchaften des Rheinthals mit dem neuen Bezirkshauptorte Laufenburg verband, es bedurfte deßhalb einer geraumen Zeit, bis das Fuhrwerk der Amtsherren bei der Fähre von Etzgen in das etwas rauhe, doch wohlgepflegte Mettauerthal einlenken konnte. Das Dorf Mettau, wie faſt das ganze Thal,

gehörte früher zum fürstlichen Damenstifte Säckingen, sein Name kommt schon in einer Urkunde vom Jahre 1296 vor, wo Herzog Albrecht von Oesterreich die sechs zu Säckingen residirenden Pfarrer der Kirchen von Murg, Riesolvingen, Mettau, Hornussen, Sulz, Rheinsulz und Zutzgen in seinen Schutz nahm. Das Dorf liegt am südlichen Abhange des Kalkberges, der es von dem zur Pfarrei gehörenden Schwaderloch trennt. Kirche und Pfarrhaus stehen fast zu unterst im Dorfe in der Richtung nach dem Rheine hin.

Gerade unterhalb des Pfarrhauses und der Kirche, mit dem obern Gibel gegen die beiden Gebäude gerichtet, stand das Haus, das damals der unter dem Namen „Pechbub" bekannte Gauner bewohnte. Der Bach, der am nördlichen Bötzberg zwischen Hottwyl und der Ruine Besserstein entspringt, floß hart unterm Gibel des genannten Hauses vorbei. Das mit Stroh gedeckte Haus ist im Jahre 1846 abgebrannt und gehörte früher einer Familie Kielholz, die den vordern bessern und wohnlichern Theil bewohnte.

In dieses Haus nun traten die Amtsleute, mit den beiden Stadtsoldaten. Ihr Fuhrwerk hatten sie beim Sternenwirth Josef Oeschger eingestellt, wo Friedensrichter Josef Müller von Oberhofen bereits der Ankunft der Beamten harrte. Durch einen langen Gang traten diese links in die Küche und dann in die Stube, die mit nur einem Fenster versehen, zugleich Wohnstube und Schlafkammer des Stephan Gränacher, genannt Schmittensteffen, war.

Bevor wir das Verhör der Amtsleute mit dem Vater des Pechbuben belauschen, wollen wir den Vater selbst etwas kennen lernen.

Weder in den Bürgerregistern der Gemeinde Mettau noch in den Pfarrbüchern ist der Familienstand des Mannes aufgeführt. Durch die gefällige Mittheilung des Herrn Lehrer Brogli in Mettau, dem ein 80jähriger Mann die Geschichte des „Pechbuben" erzählte, erfuhr ich seiner Zeit, daß Stephan Gränacher in den Jahren 1750 bis 1760 mit Frau und Kindern aus der Fremde heimgekommen war. Man kannte ihn aber in Mettau nicht mehr und wollte ihn auch nicht als Bürger anerkennen, obschon er darauf beharrte, aus der Gemeinde zu stammen. Endlich fanden sich im Steinhof zu Wyl Akten vor, woraus erhellte, daß Stephan Bürger der damaligen Gesammtgemeinde Mettau war, wozu die jetzigen politischen Gemeinden Etzgen, Oberhofen und Wyl gehörten. Da man nun diesen Thatsachen gegenüber dem Einwanderer die Wiederaufnahme

in den Bürgerverband nicht verwehren konnte, ließ sich Stephan Gränacher, vulgo Schmittensteffen, in Mettau häuslich nieder. Stephan hatte drei Kinder, Johann, auch Steffihans, Bürstenhans, gewöhnlich aber Pechhans oder Pechbub genannt, da er früher Pech brannte und damit hausirte; ferner eine Tochter Magdalena, die in Möhlin einen Scheerenschleifer geheirathet hatte, und die zweite Tochter, Walburga (Burgeli), welche in Kaisten verehelicht war, und die Mutter des im Jahre 1850 hingerichteten Raubmörders Johannes Rebmann (Hobelhans) wurde, wie denn auch der Apfel nicht weit vom Stamme fällt.

Manchmal hatte Fridolin Kielholz bedauert, den Hausantheil an den Schmittensteffen verkauft zu haben, da sich der Hausbewohner bald als ein übelbeleumdetes Subjekt erzeigte. Die Leute sagten zwar, Schmittensteffen „stehle nicht," aber was er sehe, „heiße er mitkommen". Ungeachtet des bösen Leumdens stellte ihn die Gemeinde, weil er arm war und ohnehin hätte unterstützt werden müssen, zum Bannwart und Feldhüter an. Der Bock erhielt somit das Gärtneramt, das er auch getreulich in seinem Nutzen verwaltete, indem er Alles, was er in's Haus brauchte, Erdäpfel, Kraut, Salat, Bohnen, Kabis u. s. w. als Vorausbezahlung seines Hüterlohns betrachtete und „mitgehen hieß." Den Kindern zeigte er frühzeitig, wo sie etwas „holen" könnten und lernte ihnen professionsgerecht die Kunstgriffe des „Handelns" d. h. des Stehlens; namentlich lernte Johann das „Schmusen" (die Unterhaltung in der Gaunersprache) sehr bald. In Fridolin Kielholzens Haus wurde der damals noch in Naturalien bezogene Zehnten, der in Getreidefrüchten und Wein bestand, aufbewahrt. Damit man nun zu den gestohlenen Kartoffeln auch Sauser (neuen Wein) hatte, mußte der Sohn, wenn der Vater zu diesem Behufe dem Matoff (Zehntkeller) einen Besuch abstattete, uf T'schmir scheffte, d. h. auf der Wache stehen und aufpassen, ob man das Licht im Keller sehen könne. Ob solchen und andern Proschereien (Diebereien) wurde der Sohn öfters eingesteckt und bestraft, aber nicht gebessert. Der Sohn beschuldigte oft den Vater, dieser hätte ihn zum Stehlen angeleitet, und der Vater erklärte, der Bub sei sonst ein nichtsnutziger Kerl, und das Brummen im Thurm schade ihm gar nichts. Trotz der gegenseitigen Hilfeleistungen mochten Vater und Sohn einander nie leiden und hatten Streit und Händel, so oft sie beisammen waren.

Ich komme später noch kurz auf die Jugendgeschichten des Pechbuben zurück.

Im Verhöre erzählte der 75 Jahre alte Stephan Gränacher die Lebensgeschichte seines Sohnes, unumwunden und umständlich, soweit sein Gedächtniß einen getreuen Bericht zuließ.

„Ja schauet, meine Herren, mein Bub ist halt ein böser Kerl und hat schon lange den Tod verdient. Er hat Anfangs, seit er wieder bei mir ist, seine Familie durch Betteln ernährt, auch brachte er oft Erdäpfel heim, ich weiß nicht woher. Das ging dann nicht lange, so zog er wieder umher und ist bald acht bis zehn Tage, bald drei bis 4 Wochen weggeblieben, wo er sich herumgetrieben, kann ich nicht sagen. Kam er wieder zurück, so hat er immer Geld genug gehabt, ganze Hände voll, dann ging er in's Wirthshaus oder ließ sich Wein nach Hause kommen und trank, bis er betrunken war. Mit meiner Tochter, dem Burgeli, hatte er immer Streit und manchmal gesagt: „das Maidli müsse ihm noch sterben; Gott solle ihn ewig verdammen, wenn er es nicht thue!" Gearbeitet hat er nie, dagegen hie und da ein Bürdeli Holz geholt. Seine Frau, die Leonore, bettelte oft tagelang umher; er brachte dagegen manchmal 6 bis 8 Pfund Fleisch mit heim; wo er es her hatte, weiß ich nicht. War keines mehr da, so „holte" er wieder. Sehr oft kamen Kameraden zu ihm, namentlich zwei große starke Männer, der Eine mit, der Andere ohne Haarzopf. So viel ich weiß, war der Eine, der Peter, mit meinem Sohn ein Jahr und drei Tage zu Pforzheim im Zuchthaus. Ich habe Beide ordentlich gefürchtet. Gekleidet waren sie, wie die Leute im Sundgau (Elsaß), in graue Röcke; der Eine trug lange, der Andere kurze Hosen. Sie sprachen Sundgäuisch. Mein Sohn ist vogelfrei und „verpanniſirt" und darf nicht mehr in's Markgrafenland. Der Peter, ich glaube, er ist aus dem Leimenthal, war manchmal hier, das letzte Mal vor etwa 10 bis 12 Wochen. Einmal war er mit noch einem Jauner hier und einem Bauernmensch. Des andern Tages gingen alle drei mit meinem Sohn in's Frickthal und blieben drei Tage dort. Mein Sohn kennt das Weib wohl, er ist lange mit ihm herumgezogen. Das Kind, das sie haben, hat die Sohnsfrau auch noch übernehmen wollen, sie könne es dann für das ihrige ausgeben. Mein Sohn hat mich manchmal aufgefordert, es mit ihm zu halten: wenn man einig wäre im Haus und ich mit ihm hielte, dann würde es besser gehen, meinte er. Er hat mir oft Wein gebracht, ich habe aber nicht davon getrunken, weil ich glaubte, es sei Gift darin. Er hat immer von Gift geredet. Er brachte auch einmal einen ganzen Klumpen weißen Arsenik. Durch Unvorsichtigkeit bekam meine Tochter, das Burgeli, davon, als es

seinem Kinde, das schon vor einer „Kehre" (ein längerer Zeitraum) gestorben ist, Brei geben wollte; ich weiß nicht, wie es kam, kurz sie wurde so geschwollen, daß wir glaubten, „es nehme sie" (sie werde sterben). Der Bartscherer Antoni selig sagte, wir sollten brav Garn in süße Milch einweichen und ihr die Milch eingeben. Wir thaten es und das Burgeli wurde bald wieder gesund. Ob mein Sohn das Gift ihr beigebracht hat, weiß ich nicht zu sagen.

Die Diebstähle, die der Hans begangen, kann ich nicht alle erzählen, es sind vielleicht gegen hundert gewesen. Der „Kerl" stahl gern Betten. Es war ihm Alles anständig (genehm), Fleisch, Eisenwaaren, kupferne Häfen u. s. w. Im letzten Frühjahr verbrannte die hiesige Trotte. Von diesem Brande hat er immer ganz geheim gethan, aber ich könnte bei allen Heiligen versichern, daß er die Trotte angezündet hat. Der Leimenpeter aus dem Sundgau, ein großer sechsschühiger Mann mit schwarzem Backenbart, sagte mir selbst bei seinem letzten Besuch: der Hans, mein Sohn, habe die Trotte angezündet, er habe es ihm einmal eingestanden.

Meinen Sohn lehrte ich Baumwollentuch weben. Das Tuch trug er heim und brachte das Geld mit schlechten Gesellen und Weibern durch. Ich erhielt nie etwas von dem Lohn. Auch machte er mit dem Tuche viele Betrügereien, indem er es näßte, damit es schwerer wurde. Einmal wurde er aber erwischt und von einem Brugger Fabrikanten tüchtig durchgekarwatscht. Ich trug nun von da an das Tuch selbst nach Haus; er wurde deßhalb bös, ging darauf bald, es sind etwa 23 bis 24 Jahre seither, unter die Soldaten. Mein Sohn hat manchmal gesagt, wenn er gefänglich eingezogen werde und allenfalls in's Schellenwerk nach Baden komme, so werde er nicht lange dort sein. Das Erste nach seiner Befreiung sei, daß er das Dorf Mettau an allen vier Ecken anzünde. Er gehe dann nach Ungarn, dort könne man ihn nicht holen.

Soweit die abgekürzte Erzählung des Vaters, der die Amtsleute beschwört, man solle den Hans nur recht verhören und gut verwahren, damit er nicht herauskomme und ihn und seine Tochter und das ganze Dorf unglücklich mache.

* * *

Johann Gränacher war auf eine Anzeige seines Vaters hin verhaftet worden. Bei seinem Verhöre haben wir nun Gelegenheit, den Bürstenhans genau zu betrachten.

Der Pechbub war nach den Akten des Gerichtsprotokolls ein großer Mann, faſt ſechs Fuß hoch. Sein rundes röthliches Geſicht, das eine lange dicke Naſe beſchattet, wird eingerahmt von kurzgeſchnittenem ſchwärzlichem Haar, das ſchon beſonders an der rechten Seite ſtark zu grauen anfängt; der Mann iſt 52 bis 54 Jahre alt. Genau iſt dies nicht zu ermitteln geweſen. Sein Name ſteht weder in einem Tauf- noch Bürgerbuch. Gewöhnlich trug er einen weißzwilchenen gewobenen Rock; am Morgen des 19. Auguſt 1805 aber vor dem Verhör hatte er einen grünen, mit kleinen aufgewürfelten Carreaux gezeichneten, etwas abgeſtoßenen, mit grüntuchenen Lappen geflickten langen Rock ohne Kragen. Bei der heißen Sommerzeit trug der Pechbub daher kein Halstuch, dagegen ein ganz abgeſchabtes Bruſttuch (Leiblein), das ehemals von ſchwarzem Sammet geweſen ſein mag; dazu kurze hellbraune Spitzhoſen mit weißblechernen platten Knöpfen ohne Hoſenband, graugarnene Strümpfe und grobe ſtarkbeſchlagene Schuhe. In den Händen hielt er den üblichen Dreiſpitz, den ſog. „Dreiſchnörenhut".

Nun wurde Gränacher in Gegenwart der Verhörkommiſſion, die der Amtmann Fendrich präſidirte, unterſucht. Man fand bei ihm nichts als Stahl, Zunder und Feuerſtein ſowie ſieben große dicke, eiſerne Leiſtnägel. Als man den Oberkörper des Gefangenen entblößte, ſah man ſeinen Rücken zerfleiſcht, zerſchlagen, von Narben bedeckt und mit deutlichen Spuren der Brandmarkung. Der Oberamtmann ließ ihn daher in enge Verwahrung bringen und mit einem Doppeleiſen, an welchem zwei enge eiſerne Handſchuhe angebracht waren, ſo ſchließen, daß die Hände wenigſtens eine Elle weit auseinander zu ſtehen kamen und ſomit unmöglich zu befürchten war, daß Gränacher ſich derſelben zum Entweichen bedienen konnte.

Dieſe Vorſicht des Feſtſchließens ſchien um ſo nöthiger zu ſein, als während des Verhörs eine Deputation von Mettau erſchien, welche inſtändig bat, den Gränacher ja recht feſt zu ſchließen und zu bewachen, da derſelbe ſchon mehrmals laut gedroht hatte, nicht nur ganz Mettau in einen Aſchenhaufen zu verwandeln, ſondern die Dörfer des ganzen Thales zu verbrennen. Wirklich war die Furcht vor dieſem Menſchen nicht nur in Mettau groß, ſondern im ganzen Rheinthal verbreitet. Vater und Sohn galten zudem unter dem Volke als Heilkünſtler, Hexenmeiſter und Wettermacher, denen man nichts anzuheben vermöge und die ſich ſtich- und kugelfeſt machen können. *

* Die Frickthaler Bauern waren damals ſo ſehr vom Aberglauben befangen,

Des gleichen Abends 6 Uhr langte Gränacher's, der Hehlerei und Mithilfe an seinen Diebstählen beschuldigte Frau in Laufenburg ein und wurde mit derselben sofort ein summarisches Verhör aufgenommen. Des folgenden Morgens gegen 7 Uhr trat der Gefangenwärter in den Verhörsaal und zeigte an, daß Johann Gränacher bereits ein bedeutendes Loch in die Gefängnißmauer eingebrochen habe, daß es nur noch einer Viertelstunde bedurft hätte, um den Käfig leer zu finden. Das Verhör wurde abgebrochen und der Bezirksamtmann begab sich in Begleit der Assessoren Ducloux und Bleulin in den Thurm, um sich von der Richtigkeit der Aussagen des Gefangenwärters zu überzeugen. Der Augenschein bestätigte die Aussage derselben vollständig. Einige Wochen vor diesem Vorfall waren sämmtliche Gefängnisse inspizirt, das Fehlende ersetzt, und der bauliche Zustand verbessert worden. Seither hatte Niemand mehr darin gesessen. Der Gefangene wurde deßhalb sofort in das Gerichtshaus zurückgeführt, eine Bank daselbst zurecht gemacht und überhaupt Anstalt getroffen, durch das Mittel einer kräftig wirkenden Gedächtnißstärkung den Delinquenten nach damaliger Uebung zu einem Geständniß zu bringen. Es bedurfte jedoch der Ausführung dieser Maßregel nicht; Gränacher bat inständig, ihn zu schonen.

Er sehe schon, sagte er, daß es nichts mehr helfe, er wolle Alles gestehen, was er sein Leben hindurch gethan habe; er wisse schon, daß er den Tod verdient habe und deßhalb solle man ihm sein Recht anthun.

Der Oberamtmann glaubte diesen Moment der weichen Stimmung benutzen zu sollen, um ein vollständiges Geständniß des Delinquenten zu erlangen. Er erklärte ihm deßhalb, daß er ihm die Schläge erlassen werde, wenn er ihm seinen ganzen Lebenslauf ohne Umschweife erzählen und zu Protokoll geben wolle.

„Ich will ja gerne erzählen, was ich weiß, aber ich kann das nicht thun, wenn ich die Handschellen trage. Erlaubt, Herr Oberamtmann, daß ich sie jetzt ablege."

Die Bitte wurde gestattet.

Gränacher befeuchtete nun mit Speichel seine Hände, stemmte seine Kniee gegen die Querstange, welche die Hände in ziemlicher Entfernung von einander hielt, und mit einer raschen Bewegung, ohne daß man recht

---

daß man bei der Hinrichtung des G. herumbot, man werde den Pechbub gar nicht enthaupten können, sondern das Schwert des Scharfrichters werde machtlos abprallen.

bemerkte, wie es zuging, hatte er seine Hände wirklich von den Handschellen frei gemacht. Auf dieses Kunststück bildete er sich nicht wenig ein, ja es klang fast wie Hohn, als er den Richtern durch ein so überraschendes Beispiel dargethan hatte, wie ihre Vorkehren gegen seine Kraft ohnmächtig seien. Jedenfalls muß ihm das Leben nach dem mißlungenen Fluchtversuch überdrüßig geworden sein und er scheint sich damit ruhig in sein Schicksal ergeben zu haben.

* * *

Nun begann das Verhör.

Amtmann Fendrich. Wie heißt Ihr? Gebt ordentlich Antwort auf alle Fragen über Alter, Charakter und Religion.

Der Gefangene. Ich heiße Johann Gränacher. Mein Alter weiß ich nicht bestimmt, ich denke, ich werde gegen 50 Jahr alt sein, bin meiner Profession nach ein Leineweber, katholischer Konfession und verheirathet, ich habe zwei Kinder, das eine heißt Dila, ist drei Jahre alt, sein Patron ist in Spanien, das andere Johann, 3/4 Jahre alt.

A. Habt Ihr noch mehrere Kinder gehabt?

G. Ich kann es nicht sagen. Es ist mir keines zugetauft worden. Ich habe zwar im Sinne gehabt, eines zu mir zu nehmen, wenn es größer geworden.

A. Ihr werdet doch wohl wissen, wie viele Kinder Euere Frau gehabt hat. Warum sprecht Ihr so?

G. Meine Frau hat zwei Kinder gehabt, ehe ich sie bekam. Sie war gar kleinmüthig und wollte in's Wasser springen, da wir nirgends kopulirt werden konnten. Darauf ging ich zum französischen Kommandanten nach Rheinfelden,* der gab mir einen Befehl an den Pfarrer in Möhlin, den Taufschein des Kindes verabfolgen zu lassen, und als ich den hatte, so ging ich auf's Büreau in Rheinfelden und dann war's gleich richtig. Meine Frau hat mir seither noch drei Kinder geschenkt. Das dritte starb und liegt in Eschenz am Rhein begraben.

A. Was ist mit dem Kind, von dem Ihr sagtet, daß es Euch nicht zugetauft worden sei?

---

* Gränacher hatte eine Zeitlang in Frankreich gedient und sich namentlich auch unter den Jakobinern hervorgethan.

G. Es ist von dem Wehrer Mensch, es ist ein Bub. Sie ist des Zimmermanns Tochter von Enkendorf im Wehrerthal, ist vater- und mutterlos, zieht in der Welt herum und „kaspelet" Einen da, den Andern dort. Sie ist eine gute „Kaufmännin" (Hehlerin, Diebin), spolirt die Sachen aus und wenn sie irgend etwas weiß und Einen (Genossen) an der Hand hat, so holen sie es mit einander. In einem Sommer hat sie sieben solcher Mithelfer gehabt. Wenn man so zusammenkommt, erzählt man sich einander die Sache. Daß sie Alles ausspolirt, hat sie mir selbst gesagt. Oft sagte sie zu mir: „Da ist Geld, dort ist Tuch; hol' es. Bei Gott, Du bist ein Narr, wenn Du es nicht thust." Sie hat mir nie Ruhe gelassen, ich wünsche ihr nichts als den rechtmäßigen Tod; sie ist wie der leidige Teufel in allen Sachen und keinen Halbbatzen werth. Erst vor zwei Monaten war sie im Frickthal, sie läuft mit einem Ehemann aus Wittnau herum. Der Schwester desselben sollte ich ein Schwein aus dem Kamin stehlen, es sind aber arme Leute, konnt's nicht thun. Die Wehrerin hat mein Kind, es wird jetzt drei Jahre alt sein, zu Rodersdorf taufen lassen, sie schleppt es mit sich herum und noch zwei andere, uneheliche. Meine Frau ist mit ihr ein Jahr lang im Bisthum, Elsaß und Markgrafenland herum gezogen, während ich zu Pforzheim im Zuchthaus saß, wo sie mich einige Male besuchte. Als ich entlassen wurde, gingen wir durch das Elsaß hinauf, wo wir die „Wehrer Eva" gleich wieder antrafen. Ich jagte sie zwei Mal fort, das zweite Mal blieb sie dann weg. Ich zog nun mit meiner Frau dem Thurgau zu, nach Rorschach, St. Gallen, und in das Toggenburgische, dann nach Einsiedeln. Von da an über Zug nach dem Aargau und endlich nach Hause, wo ich dann wegen der abgebrannten Trotte von Mettau hieher in den Arrest kam. Auf meiner Reise habe ich mich überall mit Betteln durchgebracht. Ich hatte nämlich zwei Bettelbriefe bei mir, mit einem schönen „Signet" (Siegel), die ich von der Eva erhielt. Diese sagte mir, das Signet könne mir von Nutzen sein. Ich kam wirklich auch ordentlich damit fort. Nur in St. Gallen wurde mir der eine Bettelbrief abgenommen, ich konnte mich aber mit dem andern bis Maria Einsiedeln gut durchhelfen. Dort zerriß ich ihn.

A. Wie oft waret Ihr schon im Arrest?

G. Schon mehrere Male. Das erste Mal mit meiner Mutter (tröst sie Gott!) zu Lörrach. Mein Vater war Schuld daran. Ich war noch ein Bub und konnte nichts für seine Streiche. Es war in der theuern Zeit (1764?); ich war etwa 10 bis 11 Jahre alt, als mein Vater zu

der Mutter ſagte: er gehe in's Land hinunter, er wolle etwas holen, wir ſollten morgen auch kommen. Wir thaten es und als wir gegen Rimigen (?) hinunter kamen, ſo fing uns der Bannwart, der meine Mutter gleich kannte, auf, und mußten etwa 8 Tage in Lörrach ſitzen, wobei meine Mutter bei ihrer Entlaſſung noch ſieben Streiche erhielt. Es iſt mir, als ſei es erſt geſtern geweſen.

Das zweite Mal, als ich in Gefangenſchaft gerieth, war zu Wangen im Bernbiet. Dort wurde ich mit des Schneiders Geiſer's Familie in Langenthal bekannt, als ich beim Ammann Mummenthaler als Knecht in Dienſt ſtand. Des Geiſer's Tochter, die Eliſabeth, ein ſchönes Weib, lockte mich. Sie hatte vorher einen Schneiderburſchen aus der Pfalz verführt und zog mit ihm in der Welt herum. Sie ſprach die Gaunerſprache trefflich. Der Schneider galt auch als ein guter Kaufmann (Spitzbube). Da die Geiſer's etwas heruntergekommen, war ich von ihnen daher gern geſehen, wenn ich etwas brachte. Der Eliſabeth zu lieb ſtahl ich an drei verſchiedenen Orten und kam darauf vier Wochen nach Wangen in den Arreſt. Bei der Entlaſſung, bei der ich noch 10 Streiche erhielt, wurde mir verboten, des Geiſer's Haus wieder zu beſuchen; ich konnte aber das Haus nicht meiden, da die Eliſabeth krank war. Bei einem Beſuche wurde ich entdeckt und kam wieder auf vier Wochen in's Gefängniß, wurde über die Grenze gewieſen und diente dann im Solothurniſchen bei einem Bauern. * Ich konnte es aber nicht lange aushalten, ſondern kehrte nach Langenthal zurück. Auf Eliſabeths Geheiß ſtahl ich dem Metzger und Wirth Ulrich Beer zu Melchnau geräuchertes Fleiſch, wollte aber auch Geld holen, gerieth in das Schlafzimmer des Wirths, wurde erwiſcht und kam auf drei Tage nach Aarwangen und von dort nach Bern.

Dort wurde ich drei Mal verhört, da kam der Einmarſch der Franzoſen (6. März 1798), ich wurde mit 10—12 Stockſtreichen entlaſſen und über Büron dem Bisthum zugeführt. Ich gab der Langenthalerin Bericht, ſie möchte mir zuziehen, in acht Tagen war ſie bei mir und ſo hauſirten

* Am 17. Februar 1789 wurde dem Oberamtmann von Wangen von Seite des Kriminalgerichts Bern anbefohlen, falls die Geiſer darauf beharre, in Langenthal zu bleiben, ſo habe er deren Ehe mit Gränacher in der nächſtgelegenen katholiſchen Kirche vollziehen zu laſſen, und beide ſodann unter Androhung harter Strafe ſofort aus dem Lande zu weiſen.

wir im Luzerner und Zuger Gebiet herum mit Bürstenmachen. Wegen der „Religion" wurden wir uneins (!), sie ging heim und ich wieder meines Weges. Eine halbe Stunde vor Solothurn stahl ich auf einem einzelnstehenden Bauernhofe 8—9 Hemden und Bettwerk, wurde aber ertappt und nach Pieterlen in den Arrest geführt. Ich wurde dann mehrere Male verhört und in Solothurn in ein fürchterliches Gefängniß gebracht und drei Monate darin behalten. Bei meiner Entlassung (5. Juli 1797) wurde ich mit Ruthen gepeitscht und durch die Hatschiere an die Basler Grenze geführt. Nach einigem Herumirren lief ich wieder der Langenthalerin in die Arme.

Das Verhör, das sieben Stunden gedauert hatte, wurde hier abgebrochen, Gränacher hierauf festgeschlossen, in ein Blockhaus des Schwertlisthurmes (obere Thorthurm) abgeführt.

Die Langenthalerin und ich, erzählte Tags darauf (21. August) Gränacher in einem neuen Verhör, gingen nun nach Luzern und dem Pilatus zu, um rothes Moos zum Bürstenbinden zu suchen; mit der verfertigten Waare durchstrichen wir hausirend das Zugerbiet, und kamen in den Kanton Zürich. Mit Hilfe eines falschen Ehebriefes, den ich mir hatte machen lassen, gaben wir uns als Eheleute aus, zogen längere Zeit im Zürichbiet umher, wo wir sicher waren, bis wir in Schlieren, wo die Elisabeth bettelte, verhaftet wurden. Ich hatte nämlich in Zürich bei einem Metzger einen 25 bis 30 Pfund schweren Rindsstotzen geholt, den Elisabeth braten wollte und wozu ich beim Vogt in Schlieren den Anken stahl. Da der Vogt abwesend war, so wollte ich auch noch Werthvolleres holen. Ich machte Licht in der Küche, als gerade der Meister heimkehrte und sofort die Leute wach rief. Wäre er allein gewesen, so hätte ich ihm „Eins gelängt" (einen Streich versetzt); so aber wurde ich wiederum gefangen. In Baden wurde ich während zwölf Wochen mehrmals verhört, und wegen meiner vielen Diebstähle, die ich schon begangen, eine Stunde an den Pranger gestellt und von da bis an die große Brücke geführt, bis dahin mit Ruthen gestrichen, gebrandmarkt und zu lebenslänglicher Verweisung aus der Eidgenossenschaft verurtheilt. Ich mußte Urphede schwören und wurde endlich mit den Hatschieren gegen Leibstatt an die österreichische Grenze gebracht (13. September 1798).

Von da an ging ich dem Rheinthal zu, wo ich schon etwelche Bekanntschaft mit meiner zukünftigen Frau gemacht hatte, die da und dort bei den Leuten spann. Mit ihr ging ich durch's Schönauer Thal gegen den Belchen

und dann dem Münſterthal zu, wo ich bei einem Leinweber arbeitete. Meine jetzige Frau ſpann wieder und ſo ging's einige Zeit, bis ich in Schopfheim, wo ich dem Scherer daſelbſt ein Bett ſtahl, wieder erwiſcht wurde. Eingethürmt und nach 14 Tagen mit 8 bis 10 Stockſtreichen entlaſſen, wandte ich mich dem Basler Bisthum zu, wo mir meine Frau die ſchwarze Heidin (die Wehrer Eva) zubrachte. Wir Drei zogen nun mit einander im Bisthum herum und kamen nach Breiſach, wo der Geliebte der Wehrerin (der Maurer Joſef Müller) wohnte. Wir brachen bei demſelben ein, die Wehrerin half mit, fanden aber nichts als einige Betten, eine alte Matratze, altes Eiſen, zinnerne Teller und Pfannen. Das Roßhaar ſchnitten wir aus der Matratze und machten uns davon. Das Geſchirr gaben wir einem Bauern auf dem Schindlenboden, droben auf dem Berg, die Wolle nahm der Elſäßer Peter, der zu uns geſtoßen war, und die Betten verkauften wir in Rheinfelden für ungefähr 3 Neuthaler.

Unterdeſſen zogen der Peter, die Wehrerin und ich nach Adelhauſen auf den Schwarzwald, wo wir an Peter und Pauli 1803 einer Wittfrau Knellerin auf Anrathen der Wehrerin am hellen Tage während des Gottesdienſtes Tiſchtücher, Halstücher, Strümpfe, Anzüge, Garn, Schuh- und Lederwerk und Geld ſtahlen. Wir wurden aber verrathen und bei Lörrach von Hatſchieren und Bauern nach tapferer Gegenwehr eingefangen. Im Gefängniß in Lörrach blieben wir eilf Wochen und drei Tage und kamen auf ein Jahr nach Pforzheim in's Zuchthaus (ſiehe oben). Peter und ich wurden an einem Tage entlaſſen und mußten binnen drei Tagen das Markgräfiſche meiden. Wir gingen bei Raſtatt über den Rhein. Peter machte ſich voraus. Meine Frau und ich reisten das Elſaß hinauf, ſchifften bei Alt-Breiſach wieder über den Rhein, zogen in's Münſterthal und von dort über Alt-Breiſach in's Elſaß zurück nach der Schweiz. Von da ging's wieder in's Elſaß hinunter bis Straßburg, dann nach Breiſach. Es war gerade Erntezeit, wir halfen ſchneiden und hielten uns längere Zeit daſelbſt auf, gingen von da über den Schwarzwald nach dem Todtmoos, nach dem Thurgau und in den Aargau, wo wir endlich voriges Jahr (1804) gegen den Herbſt hin im Vaterorte Mettau ankamen.

Um Einzelheiten befragt, erzählte Gränacher von einem Schafdiebſtahl in Therwyl im Bisthum, den er ſchon mit dem erwähnten Elſäßer Peter (Peter Troger) und deſſen Vater (dem Hüninger Georg) beging, wo er auch einen Stier ſtahl, den ſie in Oltigen bei Altkirch verkauften, nachdem ihn der Mückenwirth Peter hinter Aeſch, der ihnen doch ſchon manch geraubtes

Stück Vieh abgenommen hatte, nicht hatte kaufen wollen. Ferner erzählt Gränacher von einem Kleider- und Gelddiebstahl in Grellingen, den sie (Peter, er und die Wehrerin) nie bekannt hätten und für den sie auch nie bestraft worden seien. Die Gauner hatten überall ihre Abnehmer.

Bald nach dem Grellinger Diebstahl gab's in Rodersdorf ein Familienfest. Gränacher's Frau kam daselbst nieder und kurz darauf auch die Wehrerin. Es wurde große Taufe gehalten und bei den zahlreichen Vorräthen an Lebensmitteln in Freuden gelebt. Die Wehrerin bekam als Pathen den „Dubakmann" (ebenfalls einen Kaufmann), Gränacher den Krämer Sepp von Liebetswyler, der mit kurzer Waare handelte.

* * *

Im Verhör vom 22. August bringt Gränacher neue Einzelnheiten aus seinem bewegten Leben zum Vorschein.

Vor ungefähr 27 Jahren (1778) diente ich in Basel bei Hrn. Rosenburger im Klingenthal auf der Bleiche. Einmal während der Heuernte hatte ich einen Eisendiebstahl begangen und war dabei vom Knecht des Herrn Hagenbach erwischt worden. Ich wurde in den Eselsthurm (auf dem Barfüßerplatz) während neun Tagen auf der Bärenhaut eingesperrt. Die Gefängnißthüre war schwach und leicht, ich entfloh. (Der Angeklagte gibt die Details dieser Flucht genau an.) Es war eines Sonntags Nachmittags zwischen 2 bis 3 Uhr. Als ich zum Steinenthor hinaus wollte, wurde dasselbe gerade zugeschlagen. Ich lief dann längs der Mauer hin, schwang mich über dieselbe und sprang 30 Fuß hoch auf einem Pfeiler hinunter. Beim Binninger Schäfer hielt ich mich dann einige Zeit auf und ging von dort nach Maria Stein, wo ich mir ein Paar Hosen erbettelte, da die meinigen durch das Hinunterrutschen an der Mauer zerrissen worden waren.

Vierzehn Jahre später kam ich wieder nach Basel, in der Hoffnung, daß man mich nicht mehr kennen werde. In der Eisengasse beim Wirth Scherer an der Rheinbrücke, trank ich ein Glas Wein; aber die Hatschierer, die mich auf der Liste hatten, erkannten mich sofort und so wurde ich in das Schellenhaus gebracht, wo ich 12 Wochen saß, an den Pranger gestellt und mit Ruthen gepeitscht. Es waren nämlich zu selbiger Zeit mehrere Bleichen bestohlen worden und man hatte mich im Verdacht. Ich wurde hart examinirt, man schrieb an alle Orte hin, wo ich schon gesessen hatte und ließ sich die Akten kommen; darum fiel der Urtheilsspruch so hart aus.

Von Basel freigelassen, lief ich in die Welt hinein, durch's Markgräfische nach Straßburg, von da die Rheinstraße hinunter bis unterhalb Speyer, der Mosel zu. Im Bienwald bei Hagenau und in dieser Gegend ließ ich mich (1792) unter eine Gaunerbande, die 23 Köpfe stark war, engagiren. Diese Bande wohnte in dem genannten Walde in einer Felsenhöhle; sie war gut bewaffnet, mit einer Menge Mordgewehre, großen Messern und Pistolen. Wie ich aus ihren Reden entnahm, war sie nicht vollzählig beisammen, denn es existirten noch mehrere Abtheilungen. Sie hatten sieben „Menscher" bei sich und erzählten noch von mehrern. Ich mußte dem Anführer unserer Abtheilung, der ein Preuße war und Meinrad hieß, einen Eid schwören folgenden Inhalts: nie ein Mitglied zu verrathen, bei Verlust des Himmels, der Seele und der Seligkeit getreu alles Gestohlene angeben, für einander das Leben lassen und einem Jeden, wenn er in Gefangenschaft gerathen, auf alle Weise und Art zur Flucht zu verhelfen. Allen Anzeichen nach gehörten sie zur Gesellschaft des „Schinderhannes".

In der Höhle waren 3 bis 4 Betten, darin die Weiber schliefen, die Männer lagen in Stroh, Laub oder Moos. Abwechselnd mußten vier, sechs, acht bis neun Mann auf Raub ausgehen, jedesmal nahmen sie ein Weib mit sich. Ich war etwa 11 Tage bei der Bande, als die Reihe an mich kam. Man zog gegen einen mir unbekannten Bauernhof, wo ich ungefähr 50 Schritte von demselben entfernt, Schildwache stehen mußte. Plötzlich erfolgten, als meine Kameraden bereits eingebrochen waren, zwei Schüsse, Alles entlief. Wir gaben zwar einander das Sammlungszeichen wieder, allein ein zweiter Angriff auf den Hof erfolgte nicht. Da man mich nur als Rekruten betrachtete und mich so scharf hielt, daß man mir immer einen Mann als Wache mit gab, der mit gespanntem Hahn die Pistole in der Hand hielt, und ich somit immer in Lebensgefahr schwebte, so hatte ich keine Lust zum Bleiben. Außerdem hatten die Mitglieder ihrer unsaubern Weiber wegen, die französisch (lang) gekleidet waren, täglich blutige Händel. Von ihrem Raube erhielt ich nichts als 11 Tage lang gutes Essen und Trinken. Ich entlief daher und machte mich aufwärts nach Straßburg, Kolmar, Sulz und Gebweiler und ging bei Neuenburg über den Rhein, reiste nach Degerfelden, von da auf den Riedberg, wo meine Frau in Arbeit stand. Ich bettelte auf der ganzen Reise hin und her, stahl aber nirgends.

Die Namen der Räuber sind mir nicht mehr recht erinnerlich. Einer,

der schon Soldat gewesen, hieß Flick von Schramberg, ein anderer Josef Vögelin, ein dritter Wunderlin, war aus Schwaben, einer Klein (war trotzdem ein großer Kerl), ein fünfter Augustin u. s. w. Es waren jedenfalls nicht ihre eigentlichen Namen; ihre Gaunernamen änderten sie täglich; sie stellten mich Anfangs stark auf die Probe, fragten mich, ob ich nicht auch eine „Guge" (Loch in die Mauern) machen, mit einer Säge ein Gitter durchsägen konnte, daß man es nicht höre ꝛc. Ich machte ihnen vor, was ich konnte und nach abgelegtem Probestück nahmen sie mich auf.

Früher brannte ich Pech, erzählt Gränacher im Verhör vom 23. August 1805, (daher der Name „Pechbub"), da es mir aber verboten wurde und ich nichts mehr zu verdienen hatte, so sah ich mich um, wo ich etwas „kaufen" konnte. Meine Frau und die zwei Kinder handelten mit Bändern und Baumwollhemden; ich selbst machte Knöpfli, Förmli, Handschuhe, Finken, Bürsten und Schuhwachs und hausirte damit. Im Verhör vom 28. August sagte er: Ich habe hauptsächlich mit dem Leimen-Peter, der Wehrer Eva, dem Husarentrompeter, dem Krotzinger Heinrich, mit dem ich 12 Tage in Lenzburg im Gefängniß saß, dem Benedikt, der nach Amerika ausgewandert ist, und dem Geißen-Michel von Leibstatt zu thun gehabt. Sonst kannte ich noch viele aus den Gefängnissen und dem Zuchthaus; ihre Namen sind mir aber nicht mehr erinnerlich. Im obern Wirthshaus in Oltigen bei Altkirch traf ich oft mit dem Mutte, dem Welschfranz, auf dessen Kopf 100 Louisd'or gesetzt waren, dem großen Philipp, dem Sibillenhans, dem Hopsa-Liseli, dem Husarenpeter und dem Husaren zusammen. Der Sibillenhans und seine Beihälterin waren die Aergsten im Stehlen, sie hatten „trefflichen Geschmuck", goldene Ketten, Ringe u. dgl. Er wollte auch die „Schwarze" (Eva von Wehr) für sich engagiren und bot mir einen Neuthaler an; die Schwarze hatte nicht übel Lust, da kam aber die Annemarei, seine Konkubine, dazwischen und es wurde nichts aus der Sache. Meine Bettelbriefe machte mir der ehemalige Lehrer Dold in Mettau, der seiner Zeit beim verstorbenen Obervogt Scholl als Schreiber angestellt war. Er drückte auf zwei Briefe mein Signet; auch der Schulmeister in der Wyden bei Schönau machte mir einmal einen Paß und drückte sein Signet darauf. Dem Dold zahlte ich brav Branntwein, wovon er Liebhaber war, dem andern gab ich sechs Batzen. Ein gewisser Jakobli aus dem Siebenthal, ein Erzschelm und Konvertit, der aber sehr schön deutsch und lateinisch schreiben konnte, machte mir für die Langenthalerin einen Konvertitenbrief, den selbst der Fürstabt von Muri, als ihm

der Portner denſelben brachte, nicht durchthun, ſondern für ächt erkennen mußte. Dieſer Jakobli konnte trefflich Petſchaft ſtechen; in einem Wirthshaus zu Unterwalden, wo ich ihm brav Branntwein bezahlte, zeigte er mir 14 Signeten, die theils in Buchs, theils in Kupfer und Meſſing geſtochen waren. Er hatte auch das kaiſerliche Wappen mit dem Adler ſehr ſchön gravirt. Dieſer Burſche, der immer drei bis vier Weiber mit ſich führt, erhält ſich, wenn's nichts zu mauſen giebt, mit Betteln, Singen, Geigen und Schuhnägelmachen; er iſt ſchon ein altes graues Männlein. Auch der Krotzinger Heinrich war ein guter Signetenſtecher, er ſtach in Blei und Meſſing Kaufmanns- und andere Signeten; er konnte ſehr gut ſchreiben und machte Bettel- und Ehebriefe, falſche Päſſe und Wechſel. Es fehlte ihm nie an Geld. Mir hatte er einen Bettelbrief ausgeſtellt für einen verunglückten Kaufmann aus Zürich, der mir manchen Gulden eintrug.

Sonſt hatte ich keinen Verkehr mit andern Gaunern, müßte ich alle nennen, die ich kenne, ich hätte ein ganzes Jahr zu thun. Uebrigens tragen ſie ſtets andere Namen und iſt nicht darauf zu gehen. Während meinen Reiſen war ich ſtets unbewaffnet, höchſtens 6—8 Tage lang trug ich einmal eine Piſtole, ſonſt immer nur ein Meſſer. Ich hatte die Piſtole auch nicht einmal zur Vertheidigung gebraucht, ich hatte auch niemals die Abſicht, Jemandens Leben zu gefährden, auch habe ich Niemandens Leben bedroht. Daß ich aber wegen Mettau und meines Vaters Haus im Rauſch Drohungen ausgeſtoßen hätte, davon weiß ich nichts. Wenn es geſchehen, reut es mich. Auch wird mir zur Laſt gelegt, daß ich voriges Jahr die Mettauer Trotte angezündet hätte. Ich habe dies nie gethan und wenn man mir das Schwert an den Hals legte, könnte ich es nie eingeſtehen. (Gränacher hat auch dieſe That nie bekannt, auch Angeſichts des Todes nicht, es iſt daher nicht unwahrſcheinlich, daß er nicht der Brandſtifter iſt.)

Am 28. Auguſt wurde das ſummariſche Verhör beendigt und das Spezial-Verhör vor der gewöhnlichen Verhörkommiſſion den 12. September aufgenommen. Aber auch in dieſem ſummariſchen Verhör bekannte Gränacher noch eine ganze Menge Diebſtähle, die wir hier nicht aufgeführt haben. In den meiſten Fällen beging er ſie allein, ſelten in Geſellſchaft ſeiner Frau, ſehr oft unter Mitwirkung der Wehrerin, des Elſäßer Peters, der Liſabeth und anderer Genoſſen. Die Schwarze diente als Kundſchafterin und war ſehr geſchult in dieſem Fache, ſie hatte die Augen überall.

Nehmen wir an, was nach allen Berichten zutreffen mag, Gränacher ſei bei ſeiner letzten Verhaftung 52 Jahre alt geweſen, ſo fällt ſein Ge-

burtsjahr auf 1754, das ſeines Vaters, der 1806 im Alter von 76 Jahren ſtarb, auf das Jahr 1730. Mit 11 Jahren, alſo im Jahre 1765, begann ſein Vagabundenleben, als er mit ſeiner Mutter zum erſten Male auf die Reiſe ging und dabei verhaftet wurde. Aus dem Jahre 1775 finden wir eine Notiz, daß er ſich in der franzöſiſchen Revolution hervorgethan haben ſoll. In den Neunziger Jahren kehrte er mit ſeiner Frau Eleonore nach Hauſe und von dieſem Momente an begann das Diebshandwerk, bei dem ihm der ſchon genannte Geißenmichel von Leibſtatt, Michael Tanner, als Helfer und Hehler zur Seite ſtand. Alſo in dem kurzen Zeitraum von vielleicht 15 Jahren reihen ſich alle die Diebſtähle ein, die Gränacher ſelbſt auf die Ziffer von etwa dreihundert angibt, die ſich aber mit dem während ſeiner vierzigjährigen Gaunerlaufbahn begangenen auf ein halbes Tauſend belaufen mögen.

Im Verhör vom 21. Auguſt, in welchem Gränacher über eine Menge neuer ihm zur Laſt gelegter Verbrechen, Diebſtähle, Kirchen- und Straßenraub Auskunft ertheilen ſollte, brach er in folgende Worte aus:

„Ich kann über alle dieſe Diebſtähle keine weitere Auskunft ertheilen, ſie geſchahen alle vor 15 bis 18 Jahren, aber über Zeit und Ort und Umſtände kann ich nichts Näheres angeben. Geſchehen ſind ſie und ſie wären aber nicht geſchehen und um mehr als 200 bis 300 Punkte (Vergehen) zurückgeblieben, wenn ich mit dem Käppeliſepp und der Bernerin (Eliſabeth Geiſer von Langenthal) nicht bekannt geweſen wäre. Auch in Luzern, Zürich, Baſel und vielen andern Städten kann ich weder mehr die Häuſer nennen, noch die Art und Weiſe angeben, wie wir allzeit die Sachen bekommen haben. Ich bin halt unglücklich und meine, ich müßte oft verzweifeln und die Gnade Gottes werde mir nicht mehr theilhaftig. Oft glaube ich, ich ſei von böſen Feinden beſeſſen, doch wenn ich wieder ein andächtiges Vater-Unſer bete und an die vierzehn Nothhelfer denke, ſo ſchlägt mir die Uhr an der Wand und dieſe iſt mein Engel Gottes und bringt mich wieder auf den guten Weg. Ich bin halt ſchon auf der Welt in der Hölle und ſollte ich von meinen Herren in Aarau meiner Kinder wegen Gnade erhalten, ſo würde ich Zeitlebens büßen und täglich für die Regierung beten.“

Es iſt außerordentlich ſchwierig, ja ſogar unmöglich, aus den vier Bänden Prozeßakten den Lebens- und Verbrecherlauf Gränachers ganz chronologiſch feſtzuſtellen; das Gedächtniß iſt ihm in den Verhören untreu geworden, viele Vorgänge haben ſich in ihm ganz verwiſcht oder ſind in

anderer Form und zu andern Zeiten wieder aufgetaucht; auch hebt das Obergericht bei Uebermittlung des Urtheils hervor, daß die Untersuchung zur Feststellung der einzelnen Thatsachen nicht genau und zuverlässig genug geführt worden sei. Wollten wir alle die Kunstreisen verfolgen, die Gränacher mit und ohne Begleitung wiederholt ausgeführt hat, nach dem Thurgau, nach St. Gallen, in's Toggenburg, nach Einsiedeln, Zug, Aargau und dem Luzernerbiet, Nid- und Obwalden, nach dem bernischen Ober-Aargau und Oberland, wo er mit der Langenthalerin hausirte und stahl, in's Solothurnische, nach Bern und dem Seeland (in's Welschland wagte er sich nicht weiter als bis Freiburg, Murten und Neuenburg), nach Baselland, in's Schwarzbubenland, dann in's Leimenthal und Sundgau, wo er stets bekannte Gauner fand, in's Elsaß überhaupt, bis hinunter nach Breisach und zur Schinderhannes'schen Bande, dann das ganze Breisgau, den Schwarzwald bis hinauf nach Konstanz, wir müßten ein ganzes Heft diesen Landfahrten widmen. Die genannten Landstriche waren das Arbeitsfeld, auf dem sich Gränacher fortwährend bewegte. Seine Thaten verrathen durchaus keine Genialität, sondern sind bloß ein Ergebniß der angebornen Diebssucht, Frechheit, Unerschrockenheit, persönlichen Körperkraft, großen Zähigkeit und Ausdauer. An Intelligenz scheint es ihm keineswegs gefehlt zu haben, doch möchten die zahlreichen Verhaftungen auf das Gegentheil schließen. Bei namhaften Diebstählen hat er sich nie betheiligt, und möchte man daraus schließen, daß er für große Kombinationen kein Geschick besaß. * Er stahl förmlich nur für den Tagesbedarf, und da war ihm nichts zu gering. Zunächst hatte er es auf Geld abgesehen, das er meist in großen Bauernhöfen fand. Dann kamen die Lebensmittel: geräuchertes Fleisch, namentlich Speck und Schinken, dann auch Rindsbraten, Kuttelflecke, Hühner, Schafe, Widder, Ochsen, Wein, Brod, Mehl, Anken, Schmalz; eine Vorliebe besaß er für kupferne Kessel und Betten, die er zu Hunderten stahl, Kleider und Kleiderstoffe, Hüte, Hemden, Wäsche, Strümpfe, Garne, Tuche, Oel- und Aschentücher, Schafwolle, Mousseline, Indienne, überhaupt Kaufmannswaaren, Schuhe, Leder, Kalbfelle, Küchengeschirr, altes Eisen, selbst einen sechspfündigen

* Eines einzigen größern Diebstahls im Betrage von 1000 fl. ist Gränacher angeschuldigt, der in der Nacht vom 13/14. Nov. 1803 beim Handelsmann und Wirth Alois Leber, genannt Herrenschneider in Wehr begangen wurde; Gränacher hat indessen die Theilnehmerschaft fortwährend geleugnet.

Gewichtstein verschmähte er nicht, Wachs und Wachskerzen, Unschlitt, Seife, Tabak, silberne Schmucksachen (Ringe, Göllerketten ꝛc.), Löffel, Uhren, landwirthschaftliche Werkzeuge und tausend Dinge aller Art, insofern sie einigen Werth besaßen. Als Abnehmer für die gestohlenen Waaren und Gegenstände dienten Gränacher wieder andere Gauner, deren er in jeder Ortschaft welche kannte, die sein Weg streifte; auch die Wirthe waren oft willige Käufer, so der Wirth in Oltigen bei Altkirch, der Hirschenwirth in Biel-Benken, der Mückenwirth hinter Aesch, der Bärenwirth in Aarburg u. a. m. Endlich die Juden, welche mit den Gaunern oft in Verkehr standen. Keine Ortschaft, die der Pechbub durchwanderte, keinen Hof, wo er Unterkunft und Verpflegung fand, ließ er ungeschoren, immer mußte er etwas „mitlaufen" lassen. So beziffert sich die Zahl der Orte, wo er Diebstähle beging, auf viele Hunderte und mehrere wurden oftmals, bei jedem Ausflug heimgesucht.

* * *

Nach dieser Abschweifung kehren wir wieder zu den Akten zurück. Dieselben wurden am 11. Januar 1806 auf unfreiwillige Art für ein halbes Jahr geschlossen. Am 10. Januar war mit Gränacher ein Verhör abgehalten worden, über dessen Inhalt die Akten schweigen. Das Ergebniß des Verhörs mag vielleicht für ihn nicht sehr günstig ausgefallen sein, kurz der Gefangene fing an, sich nach der Freiheit zu sehnen. Es war ein kalter Wintertag, tiefer Schnee lag; der Sturm raste durch das Rheinthal und um die festen Mauern des Schwertlisthurmes. Der Pechbub hielt diese Zeit zur Entweichung sehr geeignet. Er entwich.

Wie er das vollbrachte, erzählt er in seinem Verhör vom 31. Juli, nachdem er wieder eingefangen worden war: Der Gefangenwärter hatte in jener Nacht vergessen, an die Ketten die beiden Schlösser anzulegen, wenigstens lag eines auf dem Ofen. Das Thürschloß war auch nicht sehr fest. Der Sturmwind ging stark, Niemand hörte mich arbeiten, wie ich das Schloß aufbrach und die Ketten von dem eisernen dicken Kloben, an welchen ich angefesselt war, los machte. Im Gesims am Fenster stack ein großer Nagel. Mit der Kette machte ich denselben los und brach die Riegelwand bei der Thüre durch, hob die Steine sorgfältig weg, legte sie auf's Stroh und schlüpfte durch die Oeffnung, als sie groß genug war. Die Wächter in der Nähe hörten bei dem Sturme nichts. In einem

untern Gefängniß befand ſich meine Frau; ich ging die Stiege hinunter, klopfte ihr, konnte aber die Thüre nicht öffnen.

Ich eröffnete Leonoren meinen Entſchluß zu fliehen, ſagte ihr, wo ſie mich treffen könne, nahm Abſchied, empfahl ſie in den Schutz Gottes und ging, vorerſt in die kleine Stadt und dann zum Thore hinaus. Der Stadtdiener Zürni kannte mich nicht. Ich hatte einen Teppich aus dem Gefängniß mitgenommen und über den Rücken gehängt, da es ſtark ſchneite. Ich ſagte, ich ſei von Hauenſtein und hätte mich im Wirthshauſe verſpätet, zahlte ihm ſeine zwei Kreuzer Thorgeld und erhielt auf meinen Batzen, den mir der Herr Pfarrer im Gefängniß für Tabak geſchenkt hatte, zwei Kreuzer heraus. Damit verließ ich die Stadt, ging nach Rhina, wo ich den Beſenbinder Ziriacks beſuchte. Es waren noch mehrere Bekannte da; ſie riethen mir, mich ſchleunig fort zu machen, damit ich nicht entdeckt werde. Ich blieb eine halbe Stunde daſelbſt und wanderte über Murg nach Säckingen und Brennet, Wehr und Gerſpach und blieb einige Tage auf dem Sattelhof.

Nun beginnt Gränacher eine unſtete Fahrt auf dem ganzen Schwarzwald herum, er wagt ſich bis in die Nähe von Freiburg, ohne aber die Stadt zu betreten. Vom Hof Eichbühl aus ſchickt er um Nachrichten in die Heimath wegen ſeiner Frau und Kinder. Was er vernimmt, iſt, daß ſeine Frau ſich noch immer im Gefängniß befindet, daß ſein Vater, der Schmittenſteffen, geſtorben ſei und ſeine Kinder von der Erbſchaft nichts erhalten hätten, daß er aber nicht in's Frickthal kommen ſolle, wenn er nicht Gefahr laufen wolle, gefangen zu werden. Auf dieſe Nachrichten hin ließ er einen Brief an den Friedensrichter nach Oberhofen ſchreiben, wie wehe es ihm thue, daß ſeine Kinder nichts von der Erbſchaft des Großvaters erhalten ſollten; er ermahne die Behörden, ſeine Frau aus dem Gefängniß zu entlaſſen (ſie war gerade zu jener Zeit in's Zuchthaus abgeführt worden), und den Kindern ihr Erbtheil nicht vorzuenthalten, „ſonſt werde es bös gehen".

Ob der Friedensrichter den Brief erhalten hat, iſt nicht bekannt geworden; den Brief ſelbſt ſchrieb die Hofbäuerin auf dem Eichbühl, die ſehr ſchön ſchreiben konnte und für den Pechbub das Romanusbüchlein und eine Kugelabweiſung ſchrieb. Der Pechbub ſetzte großen Werth auf dieſe Büchlein, da er wie alle Gauner und Zigeuner ſehr abergläubiſch war.

Vom Eichbühl, wo Gränacher mehrere Tage blieb, zog er wieder auf die Fahrt durch das Land. Zunächſt trieb es ihn ſeiner Heimath

entgegen, in Albbruck hielt er sich einen ganzen Tag auf bei den Leuten am Schmelzofen des dortigen Eisenwerkes; aber über den Rhein nach Mettau hinüber getraute er sich nicht. Von da zog er den Pfarrhöfen nach über Birndorf nach Waldkirch, Gurtweil, Ober-Lauchringen bis hinauf nach Schaffhausen. Von dort ging's nach dem Kloster Rheinau, durch den Kanton Zürich nach dem Thurgau, dann nach den Klöstern Karthaus, Däniken, Fischingen, über das Hörnli nach Rapperschwyl und über den Etzel nach Einsiedeln. Dort blieb er zwei Tage und kehrte dann durch den Thurgau nach Schaffhausen und dem Schwarzwald zurück. Hier trieb er sich lange Zeit herum, mit Bürsten hausirend, vom Bettel in den Klöstern lebend und bei Seinesgleichen übernachtend. Die Zahl der Diebstähle während dieser Zeit ist nach seiner Angabe gering. In Staufen erhielt er Prügel, weil er einen Bettdiebstahl nicht eingestehen wollte. In S. Trutpert saß er zehn Tage im Gefängniß, und wurde dann nach Freiburg transportirt.

Ueberall hatte ich, sagte Gränacher, falsche Namen führen müssen, da ich ausgeschrieben war. Aber meine Beichtväter in Einsiedeln (!) hatten mir selbst gerathen, andere Namen anzunehmen, ich solle mich aber dann bessern. In Pfaffenweiler, Ellschweiler u. a. O. hörte ich oft den Namen Josef Reinle, der Name gefiel mir und ich nahm ihn an.* Daß ich in Freiburg meinen wahren Namen zu Protokoll gegeben, kam daher, weil ich mich halt in Gottes Schutz und Willen gegeben hatte und weil ich sah, daß es nicht mehr länger so geht. Gestohlen habe ich auf der Einsiedler Reise nichts, denn das wäre nicht recht gewallfahrtet gewesen, besonders, da ich noch gebeichtet und kommunizirt hatte.

Von dieser Reise sagte Gränacher ferner, daß er keine Kameraden gehabt habe, dagegen habe er zwei Gaunerbanden auf dem Wald getroffen von je 5 bis 6 Personen, und zwar zwischen Menzenschwand und dem Bernauerthal und bei Todtmoos. Sie sprachen ihre eigene Gaunersprache, der Pechbube aber verstand Alles, was sie sagten. Mit Pistolen und langen Messern waren sie wohl bewaffnet. Sie besaßen eine eigene Manier, Hühner mit Brod an kleinen Angeln zu fangen. Sie sagten, sie seien Schweizer Leute. Auf dem Wald, erklärt Gränacher, kann man

* Gränacher führte außerdem noch die Namen Jakob Reinle, Jakob Frei, Meier, Nägeli, Ackermann von Mandach, Klein. Meist aber war er bekannt als Frickthaler Bürsten- und Finkenmacher.

einen Schelm nicht leicht fangen, denn es sind gar viele Leute, die es mit ihm halten. Wer einmal auf dem Wald gewesen ist, weiß das bald, und die Hatschiere dort oben sind nichts werth, denn sie saufen und fressen mit den Schelmen. Ich wollte sie sieben Mal zum Narren halten und ich bin doch nicht der schlimmste unter den Spitzbuben.

Es war die letzte Reise des Pechbuben gewesen.

In Freiburg im Breisgau hatte sie ihr Ende gefunden und damit die ganze Gauner-Laufbahn dieses berüchtigten Menschen. Am 10. Juli 1806 schrieb die kurbadische Kriminalgerichtskommission zu Freiburg nach Laufenburg, daß Johann Gränacher daselbst wegen Kesseldiebstahls gefangen sitze und daß man ihn auf erstes Begehren ausliefern werde. Das Bezirksgericht Laufenburg sandte seinen Sekretarius Umber mit dem Begehren um Auslieferung nach Freiburg und am 19. Juli ging dann auch Gränacher wohl verwahrt nach Laufenburg ab. Und nun erfolgten die letzten Verhöre, über die wir schon berichtet haben.

Mitte September 1806 legte der Verhörrichter dem versammelten Gericht die weitschichtigen Kriminalakten zur Beurtheilung vor. Die Verlesung erforderte drei Tage.

Das Gericht erkannte: „daß die Prozedur nach gesetzlicher Vorschrift verführt", und Alles dasjenige erhoben worden, welches nach dem eigenen Eingeständniß der Inquisit bekannt, daß das Verbrechen als glaubwürdig und durch die Generalunterſuchung konstatirt worden; daß obgleich mehrere Umstände nicht hinlänglich erhoben werden konnten, doch durch das eigene Geständniß des Gränacher als richtig angenommen werden müsse, daß die meisten Verbrechen erhoben und eine weitere Untersuchung um so unnöthiger falle, als dieser Mann ohne alles Vermögen sei, keinen Schadenersatz mehr leisten könne, und alle seine Kameraden unbekannte Männer seien, von denen man nicht einmal überzeugt sei, ob dieselben noch am Leben oder wo sie sich befinden. Bezirksrichter Düclour wurde nun als öffentlicher Ankläger und Bezirksrichter Bleuler als Vertheidiger gewählt.

Am 26. September wurde Klage und Vertheidigung vor Gericht öffentlich vorgelesen. Gränacher hatte der Vertheidigung nichts beizufügen. Tags darauf erfolgte das Urtheil.

Einhellig wurde die Frage, ob der Beklagte der Verbrechen, deren er beschuldigt war, überwiesen sei, mit Ja beantwortet, ebenso daß der Art. 154, Titel XIII des Kriminalgesetzes auf die erkannten Fälle angewendet werden müsse, nach zweimaliger Umfrage allgemein erkannt, daß

der Beklagte wegen der begangenen Verbrechen des Todes schuldig sei. Anwesend waren die Richter Fendrich, Egg, Dücloux, Bleuler und Leimgruber und der Gerichtsschreiber Umber.

Das Urtheil ging im Wesentlichen dahin, daß Gränacher nicht nur eine ungeheure Menge Diebstähle, Kirchen- und Straßenraub, mittelst gewaltsamen Einbruchs begangen; sein Unwesen immer in Gesellschaft von andern Räubern betrieb, und um eher stehlen zu können, Hunde vergiftete; daß er schon bei 28 Male im Kriminalarrest saß, gegeißelt, gebrandmarkt und für ewige Zeiten aus der schweiz. Eidgenossenschaft verwiesen wurde; daß er seit 40 bis 42 Jahren, während welchen er unablässig stahl, nie den geringsten Funken einer Besserung blicken ließ. Der vielen beklagten Diebstähle und Verbrechen sei er sowohl durch sein eigenes, freies und ungezwungenes Eingeständniß und durch eine Menge anderer Urkunden gesetzlich überwiesen und qualifiziren sich seine Verbrechen nach dem Titel XIII, Art. 154 des Kriminalstrafgesetzes als solche, die mit dem Tode bestraft werden.*

Das Appellationsgericht bestätigte am 25. Oktober das untergerichtliche Urtheil seinem ganzen Inhalte nach, rügte jedoch die vielen Widersprüche in den Akten sowohl über die Menge als über den Werth der gestohlenen Sachen, die ungenauen Angaben über die Mitschuldigen Gränacher's, das Fehlen der nöthigen Nachfragen und die leichte und oberflächliche Behandlung eines (in vorhergehenden Blättern nicht erwähnten) Falles mit einem Juden von Sulzburg.

Die beiden Gerichtsurtheile schlossen dahin, es sei Johann Gränacher des Todes schuldig und solle mit dem Schwert vom Leben zum Tode gerichtet werden.

Noch volle vier Tage mußte Gränacher warten, bis ihn der Tod erlöste. Bei der Ankündigung seines Urtheils fiel er auf die Kniee und dankte Gott und seinen Obern, daß ihm durch die Ankündigung des Urtheils der Weg zur Buße und zum Himmel geöffnet werde. Gleichwohl hatte er einen solchen Schrecken bekommen, daß er eine Maß rothen Wein verlangte und trank. Den ganzen Tag und die ganze Nacht sang er theils religiöse, theils Gaunerlieder, und erzählte den Wärtern von seinen Fahrten

* Nach diesem gleich veralteten und nun abgeschafften Gesetz wurde im Sommer 1854 der bekannte Dieb Johannes Matter von Gränichen, der viele Aehnlichkeit mit dem Pechbuben hatte, zum Tode verurtheilt und enthauptet.

und Abenteuern. Mit Vergnügen erinnerte er sich manchen lustigen Streiches, den er ausgeführt hatte. Den ersten Tag waren die Geistlichen (zwei Kapläne) nicht im Stande, etwas mit Gränacher auszurichten. Erst dem würdigen Pfarrherrn und Schulrath Waizmann gelang es, diesen verstockten Sünder dahin zu bringen, daß er voller Ergebung sich in sein Schicksal fand. Waizmann begleitete ihn auch auf dem Wege zum Tode.

Die Hinrichtung fand den 30. Oktober 1806 in Anwesenheit einer ungeheuern Volksmenge statt, so meldet der amtliche Bericht des Bezirksamtmanns. Die Volksmenge war schon deßhalb außerordentlich groß, weil im Volke die Meinung herrschte, der Pechbub sei hieb- und kugelfest, man werde ihn gar nicht „köpfen" können, sondern das Schwert werde machtlos abprallen. Der Kleine Rath (die Regierung) hatte dem Amtmann noch besonders empfohlen, eine angemessene Feierlichkeit (!) anzuordnen. Der Polizei hatte sie aufgetragen, für gute Ordnung zu sorgen. Der Chef des aargauischen Landjägerkorps, Hauptmann Brentano, sandte zu diesem Zwecke ein Detaschement von 10 Landjägern nach Laufenburg und der Kriegsrath ordnete 60 Mann der Kompagnie Meyer unter dem Befehle eines Lieutenants zur Hinrichtung ab.

Am Morgen des genannten Tages wurde Gränacher von seinen beiden Wächtern Grimm und Böck im Gefängniß seiner Fesseln entledigt. Er trug an den Füßen zwei Fußeisen und war durch eine sehr schwere Kette an einem eisernen dicken Ring, dessen Kloben ganz durch einen Balken des Nachbarzimmers gingen und daselbst umgenietet waren, angekettet und zwar so kurz, daß er von der Wand seinen Fuß kaum hinweg bringen konnte.

Voll Standhaftigkeit und Muth, so lautet der Bericht, voll Zuversicht, daß es ihm jenseits besser als hier ergehen werde, trat Johann Gränacher seinen schweren Gang zur Richtstätte auf dem Galgenrain an der Basler Straße an. Freiwillig saß er auf den Armensünderstuhl und mit Blitzesschnelle flog sein Kopf vom Rumpfe. Der Scharfrichter Mengis von Rheinfelden hatte mit gewohnter Meisterschaft seine Aufgabe gelöst. *

* Er bezog dafür 27 fl. 30 kr., wenig mehr als die Extra-Verpflegung Gränacher's in den letzten drei Tagen gekostet hatte. Ueber die Kosten der Hinrichtung sind nicht alle Rechnungen vorhanden. Nach der Exekution speisten an der Tafel im Gasthaus zum Adler 14 Herren (Civil- und Militärpersonen) zu Mittag und berechnete Postmeister Scholl nebst Kafee und Extra 25 fl. 36 kr. hiefür. Die Landmiliz brauchte 20 fl. für Zehrung.

Nach der Hinrichtung kehrte der größte Theil der Volksmenge nach der Stadt zurück, die Uebrigen begaben sich auf den Heimweg, froh von der fortwährenden beunruhigenden Gegenwart eines gefürchteten und gefährlichen Gegners des Eigenthums befreit zu sein, den Jedermann im Lande nannte und kannte, den aber Niemand anzuhalten wagte. Das ganze Volk war nach der damaligen Anschauung und dem Volkrechtsgefühl damit einverstanden, daß für unverbesserliche und gefährliche Menschen der Tod die beste Sühne sei. Das 19. Jahrhundert hat glücklicherweise diese Anschauung beseitigt und einer mildern Gesetzgebung Bahn gebrochen.

Die Feldkapellen und Bildhäuslein im Solothurner Gäu.

Von **Bernhard Wyß.**

Der solothurnische Buchsgau ist eine derjenigen Landschaften des allemannischen Helvetien, wo sich sagen- und legendenhafte Ueberlieferungen in Menge erhalten haben, ehrwürdige Erinnerungszeichen an eine räthselhafte Vergangenheit mit einer gewissen Ehrfurcht geschont worden sind. Diese Thatsache ist zurückzuführen theils auf die natürliche Abgrenzung des Gebietes durch Aare und Jura, theils auf die bis in unsere Tage ungestört erhalten gebliebene Glaubenseinheit, theils auf die konservative Gesinnung, die jeder landbauenden Bevölkerung eigen ist. So finden wir in den 15 Dörfern des Gäu außer 13 Pfarrkirchen und zwei schmucken Kapellen in den Filialgemeinden noch eine namhafte Zahl von Kapellen und Bildstöcklein fortbestehen, die uns um ihres geheimnißvollen Ursprungs willen Pietät und Interesse abgewinnen. Es lohnt sich der Mühe, bei diesen bescheidenen historischen Fragezeichen Rundschau zu halten.

Auf der Südostseite des „Born", Aarburg gegenüber, da wo vor 300 Jahren von der Felsenstirne des „Born" ein Bergschlipf niederging, und seine Steinmassen theils auf der Bergweide liegen ließ, theils ins Aarenbett hinaus schleuderte, steht auf dem Hofe Rutigen, am Fußwege, der am Aarufer hinführt, eine bescheidene Kapelle mit wenigen Sitz- und Knieplätzen, einst viel besucht von Katholiken aus Rupoldingen, Bonigen,

Kappel, Fulenbach, zur Zeit da die Drahtbrücke über die Aare bei Aarburg noch nicht bestand und der linksufrige Weg, der nun gänzlich verödet ist, die Verbindung dieser Ortschaften mit Olten vermittelte. — Ist die Kapelle eine Erinnerung an den Felssturz und von den glücklich entronnenen Eigenthümern des Hofes erstellt worden? Eine Sage führt auf einen andern Ursprung. Etliche Säuglinge wurden zusammen hier vorbei nach Olten zur Taufe getragen und da, wo jetzt die Kapelle steht, war einer verloren worden und die geängstigten Pathen und Geleitsleute waren so glücklich, ihn lebendig wieder zu finden; zum Dank sei das Bethäuslein erbaut worden.

In Kleinwangen, der zur Gemeinde Wangen im Gäu gehörenden Häusergruppe südlich von der Dünnern, steht nahe bei dem nun in ein Privathaus umgewandelten ehemaligen Gasthof des alten Geschlechtes Husi an der Straße eine schmucke Kapelle. Die Volksüberlieferung setzt die Stiftung derselben in jene Periode des Mittelalters zurück, da der Handelsweg von Solothurn nach Olten der Richtung der alten Römerstraße folgte. Italienische Kaufleute (Säumer), heißt es, hätten das Wirthshaus in Kleinwangen sehr gerne über den Sonntag zur Herberge gewählt. Der Großtheil des Dorfes mit der Kirche ist aber von Kleinwangen durch die Dünnern getrennt, welche damals noch nicht überbrückt und bei hohem Wasserstand nur mit Gefahr zu durchschreiten war. Bevor der von der Gemeinde Olten um's Jahr 1560 erstellte Wässerungskanal die Hälfte des Dünnernflüßchens oberhalb Wangen ableitete, strömte an der Furth eine bedeutende Wassermenge vorbei und da seien die fremden frommen Kaufleute auf den Gedanken gekommen, zur Ehre Gottes und zu ihrer eignen Sonntagserbauung neben dem Wirthshaus diese Kapelle zu errichten, um nicht beim Besuch der Dorfkirche der Gefahr des Ertrinkens sich auszusetzen. Vor 40 Jahren noch war die Kapelle mit Freskogemälden verziert, welche die Legende vom heiligen Fridolin behandelten, wie er den Ritter Ursus, der ihm zu Handen des Gotteshauses Glarus große Vergabungen gemacht, die vom Grafen Landolf nachher dem Gottesmanne bestritten wurden, in Glarus aus dem Grabe zum Zeugen aufruft und wie der Gerufene als Skelett zu Rankweil vor dem Schöffengerichte erscheint und seinen letzten Willen bestätiget. Zum Leidwesen des Kunst- und Geschichtsfreundes sollen in neuerer Zeit diese Bilder bei der Umgestaltung der Kapelle übertüncht worden sein. Unweit von dieser Kapelle führt eine niedrige Brücke über einen Bach, von der man früher erzählte,

es hätten in der Geisterstunde dort Vorübergehende häufig unter dem flachen Stein Jemanden nießen hören. Dann sei es rathsam gewesen, dem Unsichtbaren ein „Helf dir Gott!" zuzurufen. Haben wir hier in der Nähe der von Italienern angeregten oder vielleicht von ihnen gegründeten Kapelle eine Erinnerung an die große Pest vom 14. Jahrhundert, aus deren Schreckensperiode der in der Schweiz übliche Zuruf: „Helf dir Gott!" herstammen soll?

Zu unterst im Dorfe Kappel, dicht an der alten Römer- und mittelalterlichen Säumerstraße, mitten auf der Gemarkung zweier Hausgärten, steht ein Bildhäuslein ohne Eingangsthüre, nur mit großer, halbkreisförmiger und vergitterter Oeffnung, die den Einblick in das schmucke Innere gestattet. Einer der beiden Nachbarn ist verpflichtet, die Kapelle in gutem, baulichem Zustand zu halten und da eine große Wiese, die ihm gehört und mittelbar an sein Haus und die Kapelle stößt, „Chäpelimatt" heißt, so wird da wohl ein urkundliches Kaufalverhältniß zwischen Leistung und Nutzung obwalten. In wie weit diese Kapelle mit dem Dorfnamen Kappel in Beziehung steht, kann Mangels urkundlicher Belege nicht nachgewiesen werden. Im Dorfe selbst erzählt man sich, es habe an der Stelle der jetzigen, im Jahre 1686 erbauten Pfarrkirche eine Kapelle gestanden und eines der beiden Missionskreuze bezeichne auf dem Friedhof den Bauplatz. Diese Annahme dürfte wohl auch als wahrscheinlich vorkommen, denn ganz in der Nähe, nur 150 Schritt davon, erhebt sich ein früher ganz interessant gewesenes Steinhaus, vielleicht das älteste Haus im Ort, leider in neuester Zeit geradlinig und hausbacken modernisirt und aufgeputzt. Vor 40 Jahren noch hatte es auf der Südseite von Grund auf einen halbkreisförmigen Thurm, der über den Dachrand aufragte; die Fenster und Lichtöffnungen waren alterthümlich und mannigfaltig geformt; dicht an der nördlichen Thürschwelle öffnete sich eine Cisterne mit lebhaft durchströmendem Quellwasser und eine etwa Juchart große Matte, die in allernächster Nähe liegt, heißt der Weier und ist in der That vor Jahrhunderten ein Weiher gewesen. Die Solothurner Alterthumskenner sind längst auf dieses mächtige Steinhaus aufmerksam geworden und betrachten es als die ehemalige Wohnung der Edelknechte von Kappel. Da das Dorf im Gebiete der alten Grafschaft Froburg steht, am Wege zwischen dem Stammschloß und dem Grenzstädtchen Fridau in äußerst fruchtbarem Wiesengrund, so ist die Voraussetzung, daß es sich hier um eine Art Wasserburg handle, gar wohl begründet. In der Nähe derselben auf etwas erhöhtem

Platze, stand die Kapelle der ersten Ansiedler und es entstand so die Ortschaft Unter-Kappel, welcher Name so lange bestand, als es im Gäu auch ein Ober-Kappel gab. Ober-Kappel wurde im Winter von 1375 auf 1376 von den Guglern zerstört und unweit von den dieser Zerstörung entgangenen schwachen Ueberresten erhob sich nachher das Dorf Kestenholz. Sobald nun eine Namensunterscheidung der beiden Ortschaften nicht mehr nöthig war, so nannte sich das Dorf im untern Gäu am Fuße des Born einfach Kappel. Ein anderes bemerkenswerthes Denkzeichen steht zu Kappel neben der Dünnernbrücke im Obstgarten des Hrn. Gemeindeammann E. Lack. Es ist ein niedriges verwittertes Kreuz aus schieferigem Homburgerstein und erinnert an den unglücklichen Fuhrknecht Philipp Wyß von Fulenbach, der im großen Sterbet von 1611 einen Wagen mit Leichen durch die Furth der hochangeschwollenen Dünnern nach Hägendorf bringen sollte, vom Sattelroß herunterfiel und ertrank. Vor einem halben Jahrhundert war das Kreuz noch über zwei Meter hoch; der jetzige Ueberrest ist der in den Sockel gestellte, aus einem Stück geschnittene obere Theil des ursprünglichen Denkzeichens.

Welchem Fremden, der zu Fuß oder zu Wagen das Gäu bereist, könnte die majestätische Baumgruppe entgehen, die das westlich vorspringende Plateau des Born bei Kappel ziert! Diese riesige Blätterkuppel wird gebildet durch vier mächtige, jetzt noch in üppigster Fülle und Kraft dastehende Linden, welche im Jahr 1716 als Dekoration eines alten Steinkreuzes dorthin gepflanzt wurden. Schwere Hagelwetter und vermuthlich auch Blitzschläge bewogen die Bewohner von Kappel, einen jährlichen Bittgang zu diesem Kreuze zu geloben; dieser Bittgang wird heute noch jährlich am 1. Maitag abgehalten, wann die ganze fruchtbare Landschaft, die man von diesem Punkte aus übersieht, in herrlichstem Blüthenglanze prangt.

Die Bewohner von Kappel haben eine nicht geringe Meinung von der weithin sichtbaren Zierde ihres Berges und ermannten sich noch in unserer, als materialistisch verschrieenen Zeit, vor 25 und dann wieder vor 18 Jahren, zu weitern Opfern: sie errichteten am direkten Fußwege zwischen der Dorfkirche und dem Bergkreuz die 14 Stationsbilder und erbauten am Ziel derselben, dicht neben den Linden, eine zierliche Kapelle, deren Glöcklein seinen Mittagsgruß den fleißigen Ackersleuten hell ins Thal sendet.

Der Verfasser dieser Zeilen darf sich schmeicheln, daß seine Dorf-Novelle „'sAnneli unter de Bornlinde" („Schwizerdütsch" von B. Wyß, Solothurn 1863, und „Schwizerdütsch" von O. Sutermeister), dieser Sympathie des Volkes zu dem herrlichen Punkte zum mindesten keinen Eintrag gethan hat.

Steht man unter den Bornlinden, so sieht man nordwärts, hoch überm Thal, wenig unterhalb des Kammes der Belchenfluh auf dem Sennhof Allerheiligen eine ziemlich geräumige Kapelle, die höchst gelegene im ganzen Solothurner-Jura. Die Verpflichtung des Pfarrers zu Hägendorf, auf jenen Bergeshöhen alle acht oder vierzehn Tage eine Messe zu lesen, gehört mit zu den Beschwerlichkeiten der ausgedehnten Pfarrei. Die Kapelle wurde sehr wahrscheinlich als eine Art Filialkirche für die im umfangreichen Dorfbann Hägendorf zerstreuten Bergleute erbaut, für die Höfler im Richenwil, auf dem Spitalberg, im Gwidem, im Wuest, im Fasiswald u. s. f., sah aber 1844, wo ich das erste und einzige Mal sie besuchte, sehr vernachlässigt aus. „Vielleicht ist's anders worden in dieser neuen Zeit."

Südlich von Gunzgen, etwa 1000 Meter vom Dorf, wo die alte Römerstraße, der spät-mittelalterliche Säumerweg, einen Hügel durchschneidet, steht ein 1565 errichtetes Steinkreuz, mit einer Votivtafel zur Erinnerung an den gewaltsamen Tod des „Hans von Rohr von Kestenholz", des Säumers und Weinhändlers, der dort von seinem Wagen erdrückt wurde. Der Platz heißt „das G'hül", gleichbedeutend mit Höhle oder Hohlweg, der entweder von Menschenhand erstellt, oder bei vieler Frequenz allmälig so ausgewaschen worden ist. Wenn nichts anderes in der Gegend zu finden wäre, was als sprechende Erinnerung an vergangene Zeiten den Geschichtsfreund fesselte: dieses Kreuz im stets gerodeten Ackerfeld, unbeschädigt seit Jahrhunderten in ursprünglicher Form dastehend, wäre Beweises genug, daß die Bevölkerung mit den historischen Denkmälern schonend und pietätsvoll umgeht. Herr von Rohr, Wirth zum Kastanienbaum in Kestenholz, ein Geschichtsfreund, der eine Genealogie seiner Familie geschrieben hat, ist im Besitze eines sehr werthvollen Mobiliarstückes, das an seinen verunglückten Ahnherrn erinnert. Es ist der obere Theil eines „Bufferts" (Büffets) aus dem Jahr 1575. Am Fries des Büffets ist in eingelegter Arbeit (Braun- und Weißholz) das stattliche Gespann des Säumers dargestellt: vier im Lang-Geschirr, je eines vor dem andern eingespannte Rosse vor einem Weinwagen mit zwei Fässern, die buchstäblich „auf der Achse", eins auf der vordern, eins auf der hintern

gelagert sind und den Volksausdruck „auf der Achse liefern" deutlich illustriren. Der Fuhrmann hält eben vor einem Gasthaus still und läßt sich von der Wirthin einen Labetrunk kredenzen. Die kunstgerecht ausgeführte Arbeit ist sehr wohl erhalten und da sie für den Eigenthümer einen Affektions-Werth als Familienstück hat, wird sie nicht bald in andere Hände übergehen trotz verlockendem Angebot Seitens gewinnsüchtiger Antiquitätenschmecker.

Kehren wir wieder in's untere Gäu zurück! Auf der Weiterreise von Gunzgen aus erblicken wir beim Eintritt in's Dorf Härkingen rechts nach Norden in den nahen Wiesen einige hohe Eschen und alte Hag-Eichen. Dort stand noch Eingangs unseres Jahrhunderts eine Kapelle, genannt „St. Johannes im Eichwald". Als im Jahre 1806 die kleine Gemeinde sich zu einer eigenen Pfarrei erhob und im Dorf eine Pfarrkirche baute, ward die Kapelle abgebrochen und das Altargemälde derselben in die neue Kirche übertragen, wo es heute noch das Gotteshaus zieren hilft.

Oestlich vom Dorfe Fulenbach, am sanften Abhang gegen die Aare, steht in einer Wiese, zu einer Kapelle hergerichtet, noch das Chor der ehemaligen Pfarrkirche des Ortes, die dem heil. Stephan geweiht war. Der dortige Lehrer, Herr J. Jäggi, schreibt darüber: „Die Kapelle, 4,1 m. lang, 4,6 m. hoch und 3,6 m. breit, ist ohne Thurm, hat eine Thüre und zwei Fensterchen. Sie ist renovirt, von einem mittelmäßigen Künstler übermalt und weißgetüncht. Vor der Renovation enthielt sie folgende Holzbilder: St. Niklaus, St. Oswald, St. Barbara und Ecce homo! Diese Bilder waren von einem Dorfkünstler verfertigt, bizarre Gesichter, ohne Proportion, ohne Kenntniß der Anatomie, dazu entsetzlich grell bemalt. Vor ihren starren Mienen, den weit aufgerissenen Augen, habe ich mich als Knabe oftmals gefürchtet. Um die Kapelle her sind noch die Ueberreste der alten Ringmauer (Friedhofmauer) ganz gut kenntlich. Die Kapelle stammt aus den Zeiten vor der Reformation und dient jetzt hauptsächlich dem Marienkultus, der Maiandacht und den Prozessionen an den Maisonntagen."

Von dieser Kapelle geht die auf viele andere religiöse Stätten in Varianten erzählte Sage, es sei das Baumaterial wiederholt von der eigentlich ausgewählten Baustätte am rechten, aargauischen Ufer der Aare durch Geistergewalten während der Nacht hier herüber versetzt worden und da habe man den Wink des Himmels befolgt und hierseits gebaut.

Mitten im Buchsgau, in sehr fruchtbarer Landschaft, im sogenannten Wytifeld, zwischen Neuendorf und Egerkingen, von welchem der alte Bauernspruch lautete: „Wenn dieses Feld und das Bipperfeld und das Lostorferfeld nach der Dreifeldwirthschaft gleichzeitig mit Korn bepflanzt sind, so kann's im Lande keine Theurung geben," auf diesem Felde steht noch ziemlich wohl erhalten eine andere, die St. Stephanskapelle, eines der ältesten Gotteshäuser im Kanton Solothurn, laut Urkunden und Volkstradition einst eine Filialkirche des Stiftes Schönenwerd, daher mit sammt der kleinen Ortschaft, die in der nächsten Nähe um das Kirchlein entstanden war, Oberwerd geheißen. Dem Vandalismus der „Gügler" fiel auch Oberwerd zum Opfer; das Kirchlein erhielt sich und etwa ein halbes Jahrhundert darauf erscheint urkundlich ein neues Dorf, Neuendorf, in dessen Gemarkung die St. Stephanskapelle steht. Hinter der Kapelle erhebt sich eine uralte Linde, vielleicht der älteste Baum im Kanton Solothurn. Sie ist sehr hoch, hat aber keine Krone mehr, sondern nur einen kurzen Schoßausschlag und mißt kniehoch vom Boden wohl 20 Fuß Umfang. Das Volk erzählt sich, daß in frühester Zeit der Geistliche aus Schönenwerd, wenn er in diese Kirche zu predigen und Messe zu lesen kam, sein Reitpferd an dieser Linde angebunden habe.

Eine historisch sehr denkwürdige Erinnerung für die Gemeinde Neuendorf ist das in der obern Hälfte des Ortes an einem Gartenzaun, südlich von der Straße stehende große, hölzerne Kruzifix. Dasselbe bezeichnet den Grenzpunkt, bis wohin einst laut dortigem Pfarrbuch den 26. Juli 1767 eine Feuersbrunst, welche im Westen des Dorfes begann, die beiden Häuserreihen rechts und links zerstörte. Die Brandstätte umfaßte sonach den ganzen obern Drittel des Dorfes. Es knüpfen sich sehr romantische Erinnerungen an diese Katastrophe, Erinnerungen, die uns beweisen, wie weit herab in die jüngern Jahrhunderte sich altgermanischer Götterglaube und Geisterspuck erhalten haben. „Es sei," so wird erzählt, „das verheerende Feuer durch einen Feuerwolf unwiderstehlich von Haus zu Haus getragen worden. Eine Feuergarbe drehte sich mit Sturmeseile ringsum, brauste vorwärts, sprengte die Scheunenthore, jagte durch die Tennen und so entzündete sie im rasenden Laufe Haus um Haus. Erst als die verzweifelten Ortsbewohner in heißem Gebete „das Sarner-Chindeli" um Hilfe anflehten, legte sich die Wuth des rasenden Elementes. Wen dachte sich wohl das Volk unter dem Feuerwolf? Nach meiner Vermuthung verbirgt sich hinter dem Namen ein durch die Feuersbrunst aus einem gespenstischen Hause, das mit

in Brand gerathen war, vertriebener Kobold, der von Thor zu Thor stürmend eine andere Heimstätte sucht und immer neues Unheil anrichtet, bis ihm eine höhere Gewalt Halt gebietet. Was soll aber derjenige, der nicht an Gespenster glaubt, und Erscheinungen in der Natur nicht diabolischen Kräften zuschreibt, sich unter'm Feuerwolf denken? Sehr wahrscheinlich war es eine gewaltige Windsbraut, die sich bei rapidem Anwachsen des Feuermeeres entwickelte, da es ja bekannte Thatsache ist, daß jeweilen in der Nähe großer Feuer ein starker Luftzug entsteht, und daß ganz wohl in Folge zufälliger, atmosphärischer Verhältnisse ein so verheerendes Phänomen sich bilden konnte. Das Kreuz in dem Garten steht frisch renovirt heute noch.

Oberhalb Neuendorf an der Straße von Niederbuchsiten, auf einer Wegscheide, steht ein offenes, dem hl. Germanus geweihtes Bildhaus, das dem Wanderer und auch dem im Felde arbeitenden Volke bei unverhofftem Unwetter als Zufluchtsort dient. Die sehr lebhafte Phantasie des Gäuer-Volkes gibt der Kapelle folgenden Ursprung: Ein wandernder Roßhändler, der sich um die Gunst der Zauberei dem Bösen verschrieben hatte und Jahre lang zum Staunen der Menschheit alle beliebigen Künste trieb: auf einem Rappen durch die Luft ritt, den Mädern auf der Wiese „die Wetze" (Schärfe an der Sense) nahm, sechsspännige Fuhrwerke mit einem Machtwort aus weiter Ferne zum Stehen zwang ꝛc., soll nach Ablauf des fatalen Termines vom Bösen hier geholt und durch die Luft entführt worden sein. Der fruchtbare Gäuer Dichter und Bauer, Josef Joachim, hat in seiner Erzählung „der Erlenhof", eine sehr rührende und anmuthige Scene unter dieses stille Dach verlegt.

Ueber die einzige der Feldkapellen im Gäu, die ich nicht persönlich gesehen, die St Apollonia-Kapelle oberhalb Kestenholz am Bipperweg oder der alten Römerstraße, schreibt mir Joachim folgendes: „Sie ist jedenfalls uralt. Die Matten ringsum kommen in den ältesten Urbarien ꝛc. als Käppeli-Matten vor. Auch bezog der Eigenthümer der eigentlichen Käppeli-Matt zum Unterhalt der Kapelle einen jährlichen Bodenzins von 13 kr. Auf ein hohes Alter weisen auch die Dachziegel hin. Die Kapelle galt bis auf die jüngste Zeit als vielbesuchter wirksamer Wallfahrtsort für Zahnwehleidende. Das „Zähnkäppeli" war bekannt „bis wyt is Luzernerbiet ine", bis es vor etwa 30 Jahren von raubgierigen Vandalen des Gitters und Opferstockes beraubt und der Verwüstung und Profanation anheim gegeben wurde. Gerade jetzt wird die

Kapelle von Seite des Herrn Ammanns (als Käppeli-Bauer) und mit Unterstützung Seitens der Gemeinde Kestenholz einer gründlichen Umgestaltung unterzogen. Die letzte Renovation hat Anno 1819 durch meinen Großvater stattgefunden."

Wir kommen endlich auf das interessanteste dieser historischen Denkmäler, die vielfach von Sage und Legende umrankt und mit dem Schleier eines räthselhaften Ursprungs umwoben sind, zu sprechen, auf die St. Peters-Kapelle hinter Kestenholz. Sie steht etwa 1000 Schritte nördlich vom Dorf und etwa 500 Schritte östlich von der Straße, die quer durch's Gäu führt. Die Kapelle bezeichnet noch den Platz, wo einst das von den Güglern zerstörte Ober-Kappel stand; sie, oder ein älteres, an ihrem Platze gestandenes Gotteshaus war die Pfarrkirche des verschwundenen Dorfes. Auf den ersten Blick macht der Bau ganz und gar den Eindruck, als ob er der Vordertheil einer zur Hälfte zerstörten Kirche wäre; denn das Gebäude hat keine Rückwand, keine Giebelmauer. Man tritt in eine offene, mit niedrigen Betstühlen besetzte Halle, hat vor sich einen gemauerten Chorbogen, durch den eine gewöhnliche Thüre mit Guckgitter in's Heiligthum führt. Die Seitenmauern schließen nach Westen frei ohne Eckquader ab und sehen aus, als ob ihre Enden erst mit dem Hammer wären lothrecht geschroten worden. In der geraden Fortsetzung der Seitenmauern nach Westen steht in der Entfernung von 10 Meter vom Chorbogen rechts und links je eine alte Linde. Denkt man sich an den Platz dieser Linden die hintern Eckſteine einer Kirche, so hat man ganz und gar die Verhältnisse des Grundrisses einer alten Dorfkirche. Historiker vom Fach behaupten nun aber, es könne diese Kapelle bauartshalber nicht in die Guglerzeit zurückreichen, womit aber keineswegs ausgeschlossen ist, daß sie auf dem geweihten Boden der alten Dorfkirche von Ober-Kappel steht. Denn ringsum sind noch ganz deutlich die Spuren der alten Ringmauer und die Gestalt des Friedhofs erkennbar. Auf der Südseite der Kapelle ist ein Beinhaus angebaut; aber dessen Gewölbe geht nicht nach der Tiefe, sondern ist erhöht und bei Ueberschwemmungen vom Wasser nicht erreichbar. Die Menschenknochen und Schädel, die früher darin aufbewahrt waren, sind wegen ihrer riesigen Größe allen Wallfahrern fabelhaft vorgekommen. Herr Dr. Rüttimeyer in Basel hat s. Z. die seltensten Schädel und Gebeine der Sammlung zum Zwecke wissenschaftlicher Studien enthoben. Auf der dem Beinhaus entgegengesetzten Seite, nördlich von der Kirche, hat man zum Zwecke der Urbarmachung des Bodens oder vielleicht nur um

billige Mauersteine für das nahe Bachufer zu bekommen, Fundamentmauern aus- und weggebrochen. Was diese Mauern trugen: einen Seitenthurm oder eine Sakristei, ist noch nicht ermittelt. Oestlich vom Chor, also gerade vor der Kapelle, in einer Distanz von 15—18 Fuß erhebt sich ein gemauertes, einem Bienenstock ähnliches Bildhaus, in dessen der Kirche zugekehrten Nische die Abnahme Christi vom Kreuze dargestellt ist. Zwischen beiden Bauwerken liegt im grünen Rasen ein räthselhafter Grabstein ohne Inschrift. Die ganze Oberfläche desselben ist durch frommen Glaubenseifer mindestens faustdick abgeschürft; denn wer früher zum erstenmal die Wallfahrt nach St. Peter machte, dem ward eingeschärft, auch einen Schiefer vom alten Grabstein abzuschlagen und als Talisman mit nach Hause zu bringen. Aber gegen was für Schäden und Gebresten diese abgeschlagenen Splitter gut waren, vermag ich nicht zu sagen; immerhin war es ein gesegneter Stein.

Ueberblicken wir mit etwas forschendem Auge die nächste Umgebung der Kapelle, so haben wir den Eindruck, als ob die Nachbarschaft, speziell die östliche, wesentlich erhöht wäre. Da der Platz mitten im sonst spiegelglatten Wiesenplan des Buchsgau's gelegen ist, wo nur ausnahmsweise etwa ein Weidenstumpf, eine Esche oder ein Erlengebüsch aufragt, so mag es auffällig erscheinen, daß um die St. Peterskapelle herum zahlreiche Obst- und andere Bäume stehen; vor 50 und mehr Jahren sollen sie noch zahlreicher gewesen sein. Im Frühling und Herbst, wenn das Kulturland in der Umgebung der frommen Stätte frisch umgeworfen und noch nicht begrünt ist, sieht man auch ganz deutlich die Mischung des Erdreichs. Stücke von Ziegel- und Backsteinen liegen in Menge herum, die von zerstörten Oefen und Feuermauern herrühren mögen. Und schon wiederholt sind größere Mauersteine, deren man im Dorfe Kestenholz benöthigt war, statt daß man sie am Jura drüben holte, von den Grundeigenthümern einfach hier aus dem Boden gewühlt worden, so z. B. auch sämmtliche Steine zu der Brücke, welche in der Nähe der Kapelle über einen Sammelkanal führt. Kurz: Alles spricht dafür, daß hier das Dorf Ober-Kappel stand, welches seit dem Gugler-Einfall aus der Reihe der Gäuer-Dörfer verschwunden ist. Urkundlich steht die Existenz des Dorfes fest, es hatte einen ebenfalls urkundlich nachgewiesenen Kilchherrn. Seine Bewohner haben sich nach den Drangsalen des Krieges von 1376 in der nächsten Nähe, um den schon vorher in Urkunden genannten Weiler „das Kestenholz" angesiedelt. Aus dem Weiler entstand das Dorf Kestenholz.

Als der Verfasser dieser Aufzeichnungen, damals noch ein kleiner Knabe, am Charfreitag 1843 an der Hand seines Vaters die erste Reise durch's Gäu und zu einigen der genannten Gotteshäuser machte, da hatten in allen Dörfern: zu Kestenholz, Niederbuchsiten, Neuendorf, Härkingen, Gunzgen und Kappel die Grobschmiede ihre Blasbälge vor den Werkstätten im Freien aufgestellt, flickten und putzten sie und ölten sie ein. Ich fragte meinen Vater: „Warum thun die Schmiede das alle heute, wie verabredet?" „Es ist so der Brauch am Charfreitag!" war die Antwort. Es haben also die Schmiede von damals die kirchliche Vorschrift, daß alles Glockengeläute und der zerstreuende Lärm am Todestage des Herrn, bei den Katholiken ein Werktag, verstumme, so gewissenhaft beobachtet, daß sie auch keinen Amboß erdröhnen, kein Schmiedhorn erklingen lassen wollten. Hammer und lärmende Feile verstummten. Wir dürfen also auch den Männern mit rußigem Gesicht und schwieligen Armen ein poetisches Zartgefühl nicht absprechen.

Damit will ich diese historische Rundreise und Umschau im friedlichen, freundlichen Buchsgau schließen. Man darf dabei es ohne Ueberhebung aussprechen, daß unsere werthen Landsleute dort drunten ungeheißen und ungemahnt im Sinne des historischen Vereins des Kantons Solothurn und auch im Sinne des schweiz. Vereins zur Erhaltung geschichtlich interessanter Baudenkmale gehandelt haben, wenn sie die bescheidenen, aber ihres Alters wegen so werthvollen Kirchenbau-Reliquien geschont und sogar mit freiwillig gespendeten Opfern immer wieder aufgefrischt und der Nachwelt erhalten haben.

Die Peters-Insel im Bieler-See.

Von **J. Germiquet** in Neuenstadt.

(Mit Abbildung.)

1. Beschreibung der Insel.

Der Reisende, welcher mit der Eisenbahn aus der Westschweiz nordwärts fährt, wird plötzlich, unmittelbar nach der Station Neuenstadt, zu seiner Rechten mitten im See, gegenüber von Gleresse, einen Hügel

Die Peters-Insel im Bielersee.

gewahr, der in ovaler Form mitten aus dem Seespiegel emporsteigt. Es ist dies die St. Peters-Insel.

Ein Sandsteinfelsen mit feinem Kieselkorn bildet die Grundlage der ganzen Insel. Auf diesem Felsen ruht zunächst eine sehr harte bunte Thonschicht, welche ihrerseits mit einem weichern Thon bedeckt ist, über dem dann endlich Sand und eine schwarze vegetabilisch sehr fruchtbare Humusschicht liegt. Die Insel weist einen Umfang von drei Kilometer und eine Oberfläche von ungefähr 130 Jucharten Landes auf, wovon je ein Drittel aus Wald, Wiesen und Reben besteht.

Die Nordseite, welche sich als ein starker Abhang ungefähr 40 Meter über den Seespiegel erhebt, bildet eine, mit einem prächtigen Eichenwald gekrönte Terrasse; gegen die Südseite entdeckt das Auge lachende, von Reben, Gärten und Obstbäumen bedeckte Hügel, welche sich in eine von Feldern und Wiesen durchzogene, fruchtbare Ebene sanft abdachen.

Seit dem Jahre 1774 ist die Insel in ihrem ganzen Umfange von einer drei Meter hohen und einen Meter dicken Mauer von Quadersteinen umgeben, die, wie man sagt, bei 150,000 Franken gekostet haben soll. Diese Mauer war bestimmt, die Insel vor einem zeitweilen zerstörenden Anprall der Wogen zu schützen und zugleich zu verhindern, daß die pflanzenstoffhaltige Erde nicht in die Tiefen des See's weggeschwemmt werde.

Der Baumeister nahm jedenfalls zur Herstellung dieser Mauer nicht zu denjenigen Mitteln Zuflucht, welche Amphion im grauen Alterthum angewendet hatte, um die Mauern von Theben wieder aufzurichten, denn eine auf einem Steinblocke eingemeißelte Inschrift belehrt uns, daß diese unter der Leitung von Johann Ulrich Spielmann von Villnachern (Aargau) im Jahre 1770 angefangene Arbeit mit Hilfe der Zuchthaussträflinge von Bern im Zeitraume von vier Jahren vollendet wurde.*

Spielmann's Namen finden wir wieder in einem Manuskript aus Neuenstadt, wo er in Bezug auf die Insel erwähnt wird. Dort heißt es nämlich, daß die Steine, welche zum Baue der Umfassungsmauer der Insel gebraucht wurden, aus dem Genevret stammen und alle im Hafen von Neuenstadt zur Verladung kamen.

Fast am Fuße des Südabhanges erhebt sich in Mitte von Weinbergen und Wiesen das von Fruchtbäumen und dicht belaubten Nußbäumen

---

* Diese Inschrift lautet: „Im Jahre 1770 ist diese Mauer angefangen und A. D. 1774 vollendet durch Meister Hans Ulrich Spielmann von Villnachern, Amt Casteln."

umgebene, früher einzig dastehende Haus. Es ist ein alterthümliches von einem Thürmchen überragtes Gebäude; mit den Scheunen und Kellern bildete es das Viereck eines geräumigen Hofes. Die nördliche Seite des Hofes wurde später abgebrochen und an ihrer Stelle eine an das Hauptgebäude anstoßende hübsche Scheune gebaut. Dieses Hauptgebäude enthält eine große Anzahl Zimmer, ein Theil derselben wird jeweilen im Herbst vom Spitalverwalter in Bern und seiner Familie bewohnt, denn die Insel gehört bekanntlich dem Spital von Bern, dessen Verwalter die Weinlese zu beaufsichtigen hat und diesen Moment benützt, um seiner Familie einen vergnügten Herbstaufenthalt zu bieten. Die andern Zimmer stehen zur Verfügung des Inselschaffners, welcher das ganze Jahr dort wohnt.

Das Zimmer, welches J. J. Rousseau während seines kurzen Aufenthalts auf der Insel bewohnte und welches alle Fremden nur mit einer gewissen Ehrfurcht betreten, ist im obern Stock gelegen; der Zugang zu demselben führt durch eine Küche, deren Fußboden niederer als der des Zimmers ist. Von dem einzigen in dieser Philosophenzelle angebrachten Fenster genießt man eine prächtige Aussicht auf den Garten, die Wiesen, einen Theil des See's, Locraz und die Gletscherkette des Oberlandes, die beim Sonnenuntergang im reinsten Purpur erglüht.

Rousseau hatte, abgesehen von der herrlichen Aussicht, noch einen andern Grund, gerade dieses, das allerbescheidenste Zimmer des ganzen Hauses allen andern vorzuziehen; von seinem Zimmer aus führte nämlich eine geheime, noch jetzt bestehende Falltreppe in ein im Erdgeschoß sich befindliches Gemach. Rousseau's Zimmer, an dessen innerer Ausstattung mehrfache Veränderungen vorgenommen worden, hat an authentischen Erinnerungen nichts mehr aufzuweisen als die nackten Wände, die Balkendiele, den Kachelofen, das Thürschloß und die Falltreppe. Nackt sind die Wände eigentlich nicht mehr, wenn man die Tausende von Namen und Inschriften, welche dort in allen Sprachen angebracht sind, in Betracht zieht. Die Namen von Männern aller Länder, aller Meinungen, aller Konfessionen sind hier friedlich vereinigt. Der Speisesaal, der für jeden anständig gekleideten Besucher offen steht, liegt im ersten Stock in der südöstlichen Ecke des Gebäudes, und enthält eine wahrscheinlich von einem Klosterbruder in Oel gemalte große Ansicht des Bieler See's und der Insel aus der Vogelschau, aus dem vorigen Jahrhundert stammend; die Aussicht ist die gleiche wie die im Zimmer J. J. Rousseau's.

Um die Menge der Leute, welche sich zuweilen auf der Insel ein-

findet, leichter und rascher bedienen zu können, wurde gegen die Hofseite hin eine Gallerie erbaut, welche bei schlechtem Wetter für die eintreffenden Gesellschaften einen angenehmen Aufenthaltsort bot. Wenn man früher, vor der Erstellung der Eisenbahn Bern-Biel-Neuenstadt, auf die St. Peters-Insel gelangen wollte, schiffte man sich gewöhnlich in Gerlafingen, einer Ortschaft am südlichen Ufer des See's, ein. Die Natur hatte dort einen natürlichen Hafen geschaffen, und die in demselben liegenden Fischerkähne vermittelten die Ueberfahrt. An dem Ufer vor Gerlafingen stehen Fischerhütten, von hohen Bäumen und weitverzweigten Weidenstöcken beschattet; an den Weiden hängen die Fischernetze. Ringsum herrscht Ruhe und romantischer Reiz liegt über der ganzen Natur.

Heute noch wie damals, als Mathisson jenes Fischerleben besang, genügte es, wenn eine nicht allzu zahlreiche Gesellschaft die Insel besuchen will, an zwei Ruderern, um die Ueberfahrt gegen ein bescheidenes Fährgeld in weniger als einer Stunde zurückzulegen. Während dieser sehr angenehmen Fahrt bleiben die große und die kleine Insel stets in Sicht. Hinter der Letztern erblickt man auf der einen Seite das Städtchen Erlach mit seinem Schloß, auf der andern Neuenstadt und den Schloßberg, während in blauer Ferne der graziöse Chaumont und der majestätische Chasseral den Hintergrund dieses lieblichen Gemäldes abschließen.

Schön ist der Abend auf der Peters-Insel, wenn die letzten Sonnenstrahlen die Bergspitzen glänzend beleuchten, die Wolken und der See, welcher sie wieder spiegelt, in Purpur erglühen, während die tiefer liegenden Theile des Ufers in einem grauen durchsichtigen Duft verschwinden.

Gewöhnlich landet man am südlichen Ufer der Insel in einem ziemlich breiten Hafen, der von beiden Seiten mit Mauern eingefaßt ist und von dem eine Doppelreihe von Pappeln ausgeht, die bis zur Wohnung des Inselschaffners führt. Dort ist gut sein: ein belebter Hühnerhof, eine wohlbesorgte Speisekammer, ein gefüllter Weinkeller stehen zur Verfügung der Gäste, denen die scharfe Morgenluft etwa den Appetit gewürzt hat.

Bis die Glocke zum Mittagstische ruft, macht man gewöhnlich dem Pavillon (Tanzsaal genannt) einen kurzen Besuch. Von ihm aus kann man die ganze Insel übersehen. Ein sanft ansteigender Fußweg führt durch Obstgärten und Rebberge, gewaltige Obstbäume überwölben den Weg mit dichtem Laubwerk. Bald ist die Spitze des Hügels erreicht, der schönste Punkte der Insel, welcher die Muse eines Tasso und eines Geßner

begeistern konnte. Auf einer Esplanade vom frischesten Grün erheben sich regellos gepflanzt die prächtigsten Eichen, so nahe an einander stehend, daß die Zweige sich gegenseitig berühren und das Ganze ein schattiges Laubdach bildet. In der Mitte dieses auserwählten Platzes steht eine Rotonde, einem Dianatempel ähnlich. Von ihren vier Fenstern aus irrt das im Anblick der Natur trunkene Auge bald über den schimmernden Seespiegel, bald über die reizenden Ufer, die im Wasser wiederglänzen, bald auf das herrliche Lustwäldchen, welches die Abhänge der Insel bekleidet und sich bis an die äußersten Punkte derselben ausdehnt. Mit einem Wort ein Anblick voll Zauber und Liebreiz!

Eine Menge von Inschriften bedecken das Innere und das Aeußere der Rotonde; sie sind die sprechendsten Zeugnisse von dem tiefen Eindruck, den ein Aufenthalt auf die Besucher dieses glücklichen Inselandes hinterlassen hat. Man wäre beinahe versucht, alle diese Inschriften abzuschreiben; — allein die Tischglocke läutet hell herauf und mit wehmüthigem Gefühl verläßt man diesen Punkt, um ihn mit dem Mittagstische des Inselschaffners zu vertauschen.

Das einfache aber schmackhafte Mahl ist vorüber mit dem obligaten schwarzen Kafee und dem „Gläschen des armen Mannes". Der Tag ist heiß, man sehnt sich nach Kühlung. Droben im Pavillon findet man in den Gebüschen angenehmen Schutz gegen die Strahlen der Sonne.

Die längste der Alleen durchschneidet die Ostseite der Insel und geht vom Pavillon bis an den See. Hundertjährige Eichen, deren Stamm und Zweige von Epheu umsponnen ist, Nußbäume, Kastanienbäume und Buchen bilden eine förmliche Halle von grünem Laubwerk. Von Zeit zu Zeit wird die Allee von Seitenwegen gekreuzt, die in das Dickicht des Waldes führen; diese Fußwege in stiller, kaum durch den Gesang des Grünspechtes oder durch das Girren der wilden Holztauben gestörter Einsamkeit bieten dem in Träumereien versunkenen Wanderer die lieblichsten Spaziergänge. Von Zeit zu Zeit trifft man auf ländliche Stühle, bald im Schatten einer alten Eiche, bald am weißlichen Stamm einer Buche, deren glatte Rinde von verschlungenen Namen und Zahlen bedeckt ist. Hier in diesem Heiligthume der Natur möchte man das Bild ihres trefflichsten Malers, des unvergeßlichen Geßner vor sich sehen, oder die Statue des gefühlvollen Philosophen Jean Jacques Rousseau.

Die Insel, welche durch Rousseau allein so berühmt geworden ist, wird kaum einen Punkt aufweisen, an welchen sich nicht eine Erinnerung

an ihn knüpft, aber — wie eine der ausgezeichnetsten Frauen Deutschland's sagt, in den dunkeln, frischen Gehölzen dieser Einsamkeit glaubt man so recht seine Gegenwart zu spüren; bei jedem zweifelhaften Sonnenstrahl, welcher durch das dunkle Laubwerk dringt, bei jedem Windhauch, von welchem die Gebüsche erzittern, überläßt sich die überreizte Einbildung dem kindlichen Aberglauben und man meint den Schatten Rousseau's jeden Augenblick durch das Gehölze schweben zu sehen.

Eine andere deutsche Frau, Harmes-Berlepsch, schreibt:

„Hier, o heil'ger Schatten, schwebest
Aus den Friedenslauben ew'ger Ruh,
Aus den Lichtgefilden, wo du lebest
Du der Insel deiner Liebe zu!

Bald umströmst du mich im Blättersäuseln,
Bald seh' ich auf leichter Wellen Kräuseln,
Hold, dich, wie ein glänzend Luftbild, stehn;

Ja, im Hauch, der meine Wange kühlet,
Und im Schauer, den mein Busen fühlet,
Ahn' ich deines Geistes leises Weh'n."

Hat man den östlichen Ausgangspunkt der Allee erreicht, so entfaltet sich plötzlich dem entzückten Spaziergänger der See in seiner ganzen Ausdehnung, mit seinen bald wilden und verödeten, bald lachenden und fruchtbaren Ufern. Von der Höhe der Terrasse umfaßt das Auge einen Theil der Jurakette, deren Abhänge mit Waldungen bedeckt sind; näher her erscheint uns die Südflanke mit Rebbergen behängt; wir sehen das liebliche Twann mit seinem Wasserfall; im Hintergrund erglänzt Biel mit seinen alten Thürmen; Nidau mit seinem Schloß scheint wie aus dem Wasser emporzusteigen; am südlichen Seeufer lachen Einem schöne Dörfer und Landhäuser, einzelne Wohnungen in Baumgruppen versteckt, reiche Kornfelder und Wälder entgegen.

Begiebt man sich von hier aus durch die höher gelegene Allee an die westliche Spitze der Insel, so erblickt man den mit Recht so genannten Hügel „Jolimont", zu dessen Füßen das Städtchen Erlach mit seinem Schlosse liegt. Weiterhin am Ende des See's den gothischen Thurm des ehemaligen Klosters St. Johannsen, endlich in Mitte von Pappeln, die sich im Wasser spiegeln, das neuenburgische Städtchen Landeron; etwas rechts die Thürme von Neuenstadt und den Schloßberg.

In der Nähe der Stelle, wo wir uns befinden, hat ein Sohn des

nebligen Albions in einem Bosquet sich unter ziemlich tragischen Umständen sein Grab gewählt. Wir kommen später auf diesen Vorfall zurück.

Vergessen wir auch die kleine Höhle nicht, die dem Dorfe Gleresse gegenüber am nördlichen Abhange der Insel liegt, und von welcher behauptet wird, daß Rousseau sich öfters zu seinen philosophischen Studien dorthin zurückzog, obwohl er in seinen Schriften nie etwas davon erwähnt. Zu dieser Höhle gelangt man mittelst eines bei der Terrasse nördlich vom Pavillon anfangenden Fußweges. Die Verbesserung dieses Fußweges verdankt man der Sorge des Utrechter Professors Verenet, der während mehreren Jahren seine Sommerfrische und einen Theil des Herbstes hier zubrachte.

Wir schließen unsere Beschreibung mit der allgemein anerkannten Thatsache, daß die Vegetation der Insel reicher ist als die jedes andern Kantonstheiles; es geht dies schon aus der Größe und Schönheit der Pflanzen hervor, welche hier wachsen; in keinem andern Theile des Kantons Bern gedeihen die Kastanienbäume im Freien. Der dunkelblaue Himmel, der auf dem See liegt, die reine Luft, welche man einathmet, die Schönheit der Lage und der Reichthum des Pflanzenwuchses, die reizenden Umgebungen der Küste, machen diese Insel zu einem wahren Paradiese; die Hitze des Sommers wird durch die erfrischende Seeluft in der angenehmsten Weise gemildert; der Kranke holt sich dort neue Lebenskräfte und das abgehärmte verblühende Kind empfängt wieder die Rosen der Jugend auf seine Wangen.

2. Historische Traditionen.

Wenn wir der sagenreichen Erzählung Haller's in seinem Werke „Helvetien unter den Römern" Glauben schenken dürfen, so wäre die Insel zu den Römerzeiten Insula medii lacus (die Insel inmitten des See's) genannt worden und das lachende Eiland schon damals der Schauplatz menschlicher Opfer gewesen. Obschon das Auffinden von geheiligten Messern, mit welchen die bedauerlichen Opfer hingeschlachtet wurden, die Behauptung eines Opferkultus begründen dürften, so liegt es uns doch fern, den Schleier, welcher dieses Geheimniß bedeckt, lüften zu wollen.

Man behauptet anderseits, daß in den ersten Jahrhunderten des Christenthums diese Insel von einer der ältesten religiösen Niederlassung in der Schweiz bewohnt gewesen sei; so viel steht fest, daß im Jahre 957 König Konrad I. von Strättlingen, die Insel den Gütern der Abtei

Moutier-Grandval einverleibte. Erst im Jahre 1107 wurde sie, „Grafen-Insel" (Insula comitum) genannt, durch den Grafen Wilhelm III. von Burgund den Mönchen von Clüny geschenkt; diese besaßen bereits auf der Berner Straße, 4 Kilometer von Nidau entfernt, das Kloster Belmont und beträchtliche Einkünfte im „Inselgau", der das Gebiet zwischen dem Bieler-See und den Städten Aarberg und Murten in sich faßte. Alte Urkunden belehren uns, daß bereits im zwölften Jahrhundert das Kloster Belmont auf die Insel verlegt und den Aposteln Petrus und Paulus geweiht und von da an von Cisterzienser Mönchen aus Burgund bewohnt wurde. Die ersten Mönche machten die Insel urbar, pflanzten am Südabhange die ersten Reben und erstellten die ersten Gebäulichkeiten des Klosters. Während mehr denn 400 Jahren war die Insel der Aufenthaltsort der Cisterzienser Mönche, die sich den Ertrag ihrer Weinberge mit den guten Nachbarn des Klosters St. Johannsen wohl schmecken ließen.

Allein so ganz als Einsiedler lebten diese Mönche doch nicht; im Gegentheil, sie nahmen, wie die Chroniken jener Zeit besagen, eifrigen Antheil an den politischen Geschicken des Landes und es ruht ein starker Verdacht auf ihnen, daß sie bei der Ermordung ihres Fürsten, des Grafen Wilhelm III. von Burgund im Jahre 1125 in Payerne, die Hände im Spiel gehabt hätten. Man beschuldigt sie ferner, daß sie den jungen Sohn desselben, Wilhelm IV. genannt das Kind, der nach Payerne kam, um über die Mörder seines Vaters Gericht zu halten, in der Kirche der Stadt, wo er an dem Fuße des Altars sein Gebet verrichtete, hätten erdolchen lassen, wobei auch ein Theil seines Gefolges das nämliche Schicksal erlitt. Die Gräber dieses Fürsten und einiger seiner Ritter bestanden noch vor einem Jahrhundert in der alten Kapelle der Insel, allein der Zahn der Zeit und die Neuerungssucht der Menschen haben die letzten Spuren derselben verwischt. Auf den vielhundertjährigen Gräbern der Opfer ungezähmter Priesterrache ruhen nun Weinfässer und die schwere Steinplatte, welche das Grab eines burgundischen Fürsten deckte, soll in einer Ecke des Hofes in den Boden eingelassen worden sein.

In den Jahren 1228 und 1248 werden Werner und Hartmann von Kyburg als Inhaber des Patronatrechtes der Abtei zu St. Peter und Paul genannt. Von daher rührt der Name St. Peters-Insel. Im Jahre 1382 sodann traten Anna von Nidau, Gräfin von Kyburg und ihr Sohn dieses Recht käuflich an die Stadt Freiburg ab. Drei Jahre später, nach anderen Berichten 1485, erlitt die Abtei der Insel verschiedene

Veränderungen; ihre Güter kamen zuerst in die Hände des Chorherrnstiftes zu Bern, gingen dann über an den Benediktiner Abt von St. Johannsen, Peter von Senarclans und wurden endlich mit dessen Gotteshause vollständig vereinigt unter der Verpflichtung von Seite dieses Letztern, den Gottesdienst auf der Insel zu übernehmen. Da sich aber hinsichtlich der Ausführung dieser Verpflichtung verschiedene Anstände erhoben, so wurde die Insel 1500 oder 1501 vom Staate Bern zurückgekauft und nachmals den Chorherrn abgetreten, welche im Jahre 1505 mit dem Abte Ernst Ambros ein Abkommen zur Wiederherstellung der Priorie und des Gottesdienstes auf der Insel trafen.

Die Insel gehörte den Chorherren von Bern bis zur Reformationszeit und als am 1. Juli 1530 das Stift durch ein Regierungsdekret säkularisirt wurde, fiel die Insel dem Bürgerspital der Stadt Bern anheim, dessen Eigenthum sie heute noch ist, als Entschädigung für die Vermächtnisse, welche dieser Anstalt durch Katholiken gemacht und den Nachkommen derselben wieder zurück erstattet worden waren.

In frühern Jahrhunderten, bis kurz vor der Reformation galt die Insel als das Stelldichein der Hexen und des Teufels. Dort sollen sie während der finstersten und stürmischsten Nächte ihre Orgien gefeiert haben, zu dem sie einen Platz auserwählten, der heute noch jeglichen Versuches zu Anpflanzungen spottet. Hierauf bezügliche Berichte findet man in zahlreichen Kriminalakten, welche in den Archiven des Schlosses Nidau aufbewahrt werden. Aus diesen Berichten vernimmt man, daß der Teufel stets in der Person eines feinen, in Grün gekleideten Jägers bei den Bacchanalien erschien und daselbst den Vorsitz führte. Er setzte seinen Gästen, welche er sich vorzugsweise unter den jungen Bäuerinnen der Gegend auswählte, Schwarzfleisch und erhitzende Speisen vor; nach der Mahlzeit lud er sie zum Tanze ein und spielte selbst auf der Geige.

Es liegt nicht schwer, sich die Folgen vorzustellen, welche den einfachen und armen Landmädchen aus diesem Verkehr auf der Insel erwuchsen: die meisten büßten ihre Verirrungen auf dem Scheiterhaufen.

* * *

Nahe bei dem Platze, den Lucifer für seine nächtlichen Feste ausgewählt hatte, liegt das auf Seite 51 erwähnte Gartenhäuschen des Engländers Pitt. In den Memoiren Anton Norris Groves liest man über das Schicksal desselben Folgendes:

„Im Frühling des Jahres 1804 wurde Thomas Pitt, Baron von Camelford, in einem Duell mit seinem Freunde Hauptmann Best, tödtlich verwundet. Sobald er wieder bei Besinnung war, ließ er einen Notar kommen, welchem er folgenden Nachtrag zu seinem Testamente diktirte: „„Viele Personen wünschen, daß ihre sterbliche Hülle auf heimischem Boden ruhe. Was mich anbetrifft, so wünsche ich, daß meine Leiche in thunlichster Bälde in eine entfernte Gegend gebracht werde, auf einen weit von Menschenwohnungen gelegenen Erdenwinkel, dessen landschaftliche Schönheit meinen sterblichen Ueberresten noch freundlich zuwinkt (Peters-Insel). Kein Denkmal soll den Ort meines Begräbnisses auszeichnen.““

Baron Thomas Pitt wurde hierauf nach Little Holland House gebracht, wo er nach einigen schmerzvollen Stunden starb. Die von dem Verstorbenen gewählte Grabstätte befindet sich an der Westspitze der Insel, unter dem Schatten einer kleinen Baumgruppe. Thomas Pitt wünschte, daß der mittlere Baum, unter welchem er Stunden lang in Betrachtungen über die Unbeständigkeit der weltlichen Dinge zugebracht hatte, entfernt und nach seiner Bestattung auf sein Grab gepflanzt werde.

Der edle Lord hinterließ dem Eigenthümer der Insel 1000 Pfund Sterling als Entschädigung für die Begräbnißätte. Allein: homo proponit, sed Deus disponit; sein letzter Wille wurde nicht erfüllt; wahrscheinlich in Folge des zwischen England und Frankreich ausgebrochenen Krieges und der daraus erwachsenen Kontinentalsperre.

* * *

Ist der Sommeraufenthalt auf der St. Peters-Insel ein außerordentlich angenehmer, so ist es der Herbstaufenthalt noch mehr. Die in buntem Farbenschmucke prangenden Wäldchen, die Felder und Wiesen, der reine tiefblaue Himmel, der mit Nachen und Kähnen aller Art bedeckte See, das lustige Leben und Treiben während der Weinlese verleihen der ganzen Insel einen unaussprechlichen Reiz.

Schon früh am Morgen des für den Anfang der Weinlese festgesetzten Tages steuern zahlreiche, mit Winzern und Winzerinnen gefüllte Fahrzeuge, von Gleresse und Twann kommend, der Insel zu und steigen dort in den verschiedenen Häfen an's Land. Jede Gruppe begibt sich alsdann in diejenige Abtheilung des Weinberges, welche der Rebmeister nach altem Recht und Kolonialpachtvertrage bestimmt hat; im Uebrigen beschäftigt er sich mit dem Einheimsen der Weinernte. Während dieser

Arbeiten, die zuweilen 12 bis 14 Tage dauern, überläßt sich die muntere Jugend unter fröhlichen Gesängen der allgemeinen Heiterkeit.

Die ungezwungene Fröhlichkeit wird aber noch erhöht an den sogenannten „Lese- oder Herbst-Sonntagen", die sich zu wahren Festen gestalten. In dieser Jahreszeit ist die Insel der Mittelpunkt und das Reiseziel zahlreicher, von nahen und entfernten Gegenden zuströmenden Menschen, die gerne Theil nehmen an den Vergnügungen, welche Jugend und Schönheit hier bieten und über die ganze Insel ein ungewohntes festliches Leben verbreiten.

Der Inselwein, der an diesen Tagen das Mittel zur Fröhlichkeit liefert, ist in guten Jahrgängen vielen andern Landweinen, wegen seines angenehmen der Limonade ähnlichen Geschmackes vorzuziehen. Der Schaffner der Insel, Hr. M. Louis, ist ein geschätzter Weinbauer.

3. Rousseau's Aufenthalt.

Kein einziger der ehemaligen Inselbewohner hat dieselbe so berühmt gemacht wie J. J. Rousseau. Seit 1765 und insbesondere in den letzten Jahren pilgert die gebildete und reisende Welt dieser Insel zu, um dieselbe und das kleine Zimmer des berühmten Genfer Philosophen in Augenschein zu nehmen. Es vergeht kein Tag, daß nicht einheimische und fremde Reisende ihren Rousseau in der Hand die kleinsten Winkel seiner Behausung und seine Lieblingsplätze absuchen.

Es war, wie man weiß, im Monat August 1765, als nach den Schicksalsschlägen, welche Rousseau in Motiers-Travers erlitten, er auf der St. Peters-Insel ein friedliches Asyl suchte. Nach einem Besuche, welchen er in Begleitung seines Freundes, des Hrn. du Peyrou machte, wurde in ihm der Entschluß reif, dort seine Wohnung aufzuschlagen. Er kam zuerst allein, in trauriger entmuthigter Stimmung; als er indessen sich in keiner Weise daselbst belästigt fand, ließ er zunächst seine Gattin (Therese Lavasseur), seine Bücher und alle Habseligkeiten nachkommen.

Er war nicht mehr der feurige, von Gesundheit strotzende Jüngling, welcher im Juni 1731 auf einen Kirschbaum gestiegen war, um dem reizenden Fräulein Galley Kirschen in die aufgehobene Schürze zu werfen. Nach den nebelhaften, ehrgeizigen Träumereien eines ungebundenen Lebenslenzes, war für Jean Jacques Rousseau der Ernst des reifen Alters herangerückt. Ein mächtiges Sehnen nach Ruhm und Glück hatte seine Gedanken gefangen genommen; seine Verirrungen hatten ihm Klug-

heit gelehrt, Enttäuschungen hatten ihn dem Zweifel und dann der Gleichgültigkeit entgegen geführt; von Haus aus gläubig und enthusiastisch, war er positiv und mißtrauisch geworden. Jean Jacques war, obschon er erst 53 Jahre zählte, ein Greis geworden; zu seinen moralischen Leiden gesellten sich noch körperliche; seine Gesundheit war in Folge seiner sturmbewegten Vergangenheit stark angegriffen. Von seinen einstigen äußern körperlichen Vorzügen blieben nichts als die feurigen, geistvollen Augen und jenes unverwischbare Gepräge, welches das Genie Jedem aufdrückt, den es mit seinen Gaben beschenkt.

Rousseau richtete sich mit Therese in dem von uns beschriebenen Zimmer wohnlich ein; die Kisten und Ballen, die er nach der Insel gebracht hatte und von denen die wenigsten geöffnet worden waren, wurden in der Küche, welche als Vorzimmer diente, untergebracht. Rousseau zählte den kaum mehr als dreimonatlichen Aufenthalt in diesem stillen Asyl zu der glücklichsten Zeit seines Lebens; die Tage, mit den einfachsten Beschäftigungen und Vergnügungen ausgefüllt, flossen wie Stunden dahin.

Umgeben von wohlwollenden Wirthsleuten,* die genügend gebildet waren, um ihm die Gesellschaft angenehm zu machen, genoß er im Schooße dieser Familie eines Glückes, das er selbst in seiner Kindheit nie gekannt hatte. Er sprach in vertraulichster Weise mit den Leuten, half ihnen bei schönem Wetter bei ihren landwirthschaftlichen Arbeiten; zuweilen, wenn Alle am Abend beim Mondenschein auf der Terrasse des Pavillons ausruhten, sang er ihnen alte Romanzen vor oder nahm an ihren heitern ländlichen Spielen Theil. Dann vergaß er in diesen unschuldigen Freuden seine stürmische Berühmtheit, die Ungerechtigkeit seines undankbaren und doch so sehr geliebten Vaterlandes und die geheimen Verfolgungen seiner geistigen Genossen. Weder die sarkastischen Schmähungen Voltaire's, noch die Bannstrahlen des Erzbischofs von Paris, noch der Scheiterhaufen, auf welchem sein „Emile" verbrannt wurde, vermochten seine heitere Gegenwart zu trüben. Sein einziger Wunsch war nur noch, diesen kleinen Erdenwinkel und diese Freunde nie mehr zu verlassen und hier, glückselig in Mitte unschuldiger Vergnügungen sein Leben beschließen zu können.

---

* Der Inselschaffner, der zu Rousseau's Zeiten die Insel bewohnte, war Gabriel Engel von Ligerz; er war von 1756 bis 1786 daselbst. Mittheilung des Herrn A. Bondeli in Bern.

Sobald das Wetter es gestattete, eilte er gewöhnlich zu dem Pavillon, um in dessen Nähe die frische, gesunde Morgenluft einzuathmen. Rousseau hatte von jeher das Studium der Botanik geliebt und unter Claude Anet aux Charmettes den ersten Unterricht in der Pflanzen- und Kräuterkunde erhalten, später in der Gesellschaft des ebenfalls berühmten Reisenden Bernardin de S. Pierre in Paris sich darin ausgebildet; jetzt nachdem er sich vollständig unabhängig und frei fühlte, gab er sich mit Leidenschaftlichkeit und Enthusiasmus diesem Studium hin. Sobald die Sonne den Thau des Morgens aufgeküßt hatte, durchzog Rousseau, die Loupe in der Hand und seinen Linnée unter dem Arm Feld und Wald, untersuchte und pflückte die Pflanzen, die er in seiner „Flora Petrinsularis" zu beschreiben gedachte. Nachdem er die von seinen täglichen Ausflügen heimgebrachten reichhaltigen botanischen Schätze gesammelt hatte, besuchte er mit dem Inselschaffner und Therese die Taglöhner auf dem Felde, in den Gärten und Rebbergen und arbeitete hie und da wacker mit. So einsilbig Rousseau gewöhnlich erschien, so gesprächig fand man ihn im Kreise seiner Freunde, denen er dann und wann pikante Anekdoten aus der vornehmen Welt, in der er gelebt hatte, erzählte; zuweilen scherzte er auch mit der liebenswürdigen und heitern Schwester des Inselschaffners, worüber S. Wagner mancherlei Einzelheiten erzählt.

Das größte Vergnügen verschafften Rousseau seine Wasserfahrten, die er in der fünfzigsten seiner „Réveries" beschreibt: Manchmal stahl er sich vom Tische weg und fuhr mit einem Kahn auf den See hinaus, wenn derselbe ruhig war; dann legte er sich in das Fahrzeug, richtete die Augen gen Himmel und überließ sich Wind und Wellen und seinen Phantasien. Oft wurde es spät auf diesen Fahrten und die Sonne sank, dann mußte er rasch heimrudern, um noch vor der einbrechenden Nacht unter Dach zu kommen. Ein ander Mal fuhr er den Ufern entlang, um eine schöne Badestelle zu suchen.

„Mein größtes Vergnügen aber war, von der großen zur kleinen Insel hinüber zu fahren, und dort den Abend in Mitten von Marzellen, wilden Pflanzen, Persikären und Sträuchern aller Art zuzubringen oder den sandigen Hügel zu erklimmen, der von Gras, Quendeln, Esparsetten und andern Kleeblumen übersäet war. Das schien mir ein geeigneter Ort zu sein, um Kaninchen zu züchten. Ich theilte die Idee dem Schaffner mit und dieser ließ von Neuenburg männliche und weibliche Kaninchen kommen und nun begaben wir uns, der Schaffner, seine Frau, eine seiner

Schwestern, Thereſe und ich auf die kleine Inſel, um dort die Behauſung der Thierchen einzurichten. Der Steuermann der Argonauten war gewiß nicht ſtolzer als ich, indem ich von der großen nach der kleinen Inſel die ganze Geſellſchaft und die Kaninchen überführte."

Arme Kaninchen! Von ihrer einſtigen Anweſenheit iſt keine Spur mehr zu entdecken. Wahrſcheinlich ſind ſie der Kälte erlegen oder was noch glaubwürdiger iſt, in die Küche der Fiſcher gewandert.

Rouſſeau machte ſich ein Vergnügen daraus, ſeinen Wirthsleuten bei der Gemüſe- oder Obſternte behilflich zu ſein. Er erzählt ſelbſt, daß er oft Beſuche von Berner Herren erhielt, die ihn an der Erkletterung von Bäumen ertappten oder wie er mit einem umgehängten Sack Früchte pflückte und denſelben vermittelſt eines Seiles zur Erde gleiten ließ. Dieſe Beſchäftigung war ihm um ſo angenehmer, als ſie ihn an die längſt vergangene ſchöne Jugendzeit erinnerte, an ſeinen Aufenthalt bei Frau von Warens in Annecy, dann an die ſüße Einſamkeit der Charmettes, wo er ſich ähnlichen Arbeiten hingab.

Wenn der See unruhig war, machte es ihm die größte Freude, zum Ufer hinab zu gehen, und dort die mit endloſem Brauſen ſich drängenden und brechenden Wellen zu beobachten; ſie waren ihm das lebhafte Bild des Treibens in der Welt, jener Welt, die ihn aus ihrer Mitte verſtoßen. Stellte ſich Regenwetter ein, ſo beſchäftigte ſich unſer Einſiedler mit dem Ordnen ſeiner Sammlungen. So treu wie nur möglich, zeichnete er ſeine Pflanzen ab und wenn er glaubte, es ſei ihm gelungen, zeigte er wie ein eifriger Schüler ſeine Zeichnung im ganzen Hauſe herum und fragte Alle, die ihm begegneten, ob ſie die Pflanze erkennen. Bei einbrechender Nacht legte er den Pinſel weg und griff zu ſeiner Laute, der er zuweilen ſo ſüße Klänge entlockte, daß ihm unbewußt die Thränen in die Augen kamen.

Wenn zeitweiſe neugierige Fremde im Anzuge waren, öffnete Rouſſeau ganz leiſe die Falltreppe, ſtieg in das untere Stockwerk hinunter und verließ eilig das Haus, um ſich der läſtigen Neugier zu entziehen. Oft auch flüchtete er ſich in die einſamſten Stellen des Waldes und ſchwang ſich, um ganz ſicher zu ſein, in das Blätterdach dicht belaubter Bäume.

Die ſchönen Herbſttage gingen ihrem Ende entgegen; zwölf Wochen hatte der Genfer Philoſoph in dem ſtillen Inſel-Aſyl zugebracht, da beſchlichen ihn böſe Gedanken, es möchte die friedliche Ruhe bald geſtört werden. Und ſo war es auch. Gerüchte drangen zu ihm und erfüllten ihn mit Trauer und Unruhe, man wolle ihn aus der endlich gefundenen

[illegible] Erzählung dieser Begebungen. [illegible] „Rousseau's Leben und Werke“ [illegible]. Im [illegible] des Monats October 176[illegible] [illegible] wohlmeinenden [illegible], wenn der [illegible] G. den Stachel des [illegible] zu [illegible]. Dieses [illegible] M. G. H. von Bern zu [illegible]. [illegible] selbst reden.

Manual des [illegible] Nr. [illegible] pag. 1[illegible]4. vom 10. October 1765.

[illegible] Jean Jacques [illegible] St. Peters-Insel [illegible]: Wir haben [illegible] aufzutragen, Ihme, [illegible] daß er sich [illegible] Wir [illegible]

[illegible] Nr. [illegible] pag. [illegible] vom [illegible] October 1765.

[illegible] Jean Jacques Rousseau von [illegible] an Ihme Herrn Amtsmann [illegible] hätte der Regierung [illegible]. Ihme erinnern sollen, daß [illegible] zu MGnH. hätte [illegible] MnGH. von Ihme Herrn Amtsmann [illegible] zu Antwort auf Seine Zuschrift, daß der Rousseau [illegible] MnGH. Lande räumen, und [illegible] vom 1. und 8. Juli 1762 [illegible] Immediat-Landen verwiesen worden, verbleiben [illegible].

„Ihme [illegible] Will zu eröffnen, [illegible] in Execution zu setzen, [illegible] scharfe Bestrafung [illegible]. Der [illegible] St. Peters Insel aber, der ohne Sein Herrn Amtmanns [illegible] diesen Fremdling [illegible], werde er solches [illegible] verhalten.

„Nachdeme vorstehendes Schreiben [illegible] in der Versammlung [illegible] abgelesen worden, ward dasselbe gutgeheißen und befohlen, [illegible] durch ein Läufer an seine Behörde zu versenden.“

[illegible] Rücksichten und der Wunsch, das gute Einvernehmen zwi-

schen Bern, Versailles und Genf aufrecht zu erhalten, hatten die bernische Regierung zu diesem Ausweisungsbefehl gegen diesen jeglichen Schutzes entblößten Schriftsteller veranlaßt. Rousseau bemühte sich, den Schlag gegen sein Haupt abzuwenden; er versprach, nie mehr eine Feder zu berühren, wenn man ihm die Erlaubniß gebe, diese Insel bis an sein Lebensende bewohnen zu dürfen. Es war Alles vergeblich! Er sah sich genöthigt, bei Eintritt des Winters, als schon die Winde rauh vom Jura her über den See bliesen, abzureisen, ohne zu wissen, in welchem Winkel der Erde er eine Zufluchtsstätte finden könne.

Am Vorabend seiner Abreise, nachdem er zahlreiche Beileidsbesuche aus der Nachbarschaft empfangen, wollte er noch einmal seine Lieblingsplätze sehen und ihnen ein letztes Lebewohl zurufen. Von seinem letzten Spaziergange auf der Insel heimgekehrt, ließ er sich seine Laute reichen und da im Kreise seiner Freunde sang er mit bebender Stimme ein Lied, das er wahrscheinlich während des Tages gedichtet hatte und das unter Hilfe der Schwester des Inselschaffners später aus dem Gedächtniß wieder hergestellt wurde.

Des andern Tages, den 24. Oktober, reiste Rousseau früh Morgens ab, sämmtliche Hausgenossen begleiteten ihn bis zum Schiff; Alle gaben ihm die herzlichsten Wünsche für das fernere Wohlergehen mit auf den Weg. Er begab sich nach Nidau, wo Herr von Grafenried ihm noch einmal seine Theilnahme bezeugen wollte. In Begleitung seines Schreibers kam ihm der Landvogt entgegen gefahren und überreichte ihm einen Paß, um ihn durch die Mediat- und Immediatstaaten der Republik Bern zu geleiten.

Das Ende der Laufbahn J. J. Rousseau's gehört nicht mehr zur Geschichte der Peters-Insel, denn er sah sie nie wieder. In den Gärten von Ermenoville, einem Dörflein bei Senlis, hauchte er plötzlich am 3. Juli 1778 seinen Geist aus. Manchmal aber mag er am Schlusse seines Lebens zurückgedacht haben an die stille grüne Insel im blauen Bieler-See.

4. Schluß.

Wir haben diese Schilderung mit der topographischen Beschreibung der Insel eingeleitet; wir müssen ihr hier noch einige Vervollständigungen anschließen.

Diejenigen unserer Leser, die den weiten Strand kennen, welcher sich von der Insel bis Erlach ausbreitet und welcher die Insel mit dem festen Lande

verbindet, sind vielleicht beim Lesen dieser Mittheilungen erstaunt, daß wir ungeachtet der genauen Kenntniß der Oertlichkeit uns vermessen, den Hauptgegenstand unseres Themas noch immer als Insel zu qualifiziren, während sie seit mehr als 12 Jahren in Wirklichkeit eine Halbinsel ist.

In der That ist in Folge der durch die Juragewässer-Korrektion im Seeland unternommenen Entsumpfungsarbeiten — das Ausbaggern des alten Ziehlbettes flußabwärts Nidau und die Errichtung eines neuen Kanals im Südwesten dieser Stadt, wodurch der Wasserspiegel des See's um 2,50 Meter gesenkt wurde — ein Damm von verhärtetem Mergel bloß gelegt, welcher sich als eine Fortsetzung des Jolimont darstellt. Diese Mergelschicht theilt den See in zwei Hälften, auf ihr selbst wuchern Wasserpflanzen und treiben sich wilde Enten im Röhricht herum.

Indessen machen wir besonders darauf aufmerksam, daß die gegenwärtige Höhe des Seespiegels (von 97 auf 88,5 gesunken) nicht als eine feststehende und normale zu betrachten und Schwankungen unterworfen ist, namentlich seit durch die Korrektion der Aare dieser Fluß in den See fällt.

Durch diese Veränderung der Niveauverhältnisse ist die früher bis zu der Eingangs erwähnten Mauer bespülte Insel von einem schwer kultivirbaren Strandboden umgeben, was ihrem Reize bedeutend Eintrag thut. Voriges Jahr wurde dieser Strandboden in der Nähe von Erlach durch einen Kanal unterbrochen und die Halbinsel wieder zur Insel gemacht. Bei der vielgerühmten Juragewässerkorrektion, die den Erwartungen bei Weitem nicht entsprochen hat, ist die Insel besonders schlecht weggekommen, aber gleichwohl hat sie ihr die altberühmte Schönheit und Anmuth und den lieblichen Reiz nicht rauben können.

Die Arbeiterstadt in Mülhausen.

Von **Ernst Meininger.***

„Klein aber mein."

Die Arbeiterstadt in Mülhausen, ebenfalls bekannt unter dem Namen Alte und Neue Cité, bildet eine der merkwürdigsten Vorstädte des oberelsässischen Industriecentrums. Wie es der Name andeutet, ist

* Essai de description, de statistique et d'histoire de Mulhouse. 1885. E. Graeub, Hôtel central, éditeur.

sie fast ausschließlich von Arbeitern bewohnt, deren Bevölkerung annähernd auf 7000 Einwohner in 1028 Häuser oder Wohnungen vertheilt, berechnet werden kann.

Ihre Gründung geht auf bloß dreißig Jahre zurück. Seit Langem war man von der Nothwendigkeit überzeugt, den Arbeitern gesundere, besser gelüftete und sonnigere Wohnungen verschaffen zu sollen. In Folge der raschen Ausdehnung der Industrie war eine förmliche Wohnungsnoth entstanden, zahlreiche Familien hausten in wahrhaften Löchern, in denen nicht nur die ersten Bedingungen für die Gesundheit vollständig fehlten, sondern auch die Ordnung und die guten Sitten Gefahr litten. In Folge eines im Jahre 1851 von Herrn Jean Zuber, Sohn, der Société industrielle vorgelegten Berichtes über Arbeiter-Wohnungen, beauftragte die Gesellschaft ihr Komite für Gemeinnützigkeit, die Frage gründlich zu studiren. Dieses Studium dauerte lange, fiel aber um so gründlicher aus, indem alle und jede Vorbilder fehlten, und man sich vor einer ganz neuen Gründung befand, welcher Theorie und Praxis gleichmäßig abgingen.

Herr Jean Dollfus ließ nun in Dornach vier Häuser erbauen, welche als Muster dienen sollten, und Herr Emil Müller, dem später die Ehre zufiel, die Arbeiterstadt zu erstellen, war deren Baumeister. Nach einem genügenden Zeitraum befragte man die Bewohner dieser vier Arbeiterhäuser über ihr Wohlbefinden in denselben und mit Rücksicht auf deren durch den täglichen Gebrauch gemachten Beobachtungen, nahm man verschiedene Gattungen von Wohnungen an für das Quartier, das man zu erstellen gedachte.

Eine Gesellschaft wurde hierauf gegründet unter dem Titel „Société mulhousienne des Cités ouvrières“; ihr erster Präsident war Herr Jean Dollfus, der es heute noch ist. Die Arbeiterstadt ist somit gleichsam das persönliche Werk dieses gemeinnützigen Mannes, dessen Name auf immer mit diesem menschenfreundlichen Werke verknüpft sein wird.

Eine erste Abtheilung von hundert einstöckigen Häusern, jedes von einem Gärtchen umgeben, wurde im Jahre 1854 erstellt, und zwar vor den Thoren der Stadt und in der Nähe der meisten und größten Fabriken. Seit jener Zeit haben die Bauten von neuen Häusern ohne Unterbrechung ihren Fortgang genommen, um schließlich die gewiß achtungswerthe Ziffer von 1028 Häusern oder Wohnungen zu erreichen. Die alte Arbeiterstadt zählt 200, die neue 828 Häuser.

Die Erwerbsbedingungen sind leicht zu erfüllen; denn die Gesellschaft

sucht aus diesem Werke der Humanität kein Geschäft zu machen, sie überläßt die Gebäude den Arbeitern zum Selbstkostenpreis. Der Käufer, der beiläufig gesagt, nur ein Arbeiter * sein darf, hat für ein Haus, das bis auf 3000 Fr. zu stehen kommt, 300 Fr. Anzahlung zu leisten; für ein Haus von 3000 bis 3600 Fr. zahlt er 350 Fr. an; für ein solches von 4000 Fr. und darüber 400 Franken. Die Amortisation, die in 13 bis 14 Jahren ausgeführt werden muß, geschieht durch monatliche Einzahlungen von 25, 30 und 35 Franken, je nach der Beschaffenheit und Rangordnung der Gebäude. Diese Summen begreifen die Miethe und die Amortisation des Kapitals in sich.

Einem solchen gemeinnützigen Werke gegenüber wollte die französische Regierung sich nicht gleichgültig verhalten, sie gewährte demselben eine Subvention von 300,000 Franken; diese Summe wurde verwendet zur Deckung der nothwendigen Kosten für die Anlage von Straßen, Trottoirs, Kanälen, Brunnen, Gittern, Baumpflanzungen, Bädern, Waschhäusern u. s. w. Auf diese Weise wurde es möglich, jedes Haus von seinem verhältnißmäßigen Antheil an die allgemeinen Kosten zu entlasten und so den Kostenpreis zu ermäßigen.

Will man sich einen Begriff davon machen, welchen mächtigen und berechtigten Reiz im Sinne des Sparens das Eigenthum auf die Arbeiter hat ausüben können, so vergegenwärtige man sich die innerhalb 30 Jahren bis zum 30. Juni 1885 durch die Käufer bezahlten Summen; dieselben erreichen die Höhe von 4,067,256 Franken. Die Summe überhebt uns jeden Kommentars und setzt die moralische Bedeutung dieses Werkes, das mehr wie ein anderes bestimmt ist, das große wirthschaftliche Problem, das Proletariat der modernen Gesellschaft verschwinden zu lassen, in's hellste Licht.

Außer der Erstellung der Wohnungen hat die Verwaltung der Arbeiterstadt es verstanden, ihr Werk noch durch verschiedene weitere Gründungen zu vervollständigen. ** Sie hat nämlich eine Bäckerei und im gleichen Gebäude eine Speisewirthschaft eröffnet; dieses Gebäude gehört der Gesellschaft,

---

* Durch eine besondere Klausel wird bestimmt, daß der Erwerber eines Gebäudes dasselbe nicht vor zehn Jahren veräußern darf; diese Bestimmung wurde aufgestellt, um Spekulanten fern zu halten.

** Sie hat im Jahre 1865 auch eine Volksbibliothek gegründet, die ungefähr 3500 Bände zählt und drei Mal in der Woche den Arbeitern geöffnet ist. Auch hier war Herr Jean Dollfus wiederum das anregende Element.

indessen hat Herr Jean Dollfus sich die Ueberwachung und Leitung des Verkaufes der Konsumationsartikel in beiden Geschäften vorbehalten. Das Etablissement wird dem Uebernehmer unentgeltlich überlassen.

Die Bäckerei verkauft vortreffliches Brod und zwar 5 bis 10 Centimes unter dem Preise der Bäcker in der Stadt, indessen nur gegen Baarzahlung. Ihr Vertrieb beträgt bei 10,000 Laibe Brod per Monat. In der Speiseanstalt erhält man ein anständiges Mittagessen zu 60 bis 70 Centimes (Brod 5, Suppe 10, Fleisch 20, Gemüse in zwei Sorten 15 Centimes).

In beiden Arbeiterquartieren sind in den Jahren 1855 und 1864 Bäder erstellt worden, die zu außerordentlich billigen Preisen abgegeben werden.

Das Kaufhaus in Freiburg im Breisgau.

Von **A. Poinsignon.** *

(Mit Abbildung.)

Noch stehen als Zeugen eines vormals großartigen Binnenhandels in den meisten älteren deutschen Städten von einiger Bedeutung an deren geräumigsten Plätzen die alten Kauf- und Gewandhäuser.

Unsere Voreltern folgten in der Anlage derselben dem praktischen Beispiele des gewaltigen Handelsemporiums im adriatischen Meere, der Inselstadt Venedig, deren Welthandel nach dem Norden Europas sie vor Vasko de Gama's Entdeckungsfahrt vermittelten.

Dort stand und steht heute noch neben der Rialtobrücke am belebtesten Kanale der Fontego dei Tedeschi, ehemals das große Lager- und Kaufhaus der Deutschen, dessen älteste bekannt gewordenen Statuten aus dem

* Aus dem „Freiburger Adreßkalender" von 1882 vom Verfasser neu durchgesehen und ergänzt.

Jahre 1268 ſtammen,* aber einen weit älteren Beſtand vorausſetzen, da ja ſchon 1123 die Kölner Mark zu Venedig als Münzgewicht galt.

Der Handel, der in dieſem Hauſe zu Venedig, ſowie in den den gleichen Zwecken dienenden öffentlichen Gebäuden auf deutſcher Erde getrieben wurde, befaßte ſich hauptſächlich mit Tuchwaaren, welche in denſelben zum Groß- und Kleinverkauf wie auch für den Tranſit niedergelegt und aufgeſtapelt wurden. Daher führten ſie neben der Bezeichnung Kaufhaus in der Regel noch den Namen Tuchhaus, Tuchlauben oder Gewandhaus, wie z. B. in Konſtanz, wo noch zu Anfang dieſes Jahrhunderts das jetzt fälſchlich ſo genannte Konziliumsgebäude im Volksmunde ſowohl Kaufhaus als auch die Tuchlaube hieß, oder wie in Leipzig, wo jetzt noch das alte Gewandhaus ſteht.

Auch zu Freiburg wird gelegentlich eines Hausverkaufs Anno 1291** einer Watlauben erwähnt, welche nach dem mittelhochdeutſchen Worte wât (Gewand) Gewandlaube heißen würde. Die Urkunde ſagt wörtlich: „Das hus das do lit ze Friburg in der stat bi der wâtlöben neben dem huse das da heizet ze dem swerte.“ Das Haus zum „Schwert“*** lag am Münſterplatz, da etwa, wo jetzt das Gaſthaus zum „Geiſt“ ſteht.

Es wäre nicht unmöglich, wenigſtens der günſtigen Lage nach zu ſchließen, daß wir es hier mit dem älteſten Kauf- und Lagerhaus Freiburg's zu thun haben könnten und daß es ſpäter vom Spitale, das urſprünglich an der Stelle des heutigen Kapferer'ſchen Hauſes und des Muſeums, alſo ebenfalls am Münſterplatz ſtand und ſich nach und nach weiterhin ausdehnte, verdrängt wurde.

Es iſt dieſes jedoch nur eine Hypotheſe, der mit ebenſo viel Recht eine andere gegenübergeſtellt werden darf, daß nämlich mit der oben genannten Watlaube wohl die ſchon im älteſten Stadtrodel erwähnten Lauben am Spitale ſelbſt, die ſog. Lugſtühle gemeint ſein könnten.

Die eigentliche Bezeichnung „Kaufhaus“ kömmt indeſſen erſt 1378 urkundlich vor. Aber die ganze Vorgeſchichte unſerer Stadt, insbeſondere

---

* Siehe Zeitſch. f. Geſchichte des Oberrheins V. I.

** Urkunde im Stadtarchiv, Häuſerſtand.

*** Nicht zu verwechſeln mit dem Haus zum „rothen Schwert“, jetzt Herrenſtraße 54 nächſt Oberlinden.

die ausgesprochene Absicht ihrer Gründer, der Herzoge von Zähringen, die neue Stadt durch ganz besondere Bevorzugung der Kaufleute zum Handelsplatz zu machen; die Betheiligung der Stadt an den großen handelspolitischen Bündnissen am Rhein im 13. und zu Anfang des 14. Jahrhunderts; spezielle engere Verbindungen zu merkantilen Zwecken mit den Nachbarstädten Breisach, Villingen, Rothweil, Basel und Straßburg; ihre Lage an der großen Handelsstraße Basel-Frankfurt, und am Ausgangspunkt des alten Verkehrsweges durch die Wagensteig über den Schwarzwald nach Schwaben und an den Bodensee; dann das Vorhandensein einer eigenen Tuchindustrie mit ihrer sehr starken Tucher- oder Tuchemerzunft sammt zahlreichen Webereien, Walken und Steinschleifereien — alles dies weist darauf hin, daß der Handelsverkehr zu Freiburg seit seinem Bestehen nicht unbedeutend gewesen sein muß, und berechtigt zu der Annahme, daß schon in früher Zeit eine Art von öffentlichem städtischen Lagerhaus vorhanden gewesen sein wird. Einer öffentlichen Waage, der sog. Fronwaage erwähnt ja schon die Stiftungsurkunde der Stadt vom Jahre 1120. Es ist ferner auch nicht leicht denkbar, daß der Zoll, der auf alles fremde Kaufmannsgut gelegt war, bei größeren Transporten, gar bei ungünstiger Witterung unter der ohnehin schon engen Passage der Stadtthore hätte abgefertigt werden können. Wir finden dieses in der That wenigstens annähernd bestätigt durch einen Eintrag in's Rathsbuch von 1481, welcher sagt, daß die Kaufleute, namentlich die Tuchhändler, von Alters her ihre Waaren zum Verzollen auf's Kaufhaus geführt hätten.

Trotzdem finden wir, wie gesagt, die ausdrückliche Erwähnung eines Kaufhauses urkundlich erst im letzten Viertel des 14. Jahrhunderts, nämlich im ältesten städtischen Aemterbuch, welches mit dem Jahre 1378 beginnt, und sodann in einer Privaturkunde über einen Hausverkauf vom 28. Januar 1381 mit den Worten „das hus das gelegen ist ze Friburg in der statt in der gassen ze dem mane zwischen der bvrger Köffe hus und Annen Kerzerin hus.“

Die Gasse zum mane aber oder wie eine andere gleichzeitige Urkunde sagt, „ze dem manne“ war derjenige Theil der heutigen Schustergasse, der sich vom kleinen Gäßchen bei der Beurbarungs-Verwaltung bis zur Herrenstraße erstreckt.

Auch das älteste Grundsteuerbuch, dessen Abfassung zwischen die Jahre 1381 bis 1387 fällt, erwähnt des Kaufhauses in jener Straße und zwar

eben an der Stelle der heutigen Beurbarung, während der Platz, wo der monumentale Bau des heutigen Kaufhauses steht, nach demselben Steuerbuche mit drei Privathäusern bedeckt ist. Der jetzt zum Hinterhaus gewordene ältere Theil des gegenwärtigen Kaufhauses war also ursprünglich das Hauptgebäude.

Dort also, in der oberen Schustergasse, müssen wir uns — für die ältere Zeit wenigstens — das Getriebe der ankommenden und abgehenden Waarenladungen vergegenwärtigen. Die Straße ist zwar eng und war es vermuthlich immer; dürfte auch für Lastfuhren heutiger Art ihre Schwierigkeiten gehabt haben, aber wir wissen ja, daß im Mittelalter der Waarentransport fast nur auf Saumthieren bewerkstelligt wurde, zumal über den Schwarzwald, wo der uralte Saumpfad durch die Wagensteig, die Urach über Brägenbrücke nach Herzogenweiler und Villingen erst um 1350 von den Städten Freiburg und Villingen theilweise auf den Spuren einer alten Römerstraße in einen Fahrweg verwandelt wurde, während bekanntlich das Höllenthal noch lange Zeit hernach (bis 1755) nur zu Fuß oder mit Lastthieren passirt werden konnte.

Dieses ältere Kaufhaus diente aber nicht blos den oben angedeuteten merkantilen Zwecken als Waarenniederlage und als Zollstätte, sondern war vielmehr der Mittelpunkt des gesammten städtischen Finanzwesens. In ihm war der Sitz des städtischen Verwaltungsausschusses, dessen Anfänge bis zum Jahre 1248 hinaufreichen und dessen Ende erst 1783 durch die Einführung einer neuen Städte-Ordnung für die österreichische Gesammtmonarchie herbeigeführt wurde — nämlich der Kommission der Amtherren im Kaufhause oder sog. Kaufhausherren, zuerst vier, dann sechs und zeitweise sogar neun Rathsglieder und Beigeordnete, zur Hälfte aus den Geschlechtern, zur Hälfte aus der Bürgerschaft erwählt. Daselbst wurden alle Steuern, Abgaben und Gefälle, soweit sie in Geld und nicht in Natura bezahlt werden mußten, entrichtet: das Gewerfte, das Ungeld, Strafgelder, Bürgerannahmen und Abzugsgelder.

Auch der städtische Salzhandel, welcher noch im 14. Jahrhundert in einem besonderen Salzhof, wahrscheinlich in der Salzgasse, betrieben worden war, wurde im 15. in das Kaufhaus verlegt. Derselbe wurde anfänglich in der Weise gehandhabt, daß der Privatmann zwar auch Salz verkaufen durfte, sich in den Preisen aber nach dem Kaufhaus zu richten

hatte; im Jahre 1497 jedoch wurde der Salzverkauf im Kaufhaus monopolisirt, und blieb es bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts.

Auch das öffentliche Pfandlokal befand sich schon im 15. Jahrhundert daselbst.

Ferner wurden im Beginn des 16. Jahrhunderts die bisher vereinzelt bestandenen Verwaltungen der größeren und kleineren Stiftungen hier zentralisirt und die Kaufhausherren versahen von da an zugleich auch das Amt eines städtischen Stiftungsrathes. Selbstverständlich war zur Besorgung der verschiedenen Geschäftszweige eine größere Anzahl von Beamten und Bediensteten erforderlich, an deren Spitze der Kaufhausschreiber stand, dem im Jahre 1497 ein besonderer Zollschreiber zur Seite gestellt wurde — und alles dieses Personal arbeitete beisammen in einem Raume, der nach den heutigen Ansprüchen wohl kaum zur Hälfte genügen dürfte!

* * *

Dieses ist in kurzen Umrissen ungefähr das Wesentlichste, was aus dem verschiedenartigsten Material des städtischen Archives zu einem Gesammtbild des alten Kaufhauses zusammenzufassen war. Freilich knüpft die Tradition, für die wir aber keine urkundliche Bestätigung beizubringen vermochten, an dasselbe noch Erinneruugen von großen Festlichkeiten, die gelegentlich der wiederholten Anwesenheit des Kaisers Max I., dann seines Sohnes Philipp von Burgund, und des Reichstages 1498 in demselben stattgefunden haben sollen. Ja, man übertrug diese Traditionen sogar auf das heutige Kaufhaus, das zu jenen Zeiten überhaupt noch nicht bestand. Die Akten des Reichstages erwähnen mit keiner Sylbe eines derartigen Vorkommnisses auf dem Kaufhause, die Sitzungen desselben wurden nachweislich alle im Rathshof abgehalten, und was den Ball anbelangt, den die Stadt am 28. September 1496 dem erwähnten Herzog gegeben hat, so sagt die betreffende Stelle im handschriftlichen Geschichtenbuch der Stadt (Seite 106) nur, daß man dem jungen Herzog zu Gefallen einen Tanz mit den Bürgerinnen im Tanzhause abgehalten habe. Möglich, daß auch schon das alte Kaufhaus zu derartigen Festlichkeiten diente, denn eine noch vorhandene stattliche Cheminée in gothischem Styl im Vorraum des jetzigen Geschäftszimmers der städtischen Sparkasse, und der hübsche Treppenaufgang in demselben Style deuten auf die Ueberreste eines ehemaligen Prunksaales — allein auch dieses stimmt nicht mit der

Tradition überein, da laut einer dort angebrachten Zahl diese Ornamentik erst aus dem Jahre 1518 stammt. Auch ist zu erwägen, daß solche solennen Tänze gewöhnlich auf den Zunfthäusern stattfanden, und urkundlich das alte Zunfthaus der Kaufleute „zum Falkenberg" auch als Tanzhaus bezeichnet wird.

* * *

Wenden wir uns nun zum neuen Kaufhaus am Münsterplatz, welches mit dem alten durch einen kleinen Hof in Verbindung steht.

Wie schon oben gesagt, berichtet uns das älteste Grundsteuerbuch, daß am Kirchhof auf dem Münsterplatz zwischen dem Haus zum „wilden Samson", jetzt Hummels Weinstube, Münsterplatz Nr. 22, und dem Haus zum Tutenkolben,* ebenda Nr. 28, drei Privathäuser standen. Auch das Steuerbuch von 1508 bis 1526 bringt noch ganz denselben Häuserstand, während das nächstfolgende von 1565 schon ein vorderes und ein hinteres Kaufhaus aufführt. Wir müssen also den Aufbau des vorderen Kaufhauses innerhalb dieser Zeitgrenzen suchen.

Leider können uns die Rathsbücher, welche die sicherste und direkteste Auskunft bieten würden, hierüber keine Anhaltspunkte geben, da diejenigen von 1512—1538 verloren gegangen sind. Aber eine Notiz im Steuerbuch 1508—26 belehrt uns, daß eines der drei Häuser, an deren Stelle das jetzige Kaufhaus steht, und zwar das mittlere, erst Anno 1517 in den Besitz der Gemeinde überging.

Ferner sagt eine Kaufurkunde, daß das Haus, worin jetzt die altdeutsche Stube des Breisgau-Vereins „Schauinsland" sich befindet, Anno 1531 um 210 Gulden von der Stadt angekauft wurde. Da aber der Ausbau des Kaufhauses selbst zu jener Zeit seinem Abschluß nahe gekommen sein mag, wurde es nicht mehr zum Hauptbau beigezogen, sondern erst 1538 zum Salzhaus umgebaut, wie das Rathsbuch von jenem Jahr (Montag nach Urbani) erwähnt mit den Worten: „Nachdem man das Salzhaus am Newen Kaufhus zu buwen erkandt" ꝛc. Eine bis vor Kurzem vermauert gewesene und neulich bosgelegte Verbindungsthüre mit der Güterhalle des Kaufhauses, über welcher die Jahrzahl 1538 steht, bestätigt dies.

---

* Tutenkolben bedeutet Blumenstengel oder auch Schilfkolben.

Zu alle dem kömmt dann noch, daß der Schlußstein der leicht und mit großem Geschick konstruirten Wendeltreppe — früher der Schneck genannt — im Kaufhaus selbst die Jahreszahl 1532 trägt.

Wenn wir alle diese Punkte zusammen halten, so dürfen wir schon sagen, daß die bisher allgemein festgehaltene Annahme, wonach der jetzige Bau schon aus der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts stammen und erst später mit renaissanten Zuthaten geschmückt werden sollte, urkundlich als hinfällig erwiesen worden ist.

Daß gerade in einer Zeit, als die Gothik im Erlöschen war und die italienische Renaissance in unserer Heimath mehr und mehr Eingang fand, sich die Formen beider Style an einem und demselben Gebäude mit einander vermengten, ist eine ganz natürliche Erscheinung, der wir auch anderwärts begegnen, am auffallendsten in Freiburg selbst an dem einige Jahrzehnte später (1558) erbauten Rathhaus. Wir sind also durchaus nicht zu der Annahme gezwungen, daß der ursprüngliche Bauplan während der Ausführung eine Abänderung erfahren haben müsse. Die Mischung beider Style, beim Kaufhaus jedoch mit vorwiegender Gothik, verleiht dem Letzteren einen ganz eigenartigen Reiz, der uns hier selbst mit der sogenannten Entartung der Gothik versöhnt.

Die auf fünf Säulen ruhende Front leidet zwar etwas an Schwerfälligkeit, bekömmt aber durch die schlanken außerordentlich zierlichen Erkerthürmchen mit ihren farbenreichen Wappen, durch die dreitheiligen hohen Fenster mit den lebensgroßen geharnischten Statuen in den Zwischenräumen und durch die Balustrade längs der Front ein gefälliges Aussehen.

Schenken wir dem augenfälligsten Theile dieser Façade, den Statuen, einige Augenblicke unsere besondere Aufmerksamkeit!

Sie sind zwar nicht von besonderem künstlerischem Werthe, aber getreue Portraits und stammen laut einer jetzt übermalten Inschrift aus der Zeit, als die Persönlichkeiten, welche sie darstellen, eben noch im frischen Andenken der Bevölkerung standen und theils selbst noch am Leben waren.

Die erste Figur nächst dem östlichen Erker stellt den Kaiser Max I. vor, mit der Kaiserkrone auf dem Haupte; die rechte Hand, ohne Handschuh, ruht auf dem Griff des entblößten und abwärts gekehrten Schwertes Karls des Großen; die Linke trägt den Reichsapfel, als Hintergrund

gobelinartig in Malerei ausgeführt ein goldgewirkter Teppich oder Banner, der mit doppelköpfigen Reichsadlern und Kaiserkronen besäet ist.

Die zweite Figur ist das Bildniß Herzogs Philipp von Burgund, genannt der Schöne, Sohn des Kaisers Max I., Erbe von Burgund und Gemahl der Johanna von Kastilien. Er trägt die Königskrone von Kastilien; in der Rechten das Scepter; die Linke ruht auf der unbewaffneten Hüfte. Hinter ihm die goldenen Lilien des Hauses Burgund auf blauem Grund mit weiß und rother Bordüre.

Der Dritte ist Kaiser Karl V., Sohn des Vorigen, mit der Krone eines römischen Königs deutscher Nation, Scepter * und Reichsapfel; wie Max I. ohne Handschuhe, während die Andern Stahlhandschuhe tragen.

---

* Diese, sowie die drei andern Statuen sind bei P. Herrgott, Pinacotheca Principum Austriae Tom. III., I. abgebildet. Karl V. trägt jedoch dort (das Werk wurde 1773 herausgegeben) in der Rechten das gezückte kurze Schwert des hl. Moriz. Bei der Restaurirung des Kaufhauses Anno 1814 war das Schwert nicht mehr vorhanden und nun ergänzte man irrthümlich statt dessen ein Szepter aus Eichenholz. S. Kaufhausakten.

Im Hintergrund ein goldgewirkter Teppich mit habsburgischen gekrönten Löwen und den einköpfigen Reichsadlern des römischen Königs.*

Der Vierte endlich ist des Vorigen Bruder, Erzherzog Ferdinand von Oestreich, König von Ungarn und Böhmen. Er trägt einen Hut mit breitem Rand, die Kopfhaube mit einer Krone umschlossen, die Rechte hält das Szepter, die Linke ruht auf dem Schwertgriff, hinter ihm die weißen Adler des Herzogthums Oesterreich unter der Enns, welche jeweils der Erbe von Oesterreich in seinem Banner führte,** mit goldenen einfachzackigen Kronen auf blauem Grund untermischt. Jeder dieser Fürsten trägt den Orden des goldenen Vließes an goldener Kette um den Hals.

Betrachten wir eingehender die Wappen, welche als Füllungen die Seiten der Erker schmücken und ohne Ausnahme mit der Kette des goldenen Vließes umgeben sind, so finden wir durch sie die Wahlreiche und Erblande dargestellt, die zur Zeit Karls V. unter dem Erzhause Oesterreich vereinigt waren. Die Erklärung derselben haben wir großen Theils Siebmachers Wappenbuch von O. T. v. Hefner entnommen.

Am westlichen Erker zu äußerst links beginnend, treffend wir:

1) Einen viertheiligen Schild mit den Wappen des Herzogthums Schwaben; der Grafschaft Kyburg (Schweiz), der Grafschaft Pfirt (Sundgau) und der Landgrafschaft Nellenburg.
2) Das Wappen von Ungarn mit Dalmatien und Kroatien.
3) Reichsadler, auf dessen Brust ein Herzschild als Allianzwappen von Oesterreich und Alt-Burgund.
4) Im ersten Feld das österreichische Stammwappen, auch Bindenschild genannt, 2. Neu-Burgund, 3. Alt-Burgund, 4. Brabant. Als Herzschild der Löwe der Grafen von Flandern und der Adler der Grafen von Tyrol.
5) Grafschaft Holland, Markgrafschaft Mähren, Landgrafschaft Elsaß und Grafschaft Hennegau.

---

* Das Siegel Karls V., welches an der Bestätigungsurkunde der Freiburger Privilegien vom 27. Juli 1520 hängt (Stadt-Arch. Priv. hod. 100) hat ebenfalls nur einen einköpfigen Reichsadler. Erst nach seiner Krönung zu Aachen 22. Oktober 1520 nahm Karl V. den Titel eines Kaisers an und führte von da an den doppelköpfigen Reichsadler.

** Vergleiche Herrgott I. Tab. XXIII.

Am westlichen Erker:

1) Abermals Ungarn, Böhmen, Dalmatien und Kroatien.
2) Das spanische Wappen mit seinen Unterabtheilungen Kastilien und Leon, Aragonien, den beiden Sizilien, Granada und auch Elsaß. Als Herzschild wieder Flandern und Tyrol.
3) Der Reichsadler mit dem österreichischen Bindeschild und Kastilien zusammen als Herzschild.
4) Oesterreich. Bindeschild, 2. Neu-Burgund und 3. Alt-Burgund. 4. Holland. Herzschild wie bei Nr. 2.
5) Oesterreich ob der Enns, Steyermark, Kärnthen und Krain.

Die Wappen, welche die Schlußsteine von den Kreuzgewölben der Vorhalle decken, sind im Osten anfangend das Wappen von Oesterreich unter der Enns, das Stadtwappen, der österreichische Bindeschild und wieder das Stadtwappen.

Charakteristisch für die Bauart jener Zeit nehmen sich gegenüber diesen prunkvollen Herrlichkeiten die fratzenhaften Wasserspeier an den Dachräumen aus, die sehr lebensvoll komponirt theils Thiere, theils Figuren darstellen — offenbar eine kleine Nachbildung der gleichen Erscheinung am gegenüber liegenden Münster, dessen Bauhütte wohl auch beim Kaufhaus mitwirkte, wie wenigstens die Steinmetzenzeichen vermuthen lassen. Sollte diese Vermuthung richtig sein, so hätten wir wohl auch den Meister Leonhart Müller von Ettlingen, der von 1524 bis 1533 als Dombaumeister im Dienste des hiesigen Stadt-Magistrats stand, als den Erbauer des Kaufhauses zu betrachten.

* * *

So hatte sich denn die Stadt ein würdiges Denkmal ihres blühenden Handels und ihres kurzen Aufschwunges gesetzt — in der That ein Denkmal, denn als der Bau fertig dastand, war bereits schon der Keim zum Niedergang des deutschen Welthandels gelegt und begann eben seine Wirkungen zu äußern, da in der Folge der neuen Entdeckungen die Produkte des Orients ihren Weg nicht mehr über Venedig und von da durch Deutschland nach dem Norden nahmen, sondern um die Südspitze Afrika's nach Portugal und von dort den Küsten Frankreichs entlang zu Wasser an die Ufer der Nord- und Ostsee. Wohl blühte noch im XVI. Jahrhundert in den deutschen Städten das Kunstgewerbe, wie noch nie, als eine Folge ihres erworbenen Wohlstandes; aber der große Waarenzug des

Transits ſuchte ganz neue Bahnen auf und unſere bisherigen Handelsſtraßen wurden allmälig verlaſſen. Bald beſchränkte ſich auch hier der Verkehr nur auf die Nachbarſchaft, auf den Lokalbedarf und auf den Vertrieb der eigenen Induſtrieprodukte, worunter zu Freiburg die Getüche und die geſchliffenen Steine nach Außen immer noch einen bedeutenden Abſatz hatten, bis mit der Niederlegung unſerer drei großen Vorſtädte durch die franzöſiſche Befeſtigung unter Ludwig XIV. die Tuchinduſtrie völlig vernichtet, die Steinſchleiferei aber ſtark geſchädigt wurde. Jetzt verödeten die Lagerräume im Kaufhaus vollends und wurden ſchließlich zum Theil zu Privatzwecken vermiethet. Das Kaufhaus hat deßhalb fortan hauptſächlich nur als Sitz der ſtädtiſchen Verwaltungszweige, des Rentamtes, Steuer- und Waldamtes in den Hintergebäuden, ſowie als Verſammlungsort zu beſonderen Feſtlichkeiten im Vorderhaus ſeine Bedeutung, während deſſen Verwendung zu merkantilen Zwecken ganz Nebenſache wurde.

Lange Zeit nach Erbauung des vorderen Kaufhauſes ſchweigen überhaupt alle hiſtoriſchen Nachrichten über dasſelbe und geradezu auffallend iſt es, daß ſogar in den Aufzeichnungen über den vierzehntägigen Aufenthalt des Kaiſers Ferdinand I. an Weihnachten 1562 in unſerer Stadt mit keinem einzigen Worte ſeiner erwähnt wird; ebenſo wenig bei der Anweſenheit des Erzherzogs Ferdinand Anno 1567. Erſt eine viel ſpätere Inſchrift an der von ſechs Säulen getragenen Decke des weiten Saales meldet uns, daß derſelbe 1631 mit Wappen und Gemälden geſchmückt worden ſei,* wovon ſich nur die eilf größeren Wappen an der Decke bis heute erhalten haben, jedoch auch nicht in ihrer Urſprünglichkeit, da ſie inzwiſchen mehrfach renovirt worden ſind. Außer denſelben befanden ſich aber noch bis in die Sechsziger Jahre unſeres Jahrhunderts in den Kaſſetirungen ſinnbildliche Darſtellungen der Sinnesorgane, der Jahreszeiten, der Haupttugenden: Glaube, Liebe, Hoffnung und der Gerechtigkeit, abwechſelnd mit Arabesken, Teufelchen und dergl. Jedoch möchten wir bezweifeln, daß dieſe Malereien ſchon dem 17. Jahrhundert angehörten.

---

* Eine noch im Archiv vorhandene recht traurige Bittſchrift an den Stadtrath verräth uns, daß der Maler ſich hiebei in ſeinem Voranſchlag gerade um die Hälfte zu ſeinem Nachtheil verrechnet habe.

Die noch vorhandenen Wappen sind, am westlichen Ende des Saales beginnend, zunächst diejenigen der drei Stadthäupter von 1631, in der Ecke beim Erker dasjenige des Joachim von Pflaumern, Statthalters des Schultheißenamtes, dann in der Mitte das des Mathias Goll, Obrist-zunftmeisters, dann das des Georg Meyer, Statthalters des Bürgermeisteramtes.

In der Mitte des Saales gegen Norden das Stadtwappen, rothes Kreuz im weißen Felde, darüber ein Pfauenfederbusch als Helmzier; dann der österreichische Bindeschild und gegen Süden die fünf Adler des Herzogthums unter der Enns.

Zunächst dem Orchester, am östlichen Ende, ist eine Gruppe von drei Wappen beisammen, welche die drei Bauherren der Stadt von 1630/31 repräsentiren: in der Mitte das des Johann Rudolf Rieher mit der Ueberschrift 1631; links (vom Beschauer aus) das des Heinrich Dunhoß und rechts das des Hartman Pürr, Vorfahren der jetzt noch hier ansäßigen Familie Pyhrr.

Für die beiden Wappen nördlich und südlich dieser Gruppe konnten wir bis jetzt keine bestimmte Erklärung auffinden.

* * *

Kurz nachdem das Kaufhaus auf diese Weise in seinem Innern ausgeschmückt worden, kam der dreißigjährige Krieg, der bisher unsere Gegend verschont hatte, mit all' seinem bösen Gefolge und drückenden Elend, welches die Stadt in allen Wechselfällen bitter auszukosten hatte, auch in unsere Gegend. Eine ganze Reihe von Jahren war dann nöthig, nur um die halbzerfallenen und zum Theil verlassenen Wohnungen und sonstigen Baulichkeiten vor dem völligen Einsturz zu bewahren. Auch das Kaufhaus gehörte dazu und erst im Jahre 1664 war man in der Lage, die Statuen und den Saal gelegentlich eines Landtags zu repariren. (Die chronist. Aufzeichnungen des Stadtschreibers Dr. Vogel im Diplomatarium III. 263). Aber Freiburg hatte noch nicht genug des Elends gesehen. Zwar im übermüthigen orleanischen Kriege, der sonst alles Land von Basel bis Heidelberg verheerte, hatte es weniger zu leiden, weil es damals französisch war; aber um so mehr Bedrängniß brachte der spanische Erbfolgekrieg mit der Belagerung von 1713, in welcher das Kaufhaus durch die Beschießung der Stadt bedeutenden Schaden erlitt, welcher je-

doch schon im folgenden Jahre wieder ausgebessert werden konnte. Die hierauf bezügliche Inschrift an der Decke lautet: Anno 1631 ist dieser Saal mit Wappen und Gemahl gezieret, welcher anno 1713 in der französ. Belagerung durch stückhkugeln ruiniert, nachdem anno 1714 der Frid zu Rastatt geschlossen, anno 1715 den 18. Januar darauff die Kayserliche wieder in die Statt gezogen, ist solch, alsz durch vorgenommene Rathsbesatzung Herr Johann Christoph Rieher zum ersten Haupt alsz Bürgermeister, Her Balthasar Buckheisen zum Schultheiss und Herr Johann Carolus Heinrich Hornusz von Beren-Castel zum Obristenmeister von der ganzen Bürgerschaft und denen Zwölf Rathsherrn per maiora und unanimia Vota den 13. September eligert, wiederum reparirt worden."

Inmitten dieser Inschrift sind die Wappen der drei genannten Stadthäupter zu sehen.

Gerade hundert Jahre nach dieser dritten Renovation fand die vierte statt anno 1814. Um die von Paris zurückkehrenden siegreichen Truppen und unter diesen vorzüglich den Kaiser Franz I. von Oesterreich würdig zu empfangen, wurde beschlossen, vor dem Breisacher Thor einen Triumphbogen zu bauen, und die öffentlichen Gebäude, namentlich das Kaufhaus, das Breisacher- und Christophsthor wenigstens äußerlich in einen anständigen baulichen Zustand zu bringen. Da aber die städtische Rentkasse, aller ihrer vormaligen Zuflüsse beraubt und mit neuen Lasten beladen, nach den Aufzeichnungen des Stadtraths und Archivars Weiß keinen Pfennig aufbieten konnte, so wurde unter den wohlhabenderen Einwohnern zu diesem Zwecke eine Sammlung veranstaltet, wobei die alten österreichischen Sympathien wieder erwachten und die für jene Zeit und Verhältnisse recht anständige Summe von 1812 Gulden 35 Kr. zusammengebracht wurde. Da jedoch Kaiser Franz den zugesagten Besuch nicht vollführen konnte und dabei die projektirten Empfangsfeierlichkeiten für diesen Monarchen fortfielen, so wurden nur 944 fl. 43 kr. für den Triumphbogen ausgegeben und der Rest mit 867 fl. 52 kr. auf die dringend nöthige Wiederherstellung des Kaufhauses verwendet, besonders auf die Façade, an welcher unter Anderm die vier Bildsäulen beinahe bis zur Unkenntlichkeit verdorben gewesen sein sollen.

Laut Rechnungslegung des Stadtraths Weiß, welcher die ganze Bauherstellung leitete, wurden hiebei an Maler Simon Gäser 378 fl. 40 kr.

für seine Arbeit und 171 fl. 44 kr. für Beschaffung von Farben, Gold und Oel verausgabt, das Uebrige für Steinhauer- und Maurerarbeiten.*

So wurde mit höchst bescheidenen Mitteln wenigstens etwas gethan, um den weiteren Verfall des altehrwürdigen Baues abzuwenden und das Interesse für denselben wach zu halten. Begreiflicher Weise konnten sich diese Reparaturen nur auf das Aeußere beschränken, während die Umlegung des Dachstuhles, der seinem Einsturze nahe war und die Legung eines neuen Bodens im Saale noch auf einige Jahre verschoben werden mußte, bis sich die Stadtkasse von den schweren Einbußen, die sie durch die Neugestaltung der Verhältnisse und die Napoleonischen Kriege erlitten, nothdürftig erholt hatte. Eine gründliche und splendide Renovirung aber war erst der opferfreudigen Thätigkeit einer Anzahl von Bürgern der Gegenwart vorbehalten, voran den Herrn Karl Günther und Erzbischöflichen Bauinspektor Fr. Bär, letzterem als Bauleitenden, deren ausdauernden Bemühungen in den letztverflossenen Jahren wir das jetzige würdige Aussehen des Kaufhauses verdanken. Sie mußte sich jedoch den vorhandenen Mitteln entsprechend vorerst auf die Façade beschränken und im Innern einstweilen mit der Ausschmückung der beiden Erkerstübchen begnügen.

Das Aeußere des Baues bedurfte in allen Theilen, an den Figuren, den Baldachinen, der Balustrade, den Wasserspeiern, in der Bemalung der Wappen und vor Allem in der Bedachung einer durchgreifenden Erneuerung. Selbstverständlich wurde genau nach den vorhandenen Ueberresten erneuert und hierin nur mit dem steilen und hohen Dache eine Veränderung vorgenommen, als dessen Eintönigkeit durch einen Belag mit farbigen Ziegeln, durch eine in Thon ausgeführte Firstverzierung und die Aufrichtung passender Dachgauben glücklich beseitigt wurde.

---

* Eine jetzt übertünchte Inschrift am westlichen Erker zur Erinnerung an diese Reparatur lautete: „Anno 1844, quo aderant Franc I. Austr., Alexander Russ. Imperatores et Frideri. Rex. Prussiae renovatum.“ Der Wortlaut dieser Inschrift verleitete öfter zu der Meinung, es sei das Kaufhaus aus Anlaß des mehrtägigen Aufenthalts der Monarchen der hl. Allianz in unseren Mauern, bevor sie den Rhein überschritten, restaurirt worden. Dieser Aufenthalt fällt aber in die letzten Tage des Jahres 1813 und die ersten von 1814 und steht, wie oben auseinandergesetzt, in keinerlei ursachlichem Zusammenhang mit der nachher stattgefundenen Renovirung des Kaufhauses. Die Festbälle zu Ehren jener Fürsten wurden im damaligen Kasino, jetzigen Waisenhaus abgehalten.

Die Kaiserin Josephine in der Schweiz.

(Aus den Nouvelles Etrennes de Fribourg 1874.)

Den 29. September 1810 machte die Kaiserin Josephine, die 1809 geschiedene Gemahlin Napoleon I., die einige Tage bei Hrn. de Pourtalès in Neuenburg auf Besuch war, einen Spaziergang nach der St. Peters-Insel, wo der Stand Bern ihr durch die Oberamtmänner von Erlach und Nidau ein Frühstück anbieten ließ. Der Besuch gestaltete sich zu einem wahren Fest und über 150 Barken und Nachen umschwärmten die Insel.

Den 3. Oktober verreiste die Kaiserin von Neuenburg nach Bern, wo ihr ein glänzender Empfang zu Theil ward. Von Bern wurde sie in Freiburg erwartet. In Folge dessen bestellte die Regierung ein vorzügliches Frühstück im Salon des besonders hiezu geschmückten Kornhauses. Acht Herren und acht Damen aus den vornehmsten Kreisen der Stadt Freiburg waren zu ihren Ehren eingeladen worden. Schon standen die Herren und Damen zum Empfang bereit, das Frühstück ebenfalls, eine zahlreiche Volksmenge bewegte sich auf dem Notre-Dame-Platze, als die Nachricht eintraf, die Kaiserin sei unwohl und werde nicht kommen. Alsobald verlief sich das Volk; schwieriger war die Situation bei den 16 Ehrengästen. Was nun thun? Das war die Frage. Man wurde einig, sich durch ein gutes Diner im „Hotel des Merciers (zu Krämern) für die Enttäuschung zu entschädigen.

Kaum saß man zu Tische, als die Nachricht eintraf, die Kaiserin befinde sich bereits in der Stadt und so eben fuhren die Wagen auf den Hauptplatz ein. Nun allgemeiner Aufbruch. Aber die Wagen fuhren die Lausanner Straße hinauf, wahrscheinlich nach Givisiez zu Madame d'Affry. Einer der Herren steigt zu Pferde, um die Frau Landammann von dem hohen Besuche in Kenntniß zu setzen. Bald aber erfährt er, daß die hohe Dame, die angefahren gekommen war, die Großfürstin Konstantin von Rußland sei, die nach Bülle reise. Unser Reiter kommt ganz verblüfft zu den „Merciers" zurück; hier aber ist Alles ausgeflogen.

So endet der Besuch der Kaiserin in Freiburg. Diese kam gar nicht, sondern sandte 4 Louisd'or dem Gastgeber zu „Merciers" als Entschä-

digung für die unterlassene Einkehr. Die 16 Herren und Damen aber mußten die Kosten ihres unterbrochenen Opferfestes selbst tragen.

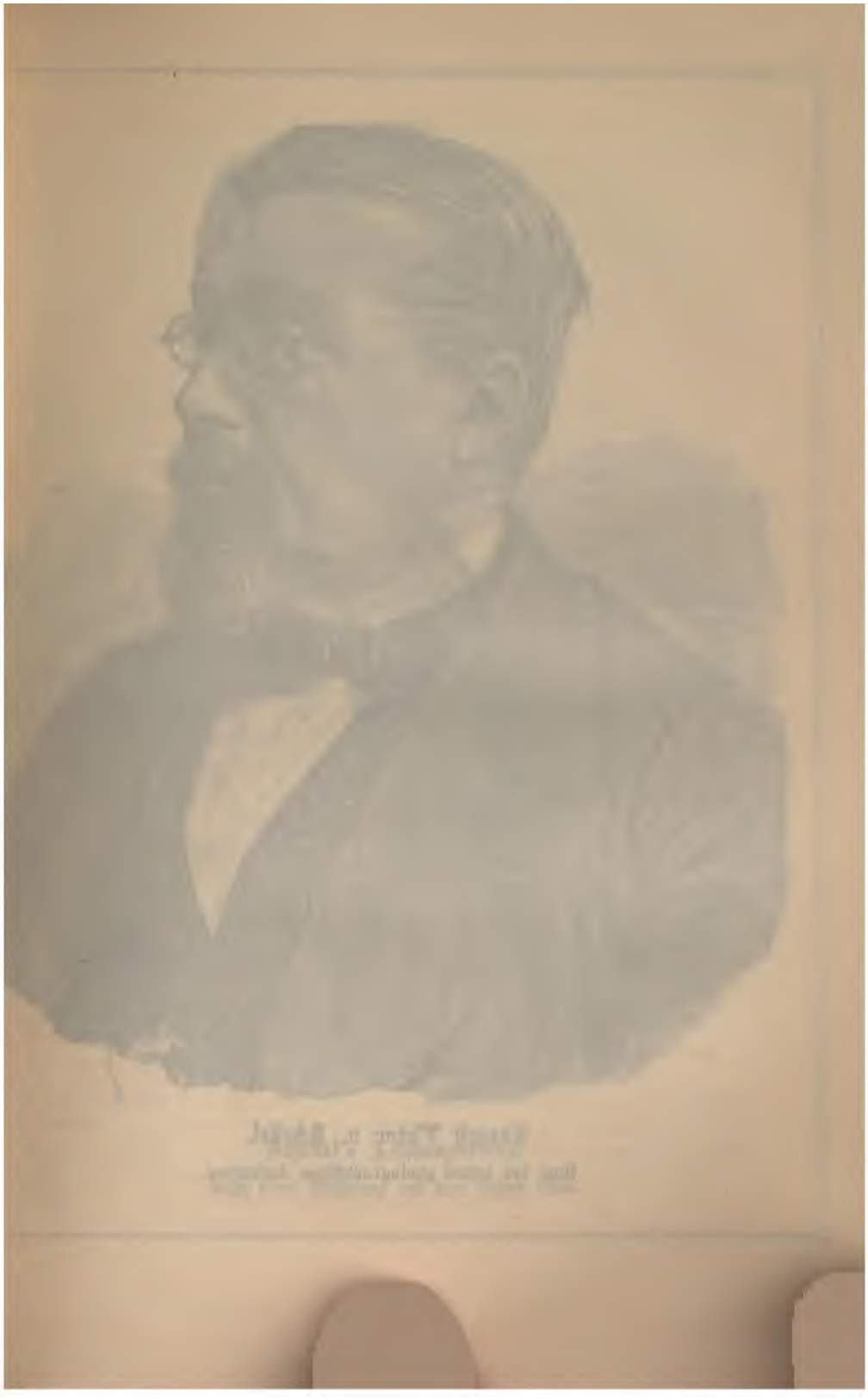
Ein Landschäftler Mechaniker.

Von **Karmarsch.**

Es sind nun 120 Jahre seither, als aus einem Dorfe des Kantons Basel ein zehnjähriges Büblein nach der österreichischen Hauptstadt Wien auswanderte, wohin es seinem Vater folgte, der in der Seidenbandfabrike eines schweizerischen Landsmannes Kännel in Penzing bei Wien eine Werkmeisterstelle erhalten hatte. Jakob Degen hieß der Knabe, der am 17. November 1756 geboren, sich schon frühzeitig, wie das in Baselland Gebrauch war, mit Bandweben beschäftigen mußte. Neun Jahre blieb er bei der Bandweberei, da erfaßte ihn eine lebhafte Neigung für die Mechanik, die ihn zur Uhrenmacherei überführte, zu deren Erlernung er vier Jahre brauchte. Zehn Jahre arbeitete er als Uhrenmachergehilfe und im Jahre 1793 erwarb er sich das Meisterrecht.

An seinem Werktische aber flog sein Geist weit hinaus über die Grenzen seines Gewerbes und sein sinnendes Forschen und Grübeln haftete schon längere Zeit an dem Projekte, eine zum Fliegen geeignete Maschine zu verfertigen. Im Jahre 1808 glaubte er das Ziel erreicht zu haben und wirklich machte er zu jener Zeit mit seiner Flugmaschine kleine öffentliche Versuche, welche von Enthusiasten für Erfolg versprechend angesehen wurden, jedoch den Beweis lieferten, daß der aus zwei großen Flügeln bestehende Apparat allein nicht hinreichte, den mit Anstrengung arbeitenden Künstler zu erheben. Zur Unterstützung bediente sich deßhalb Degen zuerst eines Gegengewichtes von 75 Pfund und stieg so am 18. April 1808 in der kaiserlichen Reitschule in Wien mit 34 Flügelschlägen 50 Fuß hoch. Für das Aufsteigen im Freien nahm er einen Luftballon zu Hilfe und auf diesem Wege erreichte er bei zwei Vorstellungen auf dem Feuerwerk-Platze im Wiener Prater am 13. und 15. November 1808 Höhen von 240 und 630 Fuß. Als ein großes Hinderniß gegen beliebige Lenkung des Fluges zeigte sich jedesmal der Wind. Vorzüglich aus diesem Grunde erntete der Künstler im Jahre 1813 in Paris mit seinen Flugversuchen nur Mißlingen und selbst Spott.

Einen befriedigenden Wirkungskreis fand er später als Werkmeister bei der Nationalbank in Wien, welche Stellung er noch 1834 einnahm. Auch in dieser Periode wurden aber die Flugversuche nicht ganz aufgegeben und namentlich im Garten zu Schönbrunn erneuert, jedoch ohne bessern Erfolg. Der erfinderische Mann, der sein Leben einer beharrlich festgehaltenen Idee gewidmet hatte, starb zuletzt in Dürftigkeit und Verschollenheit auf dem Lande in der Nähe von Wien; Ort und Zeitpunkt seines Todes sind unermittelt.



Joseph Victor v. Scheffel.

Nach der letzten photographischen Aufnahme.

Scheffel's Jugendporträt.

Nach einer Zeichnung aus dem Jahre 1853.

Josef Viktor von Scheffel.

Ein Dichterleben.

(Mit Portrait.)

Unter dem frischen Eindrucke der Wehmuth und des Schmerzes über den Tod eines deutschen Dichters, den wir mit gutem Recht auch den unsrigen nennen dürfen, will es der Herausgeber dieser Zeitschrift versuchen, aus einigen der freundlichen poetischen Blumen, die von der Presse * dem am Freitag den 9. April 1886 in Karlsruhe verschiedenen Dichter Josef Viktor von Scheffel auf das Grab gelegt worden sind, einen Erinnerungskranz zu winden, den persönlichen Freunden des Dichters zum Angedenken, und unsern Lesern zur Orientirung über ein nach mancher Richtung hin merkwürdiges Dichter- und Wanderleben.

Wahrlich, Scheffel verdient einen Ehrenplatz in diesen Blättern, hat er doch uns in seinem „Trompeter von Säckingen" den schönsten Sang vom Schwarzwald gebracht, der je gedichtet wurde.

* * *

Wie ein Märchen zu schauen, leuchtete am Sonntag Abend in goldenem Glüh'n der Säntis aus dem klaren Aether herab in die Lande um ihn. In Frühlingsgrün, mälig dunkelnd, prangten die Fluren des Thurgau's bis hinunter zur verschwimmenden Fläche des Bodensees; in kaltem Wintergewande lagen das Hochthal der Steinach, das appenzellische Hügelland und weit darüber hinaus gegen Osten die Graubündner und Oesterreicher Firne, im Süden aber, auftauchend aus einem leichten Nebelstreifen, die

* Quellen. Neue Illustrirte Zeitung von Wien (Karl Emil Franzos), Frankfurter Zeitung (Johannes Proelß), Illustrirte Zeitung Leipzig (Ludwig Salomon), N. Zürcher Zeitung (G. Finsler), St. Galler Tagblatt, Konstanzer Zeitung, Literaturgeschichte von Heinrich Kurz, Nationalzeitung von Berlin, Straßburger Post (G. Längin), Gartenlaube (Gust. Nordmann), Universum von L. Friese ꝛc.

schroff aufstrebenden Felsen und Hänge, die schneeigen Flächen leuchtend in warmen Tönen, prangte in traumhafter Schönheit der Alpstein, klar und ätherisch durchgeistet wie selten. War's des Säntis, war's der Ebenalp, des Wildkirchleins letzter Gruß an ihren fern am Rheine zur ewigen Ruhe eingegangenen Dichter? War's ein Dank und Gruß Ekkehard's an seinen todten Sänger? Die sonnige Gluth der Firne verglomm, hüllende Nebel stiegen auf, kalt und still legte die Nacht sich über Berg und Thal und tausend Lichter und Lichtlein leuchteten aus der Stadt des heiligen Gallus zur vereinsamten Höhe herauf.

Die ganze große Welt in ihren höchsten Schönheiten, in ihren düstersten Schrecken, die ganze große Menschenseele in all' ihrem Hoffen und Bangen ist des Dichters Stoff; nach seinem schöpferischen Willen mengen sich neu und schön, entfesselt von den Banden der Wirklichkeit, in seinem Geiste die Begriffe, und klar und frei, gebunden nur an das geschmeidige Kleid der Sprache, strahlt er die Schöpfung wieder aus sich hinaus in die Lande und Zeiten. Geweiht sind Stätten und Gestalten, die der Dichter in großen poetischen Werken dem edeln, von Generation zu Generation vererbten Kern der allgemeinen Gedankenwelt einverleibte und ist es auch nicht das örtlich und zeitlich Beschränkte, sondern nur das Universelle des Gehaltes seiner Werke, das ihnen wirklich unvergänglichen Werth zu verleihen vermag, so ist doch natürlich, daß gerade die dem äußern Vorwurf einer Dichtung am nächsten Stehenden ein vermehrtes Interesse an derselben haben müssen und dem Dichter doppeltes dankbares Gedenken schulden.

In diesem Sinne war es St. Gallen's, war es des Oberrheins, Radolfzell's, Säckingen's, Heidelberg's und anderer Orte, die Scheffel mit dem Glanze seiner Poesie verklärte, unbedingte Ehrenpflicht, mit dem in allen Gauen deutscher Zunge getheilten Gefühl der Trauer über den Verlust eines der liebenswürdigsten und beliebtesten, in seinem köstlichen Humor bedeutendsten modernen Dichters den besondern Tribut der Dankbarkeit zu verbinden.

Der Dichter war Anfangs Januar d. J. von seiner Radolfzeller Klause, dem Landhaus Seehalde, nach Heidelberg gezogen, wo er, einer offiziellen Einladung folgend, für das bevorstehende Jubiläum der Ruperto-Carola des Ehrenamts eines Festpoeten zu walten gedachte. Wie hätte dieses Fest auch bei Lebzeiten des Dichters begangen werden dürfen, ohne die poetische Weihe zu erhalten von ihm, der das Lied: „Altheidel-

berg, du feine" und so viele andere Weisen zu Ruhm und Ehr' der lieblich-schönen Musenstadt am Neckar erlebt und gesungen hat? Statt ihrer gewinnt nun für die Heidelberger Jubiläumsfeier eine andere Strophe des Dichters ernste, Wehmuth weckende Bedeutung. Ich meine, sagt Johannes Proelß, den Lebewohlruf, der den Schluß im Abschiedslied des Säckinger Trompeters bildet; statt dem geliebten Dichter mit seinen frohseligen Liedern von Lust und Schönheit des Lebens Serenaden und Ovationen darzubringen, werden nun die Festgenossen nachdenklich an den Erinnerungsstätten seiner Heidelberger Frühlings- und Passionszeit vorüberwallen und auf ihren Lippen wird zum Segensspruch werden das rührend-ergreifende Wort: — „Behüt' Dich Gott, es hat nicht sollen sein!"

Scheffel's Jugend- und Studienzeit.

Scheffel's Leben floß äußerlich ruhig dahin. Geboren wurde er am 26. Februar 1826 zu Karlsruhe, wo sein Vater, ein Offizier aus den Befreiungskriegen, Geniemajor und Oberbaurath war. Josef Viktor Scheffel erhielt seine erste Ausbildung in dem Lyceum seiner Vaterstadt, einer Gelehrtenschule, die sich damals eines hohen Rufes erfreute und für die vorzüglichste in Baden galt. Mochte sich auch gegen die Richtung des einen oder andern unter den Lehrern Manches einwenden lassen, so waren es doch zumeist bedeutende Männer, welche in ihren Fächern anregend wirkten und die Selbstthätigkeit der Schüler in der fruchtbringendsten Weise lebendig zu machen verstanden.

Dabei herrschte im äußern Leben der Lyceisten kein allzustrenger Zwang; manche Vorrechte der Studenten durfte sich die frohe lebenslustige Jugend heraus nehmen, und was in einer größern Stadt zu erlauben bedenklich gewesen wäre, war in dem kleinen bürgerlich soliden Karlsruhe ohne schlimme Folgen.

An sonstigen Anregungen fehlte es in der freundlichen, unmittelbar an dem herrlichen Hardwalde, nahe dem wogenden Rheinstrom und den Poesie umwobenen Höhen des Schwarzwaldes, gelegenen Stadt auch nicht. Das Theater besaß vorzügliche Kräfte und wurde von den Lyceisten fleißig besucht, und selbst die Politik, sonst der Jugend fremd, bewegte das heranwachsende Geschlecht. Damals war ja Baden der Brennpunkt, wohin sich in ganz Deutschland Aller Augen richteten; und wenn auch Mannheim der Herd des politischen Lebens war, so versammelte doch die Kammer eine Reihe von Männern in Karlsruhe, deren Namen noch jetzt in Baden und

über seine nahen Grenzen hinaus unvergeßlich sind: Itzstein, Welcker, Bassermann, Hecker, Mathy, Soiron. Mit reger Theilnahme las man die Berichte, in freien Stunden besuchte man die Gallerie des Ständehauses; der graue Filz, damals „Heckerhut" genannt, trat an die Stelle der unpolitischen Mütze auch bei den Schülern.

Mit Ehren und als einer der besten Schüler machte Josef Viktor die ganze Anstalt durch und bezog zu Anfang der Vierziger Jahre die Hochschule zu Heidelberg, um die Rechtswissenschaft zu studiren. In Heidelberg schloß er sich einer der sogenannten Fortschrittsverbindungen an; gleichwohl hat er sich an der badischen Revolution, die so viele seiner frühern Karlsruher Schulkameraden und nicht gerade die unbegabtesten, in jahrelange Verbannung trieb, nicht betheiligt.

Von seinem Vater, der als Geniemajor einen Theil der Stromregulirung des Rheines geleitet hatte, zum Juristen und zum Staatsdienst bestimmt, studirte Scheffel mit großem Widerstreben Rechtswissenschaft. Im Jahre 1843 ging er nach München, und, wie es im Trompeter heißt:

Kauft sich ein großes Tintfaß,
Kauft sich eine Ledermappe
Und ein schweres Corpus juris.

Allein in München interessirte ihn die Kunst, die ihm auf allen Wegen entgegentrat, weit mehr als das römische Recht. Wohl mag daher der Ausruf Jung Werner's im „Trompeter", „Römisch Recht gedenk ich Deiner, liegt's wie Albdruck auf dem Herzen," so recht aus der Seele stammen. Trotz allen Verlockungen der Kunst siedelte er nach Heidelberg über; doch hier war es wieder das heitere gesellige Leben, das ihn vom ernsten Studium abhielt; er ging daher schließlich nach der Stadt der strengen Arbeit, nach Berlin, wo er nun unter dem gelehrten G. F. Puchta eifrig über den Pandekten und Institutionen saß und sich bald so gefördert sah, daß er schon am 31. Juli und an den folgenden acht Tagen sein Staatsexamen machen konnte. Ueber seinen Aufenthalt in Berlin schrieb er am 3. Januar 1846 an einen Universitätsfreund in Jena: „Mein Leben ist Tag für Tag ziemlich dasselbe, einfach und geräuschlos, aber es sagt mir sehr zu und nur das verstimmt mich eigentlich, daß ich die reichliche geistige Nahrung aus allen Zweigen des Wissens, die mich interessiren, nicht so ausgedehnt, als ich möchte, schöpfen kann, sondern an die Pandekten und all' die Irrgänge des römischen Rechts gefesselt bin — und mein Juris-

prudenzstudium ist eigentlich doch keine Folge innerer Neigung und Ueberzeugung. Doch jetzt sind die Würfel gefallen und wenn es nicht in Gottes Namen geht, so ochse ich in Dreiteufelsnamen und gedenke jedenfalls in diesem Winter ein ziemliches Stück vorwärts zu kommen." Nach zwei und einem halben Jahre war Scheffel so weit, daß er am 31. Juli 1848 in's Staatsexamen gehen konnte. Während acht Tagen saß er in der Beitze. Aber er ging glänzend daraus hervor, ebenso aus dem Doktorexamen, das er am 10. Januar 1849 bestand und dabei das Prädikat summa cum laude erhielt. Seine Dissertation behandelte das „Surrogat nach französischem und römischem Recht". Bevor er in das Examen ging, war er auf Reisen gewesen, indem er den Bundeskommissär Karl Theodor Welcker als Sekretär nach Lauenburg, Schleswig-Holstein und Stockholm begleitet hatte. Fünf Monate hatte er allen Studien fern gestanden, fünf Tage blieben ihm bis zum Beginn des Examens. „Da schloß ich mich ein," schrieb er an einen Freund, „ochste den Code Napoléon und die Pandekten noch im Sturmwind durch und Hurrah, hopp, hopp, hopp! ging ich am 31. Juli in die Examenaffaire hinein. . . Ich behandelte die Fragen mit großer Nonchalence, schrieb in Prosa und Versen — item, es genügte. Dann wurde ich noch eine Stunde mündlich vorgenommen."

Aus der Zeit der Reise nach Lauenburg stammt wohl das übermüthige Lied:

Ein ächter Scheffel.

Es war ein Kommissari,
Der soff bei Tag und Nacht,
Er hatt' einen Sekretari,
Hatt's ebenso gemacht.

Depeschen, Brief' und Akten
Macht' ihnen wenig Müh,
Sie kneipten und tabakten
Von spät bis Morgens früh.

Und lag der Kommissari
Des Morgens noch im Thran,
So fing der Sekretari
Das Saufen wieder an.

Wo war der Kommissari,
Der so viel saufen kunnt?
Wo war sein Sekretari?
Sie war'n beim deutschen Bund.

Neben dem Humor kam in seinen Briefen von damals auch der Ingrimm über das dortige politische Treiben zum Ausdruck. Denn er war von einer glühenden Vaterlandsliebe beseelt. „Als Großdeutscher in seinem politischen Glaubensbekenntniß war er, sagt Julius Wolf in der „National-Ztg.", uns Preußen nichts weniger als hold, bis die Ereignisse der Jahre 1870/71 eine völlige Wandelung in dieser Beziehung bei ihm bewirkten."

Aus Briefen, die er im Sommer 1850 aus Säckingen an einen väterlichen Freund in Schleswig schrieb, geht hervor, daß er gerne den Krieg gegen Dänemark mitgemacht hätte. „Umstände, Verhältnisse, Rücksichten, und wie alle die lumpigen Motive heißen, die den edlen Trieb im Menschen abtödten, wollen es anders und so bleibt mir nur der miserable, leider Gottes ächt deutsche Trost, Ihnen, theurer Herr, mit der Feder meine Theilnahme auszudrücken..."

Daß es Scheffel mit seinem Wunsche, sich an dem Kampfe in Schleswig-Holstein persönlich zu betheiligen, Ernst war, bestätigt ein Brief seiner Mutter vom 26. Oktober 1849, worin sie einer Freundin klagt, wie aufgeregt ihr Sohn sei und wie die Seinigen ihn kaum noch zurückhalten könnten, nach dem Norden aufzubrechen, um sich in die Reihen der Kämpfenden zu stellen. Seine und seiner Mutter Briefe bekunden eine tiefe Erregung über die politischen Zustände in Deutschland.

Schon in Heidelberg begann nach dem Examen die Beamtenlaufbahn, Scheffel praktizirte zunächst beim Stadtamt und da kam es vor, daß er u. A. auch einmal als Hilfsarbeiter beim Universitätsgericht den Studiosus Treitschke zu längerer Karzerhaft zu verdammen gehabt hatte. In Heidelberg betrieb er aber neben der Jurisprudenz mit großer Hingabe auch Alterthumswissenschaft. Der Geist und Ton, welche in einer humoristischen Kneipgesellschaft von Heidelberger Gelehrten und Kunstfreunden, dem „Engern" genannt, herrschte, und dessen Gründer und Präsident der geistvolle Geschichtschreiber Ludwig Häußer war, hat wesentlich dazu beigetragen, Scheffel's poetisches Talent zur Entfaltung zu bringen, und wegleitend auf dasselbe eingewirkt. Doch noch 1853 in Italien, als er auf Capri den „Trompeter" gedichtet hatte, erklärte er seinem Freunde Paul Heyse, daß er sich noch immer zum Maler berufen fühle. Beide künstlerische Strömungen in seinem Wesen hatten aber gleicher Weise keinerlei Befriedigung finden können, so wenig als in Säckingen, wohin er Ende des Jahres 1849 versetzt wurde und wo er bis Ende 1851 blieb. Sehen wir uns sein Leben und Treiben in Säckingen etwas näher an. Ein Akten-

fascikel, den uns Herr Fabrikant Otto Bally in Säckingen mit bekannter Liebenswürdigkeit zugestellt hat, setzt uns in den Stand, sein Leben daselbst etwas zu beleuchten und die Thatsache festzustellen, wie sehr der junge Mann sich der Achtung und persönlichen Freundschaft der Honoratioren des Städtchens erfreute.

Säckingen.

Wohl mochte dem jungen Manne der Abstand zwischen der Residenz, seiner Vaterstadt oder dem geistig bewegten Leben einer Universität gegen das Amtsstädtchen gewaltig erscheinen. Doch konnte ihn die herrliche Gegend für Vieles entschädigen; mit befreundeten Familien wurden Ausflüge in die Thäler gemacht, die sich vom Feldberg nach allen Himmelsgegenden herabziehen; im Rhein, der hart an dem Städtchen vorüberfließt, bewährte sich Scheffel als muthiger ja verwegener Schwimmer, der den Hut zum Gruße schwenkend, mehr als einmal unter der Brücke durchschwamm; in den herrlichen Wäldern der Umgegend wurde in Freundeskreis unter Sang und Klang manch' Fäßchen schäumenden Gerstensaftes geleert. Auf dem Amtsgebäude gegenüber der St. Fridolinskirche, einem frühern Damenstift adeliger Fräulein, gab es anziehende Urkunden die Menge, die für den historischen Sinn Scheffel's reiche Ausbeute boten.

Gerne saß er mit seinen Freunden im Gesellschaftszimmer des Gasthofes zum „Knopf", der Fridolinskirche gegenüber. Hier ereignete sich nun ein Vorfall, der auf Scheffel's Charakter und Männlichkeit ein so günstiges Licht wirft, daß wir es uns nicht versagen können, aus dem erwähnten Aktenbündel einen kurzen Auszug zu machen.

Es war am Sonntag den 9. März 1851, Abends halb 9 Uhr, als sich im Gasthofe zum „Knopf" im Zimmer neben dem Leselokal eine kleine Gesellschaft zusammenfand, worunter der Rechtspraktikant Dr. Scheffel, Obereinnehmer Fecht, Amtsassessor Losinger, Bürgermeister Leo, die Fabrikanten Bally, ein Lieutenant der 4. Kompagnie des 8. in Säckingen stationirenden Infanterie-Regiments (es waren die Zeiten der Reaktion), und noch mehrere durchwegs achtbare Bürger des Städtchens. Die Gesellschaft in heiterer und fröhlicher Laune, unterhielt sich u. A. mit Gesang, wozu der Offizier die Guitarre spielte. Die Lieder waren durchaus nicht unanständiger oder provozirender Natur, allein der Gesang dauerte bis über 10 Uhr, was den Hauptmann Schwarz, der im Hause wohnte, verdroß. Er eilte in's Leselokal, besprach sich da mit einigen Anwesenden

und begab sich von hier auf die Hauptwache. Es dauerte nur wenige Minuten, da erschien ein von Hauptmann Schwarz kommandirter Unteroffizier im Zimmer der Gesellschaft und gebot dieser Ruhe und zwar unter Androhung der Arrestation. Rechtspraktikant Dr. Scheffel, der, — beinebens gesagt, nicht mitgesungen hatte und überhaupt gar nicht singen konnte — in der strengen Androhung gegen eine ehrenhafte in den Schranken der Schicklichkeit zu einer erlaubten Zeit sich bewegenden Gesellschaft wahrscheinlich einen Gewaltübergriff erblickend, gebrauchte gegen den Soldaten den Ausdruck: „Nun so arretiren Sie mich!“ worauf die Verhaftung von dem Unteroffizier und einigen vor der Thüre wartenden Soldaten vollzogen wurde. Dr. Scheffel wurde sofort in das Amtsgefängniß abgeführt. Einige Personen aus der Gesellschaft, worunter auch der Bürgermeister, begaben sich sofort zum Oberamtmann Lieber in seine Privatwohnung und machten ihm Anzeige von dem Vorfall mit der Bitte um augenblickliche Freigebung Scheffel's. Der Bezirksamtmann ersuchte in einem Privatschreiben den Hauptmann Schwarz um Freilassung Scheffel's, der als Mann wisse, was er zu thun habe und der jederzeit Rede stehen werde. Haupmann Schwarz kam nun selbst zum Bezirksamtmann in seine Wohnung und nach einigen Auseinandersetzungen ordnete der Civilbeamte die Freilassung Scheffel's an, unter der Bedingung genauer Untersuchung des Vorfalls, womit sich Hauptmann Schwarz einverstanden erklärte.

Dr. Scheffel trat aber am folgenden Tage aus seiner Stellung beim Amtsgerichte aus, weil er sich tief gekränkt fühlte und der Ansicht war, daß, so lange ihm nicht irgend eine passende Genugthuung geworden, seine Ehre ihm nicht zulasse, fernerhin Geschäfte im Gebiete der Polizei und Strafrechtspflege zu besorgen. Er verfügte sich zu einem Bekannten und Verwandten — Fürsprech Wilhelm Heim nach Groß-Laufenburg, von wo aus er am 13. März Angesichts einer inzwischen vom Kriegsministerium erlassenen Verfügung eine Erklärung an das Bezirksamt abgehen ließ. Es war nämlich das Gerücht verbreitet worden, Scheffel hätte den Hauptmann Schwarz zum Zweikampfe herausgefordert. In Wahrheit verhielt sich die Sache so, daß Fürsprech Heim, Hauptmann im eidgen. Justizstabe, dem Hauptmann Schwarz ein Schreiben zukommen ließ, um ihm eine Zusammenkunft zu gestatten, und seine Erklärung über die bekannten Vorfälle entgegen zu nehmen.

„Sofort, schreibt Scheffel in seiner Erklärung, mit einer Herausforderung zum Duell in einem Fall vorzufahren, wo — wie im vorliegen-

den — es noch zweifelhaft ist, ob eine Verletzung der persönlichen Ehre wirklich beabsichtigt war, ist ebenso wenig des Unterzeichneten Sache, als er davor zurückschreckt, diesem äußersten Mittel, was Tradition und gesellschaftliche Verhältnisse noch als letzte Instanz in ähnlichen Fällen betrachten, sich zu unterziehen."

Fürsprech Heim suchte bei Hauptmann Schwarz wiederholt, nachdem das erste Schreiben von allzuvorsichtigen Freunden Scheffel's aufgegriffen und nicht an seine Adresse befördert worden war, um eine Besprechung nach, im Momente, als das Kriegsministerium dem Bezirksamte den Auftrag ertheilte, seine Vermittlung zur Verhinderung des Duells eintreten zu lassen. Scheffel's Vater, der Major und Oberbaurath, hatte von der Herausforderung zum Duell Kenntniß erhalten und sofort beim Kriegsministerium Schritte gethan, um die Sache zu verhindern.

Am 14. März fand denn auch in der That die Besprechung zwischen Fürsprech Heim und Hauptmann Schwarz in Gegenwart von Oberamtmann Lieber statt. Hauptmann Schwarz erklärte mündlich und bestätigte es durch Unterschrift: „Durch die am 9. dies im hiesigen Leselokal vollzogene Arrestation des Hrn. Dr. Scheffel sollte der persönlichen und dienstlichen Ehre dieses Mannes in keiner Weise zu nahe getreten werden; ich hatte nicht im Geringsten eine derartige Absicht, ich konnte sie nicht haben, weil er mir vermöge seiner Bildung, seiner Kenntnisse, überhaupt vermöge aller seiner persönlichen Eigenschaften als eine höchst achtbare Persönlichkeit bekannt ist."

Mit der Bestätigung, daß eine Herausforderung nicht erfolgt sei und mit der Erklärung des Vertreters Scheffel's, daß er mit der Versicherung des Hauptmanns Schwarz sich begnüge, schloß die Verhandlung und damit der Streit.

Der Fall ist uns ein Beweis, wie hoch Scheffel seine bürgerliche und dienstliche Ehre schätzte; es litt ihn, obwohl er nur kurze Zeit im Gefängniß gesessen, nicht mehr auf dem Richterstuhle, um über Mein und Dein und bürgerliche Streithändel abzuurtheilen; er trat aus dem Dienste und zwar auf so lange, bis seiner verletzten Ehre ein Genüge geschehen. Daß dieser Vorfall ihn in den Augen der Bevölkerung von Säckingen nur um so höher steigen ließ, ist wohl selbstverständlich.

Dafür hatte Scheffel sein Säckingen aber auch lieb und wiederholt und gerne besuchte er dasselbe, wenn die Gelegenheit sich ihm bot. So schildert er auch die „heitere Stadt des heiligen Fridolin" in der Vorrede

zur vierten Auflage des „Trompeter", wie er bei einem Besuche vom Bötzberg herniederstieg, in folgenden freundlichen Zeilen:

„Vom Galler Thurm im römischen Inselwalle
Bis zu der Fürstabtissin Frauenstift
Kannt' ich die Dächer, Firsten, Giebel alle,
Wo oft mein leichter Kahn vorbeigeschifft;
Herwärts, wo Kiesel das Gestad umdämmen,
Winkt eines Gartens wohldurchblümte Au,
Und halbversteckt von Wildkastanien-Stämmen,
Des Herrenschlößleins schlankbethürmter Bau.
Hutschwenkend grüßt' ich durch der Bäume Lücke
Und überschritt die holzverschalte Brücke."

Aber noch einen andern Anziehungspunkt hatte Säckingen für Scheffel: war doch das Städtchen und seine Umgebung der Boden, dem der Dichter Hebel entstammte, den er schon von Jugend auf aus seinen Gedichten kannte und dessen Denkmal er täglich in Karlsruhe im Schloßgarten vor Augen hatte. In den benachbarten Gebirgsthälern der Wiese, Wehra und Murg ist der Schauplatz von Hebel's Gedichten, hier wächst und blüht noch ein unverfälschter allemannischer Volksschlag. Die intime Berührung, welche der junge Rechtsproktikant Scheffel während seiner Amtsthätigkeit in Säckingen zu dieser allemannischen Bevölkerung der Gegend gewann, ist für seine geistige und literarische Entwicklung von hoher Bedeutung geworden. Durch den Verkehr mit den Bewohnern des Hauensteiner Ländchens kam ihm immermehr, sagt Johannes Proelß, seine Vorliebe für jede Art naturwüchsigen Volks- und Menschenthums in's Bewußtsein, die für sein Dichten wie für sein Leben gleich charakteristisch wurde und die allen seinen poetischen Gestaltungen selbst wieder den Reiz der Naturwüchsigkeit gegeben hat. Hiezu gab ihm aber nicht nur das Studium dieser Leute und ihrer Umgebung an Ort und Stelle, sondern auch seine Thätigkeit beim Amtsgerichte Gelegenheit. Da hat er die Streitsucht und den Starrsinn, die Unbeugsamkeit und Charakterstärke dieser Hauensteiner kennen gelernt und Veranlassung gefunden, Wesen und Geschichte derselben auch wissenschaftlich zu studiren. Der lebendigen Wirklichkeit dieser Hauensteiner entnahm er dann später viele der lebensvollen Züge, mit denen er die dem Volk entwachsenen Gestalten in seinen Darstellungen vergangenen deutschen Lebens ausstattete. Die Hauensteiner Waldbauern erschienen ihm wie ein Stück durch eigenthümliche Verhältnisse erhaltenen alten

Germanenthums. Aus diesen Wahrnehmungen und Beobachtungen heraus entstand ein frisch und farbig geschriebener Aufsatz „Aus dem Hauensteiner Schwarzwald" im Jahrgang 1853 des „Morgenblatt für gebildete Leser" (Stuttgart, Cotta).

Von den freundlichen Beziehungen Scheffel's zu Säckingen gibt im Jahre 1876 die „Konstanzer Zeitung" anläßlich seines 50. Geburtstages folgende anmuthige Schilderung:

Scheffel hat die von ihm besungene Wald- und Rheinlandschaft als Rechtspratikant manchmal gesehen, wenn er von Säckingen auf den Schwarzwald berufen wurde, um einen Augenschein auf dem Acker eines prozeßsüchtigen Altenschwanders vorzunehmen oder mit dem alten Hofrath den vielbearbeiteten Kopf eines Willaringer Knaben zu inspiziren. Aber das weiß ich, daß er nicht bloß in der vorweltlichen Amtskutsche mit drei vorgespannten Rossen den Wald hinaufgefahren ist, nein, er hat auch den Weg auf den Wald zu Fuß zurückgelegt, die steilen Halden des Eggbergs hinauf, und sich ergötzt an der Originalität des Volkes, seinen Sitten und Gebräuchen, er hat ihre Eigenheiten belauscht, die unterwürfige Geberde, die den Starrsinn maskirt und im nächsten Augenblick in die wildeste Ausgelassenheit übergehen kann.

In der Thalmulde zwischen dem Eggberg und Hottingen liegt das Dörfchen Rickenbach; dahin lenkte er seine Schritte zum wackern Pfarrherrn, dem nun entschlafenen Joh. Baptist Riesterer, den der Dichter in seinem Trompeter so trefflich gezeichnet hat. Dort ist der gastliche Pfarrhof, in den der Dichter Jung Werner mit seiner Trompete treten ließ an der Seite des Pfarrers, von den Argusaugen der Köchin fixirt, welche für ihre schönen Forellen und die guten Weine des Herrn besorgt war.

In Willaringen blinkt ein Wirthshausschild, und einladend steht unter der Thüre der biedere Balthes, die weiße Schürze auf den Pluderhosen, hemdärmelig im rothen Brusttuch, eine prächtige allemannische Gestalt; von der Höhe herab grüßt das Haus des Bergalinger Fridli in die Thalsenkung. Es ist oft lustig zugegangen in den „Heiligen Drei Königen", nicht bloß in der Bauernschenke, wenn der Wasmerhans mit dem „Heidenwibli" ab der Egghalde tanzte, sondern auch in der Herrenstube, wenn die Säckinger „Stadtschlempen" das letzte Glas leerten und sich verabschiedeten des Nachts „um halber Zwelf". Aber ungestraft ging Keiner von dannen, ihn erwartete zürnend Waldgeist Maisenhardtus,

der Menschenfeind und der Zerstörer alles Dessen, was Menschenhände in seinem Walde gebaut haben. Sogar die Karlsruher wissen Das, sie haben's erfahren. Nicht der Dichter war's, wenn er sich gleich oft spät verabschiedete von seinen Freunden, den Malern, dem genialen Böttcher, der die schönen Mücken auf das blanke Getäfer in der Malerstube in Hottingen gemalt hat und den Schlüssel und die Sackuhr und die Tabakspfeife, von Kindler, dem Allensbacher Kinde, von dem jovialen Saal, dem früh Verstorbenen, und dem gemüthlichen Elsäßer Jundt, der die schöne Hotzenhochzeit gemalt hat, und den letzten Schnörzhut aufgekauft, die Näumeshi-Hemden und die faltenreichen Weiberröcke „for nach Paris in mein Atelier." Nicht der Dichter war's, sage ich, sondern ein Anderer, der im Maisenhardt im Zorn herumgeführt wurde und die ganze Nacht hindurch und in allen Holzwegen, der den Hahn krähen hörte in Jungholz und den Auerhahn balzen auf der Schweigmatt, bis er schweißtriefend wieder das Haus des Balthes fand, das ihn aufnahm. Wer aber einmal den Maisenhardt hinter sich hat, der kann ruhig fürbaß ziehen, der Bann ist gebrochen. Munter zieht er die Höhe hinab, und wenn er um die Kuppe des Eggbergs herumgekommen ist und eine mildere Luft ihn anweht, dann öffnet sich vor ihm das Thal und er verfolgt den Strom mit seinen Schlangenwindungen bis nach Wyhlen.

Dort liegt Beuggen, die alte Kommenthurei, dort Rheinfelden mit den rauchenden Kaminen seiner Salinen, dort Kaiseraugst, das alte Augusta Rauracorum. Unten blitzt es herauf aus dem alten Tannenforste, es ist der romantisch gelegene Bergsee. Noch eine weitere Biegung des Weges und wir sehen auf dem Jura die Häuser des vielgeprüften Hellikon, und unten an der Stromhalde Mumpf, die Geburtsstätte der berühmten Tragödin Felix Rachel. Aber unaufhaltsam treibt es uns hinab in's Thal an den Felswänden von Gneis und Porphyr vorbei, an denen die Stürme abprallen, die verrufenen Gäste von Säckingen. Wohl schwerlich hätten wir eine so meisterhafte Schilderung vom Sturm, wenn der Dichter nicht in Säckingen geweilt hätte. Nun steht die Mumpfer Fluh vor uns auf, die ebenbürtige aber schönere Schwester des Eggbergs, es blitzt uns der Strom von Osten entgegen, eine lange Brücke wird sichtbar, wir erblicken die Doppelthürme vom Gotteshaus der Waldstadt Säckingen.

Es ist ein schöner Sommermorgen. In raschem Schritte eilte uns der Ferger der Fabrik entgegen, in weitem Kreise revidirt er die Seidenstühle des Waldes. Der Waldmeister begegnet uns mit seinen Arbeitern,

er lenkt ein in den Pfad, der zum Silberboden führt, und langsamen Schrittes steigt der Hubersepp aus der Lochmatt den steilen Fußweg herauf, er ist heute Nacht den Eggberg hinabgeeilt. „Drum ist etwas gegangen auf dem Walde, sie haben den Wälderfridli gestochen auf dem dürren Ast in Hogschür, das Amt folgt mir auf dem Fuße.“ Er schlägt sich seitwärts den näheren Weg hinauf zum Katzenmoos, wir aber hören Pferdegetrampel und Peitschenknall, aus der alten Karosse streckt uns der Oberamtsrichter [1] die Hand entgegen, und es grüßt uns herzlich das alte Haus, der Bezirksarzt. [2] Bald erreichen wir das Ziel. Wir treten zum Wald hinaus und sehen die Stadt vor uns, die der Strom umfangen hält. Dort steht der alte, gewaltige Thurm, das Bollwerk gegen die Fluthen des Rheins, an dessen Fuße Jung Werner den angeketteten Kahn losband, um auf Fridolins Acker zu fahren, dort sehen wir drei Thürme, welche das Schloß des Freiherrn markiren und über alle Giebel erhebt sich das alte, gefürstete Stift. Wir gehen an den Mühlen vorbei, vor uns liegt das gastliche Bad, wo die Matrone von Basel Sommerfrische hält und der behäbige Rentner von Freiburg, wo die Krüdener einst Betstündchen hielt mit ihrem Anhange und Napoleon zu rasten pflegte mit Parquin, dem alten Gardeoberst vom Wolfsberg. Aus dem Fenster ruft uns eine bekannte Stimme zu, die freundliche Wirthin. Es reicht uns Gustav [3] die Hand, der sinnige „Leiner“ der Waldstadt, der treffliche Kenner ihrer Geschichte. Wir aber gehen weiter in den „schwarzen Wallfisch“, etwas moderner zwar, als sein Kollege in Ascalon, wo der Wirth die Rechnung in Keilschrift auf Ziegelsteinen brachte, doch trinkt man besseres Bier dort. Und nachdem wir uns erlabt am Gerstensaft, steigen wir die Stufen zur Fridolinskirche hinan und betreten andächtig das Gotteshaus, dessen weite Hallen tausende von Pilgern zu fassen vermögen. Wir betrachten den heiligen Schrein und die alten Gewänder, wir studiren die Grabmäler der Fürst-Aebtissinnen, welche einst über fernes Gebiet herrschten im Alpenland der Glarner. Durch das hohe, unschöne Portal verlassen wir das Gotteshaus, aus dem der Dichter die Fridolinsprozession sich entfalten und in deren Reihen er seine Bekannten einherschreiten ließ: den jungen Bürgermeister, [4] den Oberlehrer [5] und den Oberförster, [6] den sie in Wertheim begruben. Dann suchen wir den „Knopf“ auf, das Haus

[1] Oberamtsrichter Seidenspinner. [2] Medizinalrath Schmidt. [3] Gustav Malzacher. [4] Leo. [5] Villinger. [6] von Neubronn.

mit dem stattlichen Giebeldach, vor dessen Thüre der Dichter während der Prozession die Knopfwirthin stehen läßt, die arme Frau, die nicht an der Prozession Theil nehmen durfte, weil der Urahn der Knopfwirthe den geldarmen Fridolin unsanft vor die Thüre setzte. Aber der „Knopf" ist nicht mehr, die Heimath der Praktikanten und Referendäre, das Haus, in dem der Dichter gewohnt hat. Jetzt steht ein modernes Gebäude an seiner Stelle, in dem man Zucker und Kaffee verkauft.

Am alten Stifte vorbei, in dem jetzt viel Tinte vergossen wird, wo einst die gnädigen Fräulein sich Gott geweiht hatten und der Jungfrau Maria, wenden wir uns dem Schlosse des alten Freiherrn zu. Ein anderer Freiherr wohnt jetzt drinnen, ein liebenswürdiger Fabrikant,[1] der das Schloß zu einem wahren Edelsitze umgeschaffen und mit herrlichen Parkanlagen umgeben hat. Aber im Garten stehen noch die alten Kastanien, am Rhein noch das Gartenhaus mit der Balluſtrade und der Terrasse von Stein, auf welcher der Dichter die Abende verbrachte, das Glas in die Höhe haltend und den Stoff prüfend. Aber von den Bildern des Fludribus ist nichts mehr zu sehen, andere sind an ihre Stelle getreten, vielleicht bessere; indessen ist die Ausfallspforte noch erhalten, in deren Nähe Jung Werner die verhängnißvolle Wunde erhielt.

Durch das enge Pförtchen betreten wir den schmalen Weg, der den Garten vom Friedhof scheidet, und lassen uns das eiserne Gitter öffnen. Uns begleitet der Knopfwirth,[2] er geht jetzt gebückter denn vordem, drum dieweil er Blumen pflanzt, seine Aurikeln und Pelargonien sind die schönsten im Städtchen. Aber der Wirthschaft hat er längst entsagt, er steht jetzt vereinsamt, denn seine Frau, die Knopfwirthin ist todt. Feuchten Auges zieht uns der Knopfwirth hinweg von den Gräbern seiner Lieben zu der Mauer mit dem alten bekannten Grabstein, wo in Stein gemeißelt zwei Namen stehen:

DOMN. FRANCISCVS WERNER KIRCHHOFER
ET DON. MARIA VRSVLA DE SCHÖNAVW
1690. 1691.

Die Säckinger haben heute einen Kranz hingelegt. Sie haben überhaupt des Dichters nie vergessen. Sein Name prangt in Stein gehauen am Waldsee, der den Namen Scheffelsee trägt, ihm zu Ehren haben sie eine Straße Scheffelstraße getauft und ihm das Ehrenbürgerrecht ge-

[1] Theodor Bally. [2] Brogli, ist vor wenig Jahren gestorben.

schenkt. Der Bürgerbrief, vom 2. Juni 1875 ausgestellt, wurde von Hrn. Otto Bally, damaligem Mitglied des Gemeinderathes, verfaßt, ausgeführt und im Auftrage der Behörde nach Radolfzell überbracht. Er lautet:

Dem hochwohlgebornen Herrn
Herrn Dr. Josef Viktor Scheffel in Karlsruhe
Inhaber hoher Orden,
dem

gefeierten vaterländischen Dichter und Schriftsteller, dessen liebliche Muse unserer Stadt Ansehen und guten Namen im weitesten Umkreise erhöht, und viele Freunde ihr neu gewonnen, haben wir in dankbarer Anerkennung solchen Verdienstes und als Ausdruck aufrichtigster Hochachtung, sowie als ein Merkmal bleibender innigster Verbindung unter heutigem das

„Ehrenbürgerrecht"

verliehen, worüber gegenwärtige Urkunde.

Säckingen, am 2. Juny 1875.

Der Bürgermeister:
Leo.

Der Gemeinderath:
Otto Bally.
Ignaz Berberich.
M. Zennier.
X. Leo.

Grosses städtisches Insiegel.

Der Gemeinderath:
F. Baumgartner.
Schwander.
J. Mutter.
H. Schaubinger.

Wie sehr aber auch Scheffel diese Ehre zu schätzen wußte, bezeugt eine Photographie, welche er der Stadt Säckingen schenkte, und wovon Abzüge in Visitenkartenformat existiren. Scheffel ist darauf dargestellt, wie er seinen jungen neben dem Arbeitstisch stehenden Sohne, dem er den Bürgerbrief zeigt, eindringlich ermahnt: „Mein lieber Sohn Viktor! Die Stadt Säckingen und die Säckinger sollst Du immer lieb haben, weil sie Deinen Vater auch lieb hatten."

Wir sind inzwischen der Geschichte vorausgeeilt und kehren daher wieder zu unserm Thema zurück.

* * *

In Italien.

Schon in Säckingen zeigte es sich und später noch weit mehr, als Scheffel mit der Ernennung zum Sekretär an's Hofgericht nach Bruchsal versetzt wurde, daß es ihm unmöglich war, sich mit der Juristerei zu befreunden; je länger er in der Amtsstube saß, desto drückender wurden ihm die Fesseln, in denen er schmachtete; es zog ihn hinaus in die frohe Welt, er sehnte sich nach einem künstlerisch gestalteten Leben, und es regte sich in ihm eine gewaltige Schaffenskraft, die gebieterisch Bethätigung verlangte. In dieser gährenden Zeit griff er, da er ein hübsches Talent zum Zeichnen besaß, wiederholt zum Stifte, und so kam es, daß nach und nach der Gedanke in ihm reifte, Maler zu werden. Er nahm einen langen Urlaub und zog, um sein Ziel so bald möglich zu erreichen, direkt nach der Heimath der Kunst, nach Italien. Bereits unterwegs, in der Schweiz zeichnete er viele Skizzen und Landschaften, aber fortwährend drängte es ihn nach dem Lande der Citronen.

Im Mai 1852 kam er nach Rom, wo kurz vorher, im Herbst 1851, der Maler und Kunstgelehrte Eduard von Engerth, der Direktor des Belvedere in Wien, auf der Hochzeitsreise mit seiner jungen, blühenden Gattin eingetroffen war. Bald sammelte sich ein Kreis von deutschen Freunden, Malern, Bildhauern, Archäologen, um das junge Paar; ein großer Theil bezog im Frühling 1852 mit ihm die Sommerfrische zu Albano. Es waren Manche darunter, die später ihren Namen bekannt gemacht, der Archäologe Braun, der Maler und Dichter Hollpein — wieder Andere, die trotz ihres Talentes unberühmt geblieben, so eine feine, künstlerische Natur, der Schleswig-Holsteiner Lorentzen, und ein kurioser Kauz, ein kränklicher, verwachsener Mensch, der es dennoch Vielen an Lustigkeit vorthat, ein Berliner Maler Namens Schlegel. Auch an bedeutenden Frauen fehlte es dem Kreise nicht; da waren außer Engerth's Gattin die nachmalige Hofdame Fräulein von Schulte aus Hannover, die schöne Frau Malvine von Backhausen aus Norddeutschland, und ein allzeit munteres, älteres Mädchen, die Malerin Amalia Bensinger aus Schwaben. In diesen Kreis traten im Mai 1852 zwei neue Ankömmlinge aus Deutschland. Der Eine, ein schöner, hochgewachsener Mann, mit mächtigem, hellblondem Bart- und Haupthaar, war der Landschaftsmaler Willers aus Oldenburg; der Andere, Willers Schüler, ein junger, mittelgroßer Mann, mit fast bartlosem, feinem, geistvollem Gesichte, hieß Josef Scheffel.

„Ich stehe nicht unter dem Banne seiner spätern Berühmtheit," erzählt Engerth dem Schriftsteller Karl Emil Franzos, dem Herausgeber der „Neuen Illustrirten Zeitung" in Wien (Bd. II, Nr. 31), der wir diese hochinteressante Skizze über den Aufenthalt Scheffel's in Italien und auch sein Portrait entlehnen, „wenn ich Sie versichere, daß er uns Allen binnen wenigen Tagen theuer war, und daß wir insgesammt die Empfindung hatten, einem außergewöhnlich begabten Menschen und einem ungewöhnlichen Schicksal gegenüber zu stehen. Ein geistvoller, hochgebildeter Mann, hatte er einem Beruf, der ihn nicht befriedigte, dessen Anforderungen er jedoch in jeder Beziehung gewachsen war, entsagt, um sich unserer Kunst zu widmen. Gegen die Vernünftigkeit dieses Entschlusses schien so ziemlich Alles zu sprechen; nicht bloß, daß er Alles hatte aufgeben müssen, was er an Wissen und Arbeit für seine Zukunft angelegt; nicht bloß der entschiedene Widerspruch der Eltern, von denen er materiell ganz und gar abhängig war, sondern hauptsächlich sein Alter und die geringe Stufe der künstlerischen Vorbildung, auf der er stand. Sechsundzwanzig Jahre alt, war er eben erst dazu gekommen, nach der Natur zu zeichnen, an Pinsel und Palette durfte er noch lange nicht denken. Das war selbst bei außergewöhnlicher Begabung spät, vielleicht zu spät. Und lag hier eine solche Begabung vor? Wir konnten es nicht finden; unleugbares Talent war ja vorhanden, bei einem Dilettanten hätte man es sogar ein sehr hervorragendes Talent genannt, aber ungewöhnlich war an diesem Schüler der Kunst nicht die künstlerische Kraft, sondern nur die Begeisterung, der eherne Wille. „Ich will und muß ein Maler werden," sagte er und handelte darnach; an Fleiß und Energie übertraf ihn Niemand.

„Kurz — wenn je ein Künstler seiner inneren Stimme, seinem „Dämon" vertrauen durfte, so war Scheffel auf dem rechten Wege, als er unter Willers' Anleitung streng stylisirte Landschaftsstudien zeichnete. In diesen ersten Monaten hat ihn wohl kein Zweifel beirrt.

„Uns aber wollten die Zweifel nicht verstummen, und wir sprachen viel über seine Zukunft, eben weil wir ihn herzlich lieb hatten. Es war aber auch kaum anders möglich. Wie er früher und später war, weiß ich nicht, mir lebt Scheffel als einer der liebenswürdigsten, anregendsten Menschen, die ich je kennen gelernt, in der Erinnerung fort. Er sprach nicht bloß gern und viel, sondern auch ausgezeichnet in Form und Inhalt. Was hatte er nicht Alles gesehen und studirt! Er war so ziemlich in allen Sätteln gerecht; er wußte mit den Archäologen über Alterthümer,

mit uns Malern über Kunst, mit den Historikern über Geschichte, mit den Poeten über Literatur zu sprechen, zu disputiren, als ob er jedes Einzelnen spezieller Berufsgenosse wäre; nie war er um ein Faktum verlegen, und sein Standpunkt war stets ein geistreicher, ja nicht selten ein ganz origineller. Aber vielleicht das Beste daran war die Art, wie er sich gab — so durchaus natürlich und anspruchslos. Der Mann war nicht geistreich, weil er es sein wollte, er sprach nicht, um Andere zu überglänzen, sondern weil es ihm Bedürfniß war, sich mitzutheilen — ein Mensch voll der reichsten Gaben, voll überschäumender Kraft, eine reine, schöne, groß angelegte, glücklich entwickelte Natur: so ist Scheffel uns Allen erschienen. Und dabei als ein harmloser, munterer, bescheidener Mensch! Er war unter uns fröhlichem Künstlervolk vielleicht der Fröhlichste, jeden Tag wie ein Fest genießend, die Arbeit sowohl wie die Erholung. Kein Wunder, wenn uns Allen etwas fehlte, so oft „Sor Giuseppe", von seinem Arbeitseifer hingerissen, zu spät oder gar nicht beim Mittagsmahl erschien. Gleichwohl verließ uns ihm gegenüber eine zwiespältige Empfindung nicht; wir freuten uns des prächtigen, erquicklichen Genossen und dabei mußten wir doch immer denken: „Jammerschade, wenn aus diesem ungewöhnlichen Menschen nichts weiter werden soll, als nach langen Jahren harter Arbeit ein Landschaftsmaler, wie viele Andere."

„Ihm gegenüber sprachen wir dies freilich nicht aus; es hätte ihn gekränkt, und zu welchem anderen Berufe konnten wir ihm rathen?! Die praktische Juristerei widerte ihn an, zu einer Gelehrten-Laufbahn, etwa als Historiker oder Germanist, fehlte ihm wohl nicht die Vorbildung — er wußte auf beiden Gebieten so viel, wie mancher junge Dozent — aber die Neigung; auch sahen wir ja klar, daß er eine Künstler-Natur war. Da deutete er uns selbst an, welcher Weg wohl der richtigste für ihn wäre. Nicht etwa, daß er uns von seinen dichterischen Versuchen oder Plänen gesprochen hätte. Im Gegentheil! — das war so ziemlich das Einzige in seinem Leben und Streben, worüber er niemals sprach, so daß wir Monate lang keine Ahnung davon hatten, daß er schon manches Lied geschrieben und sogar hatte drucken lassen. Aber seine Erzählungsweise brachte uns darauf: das ist ja ein Dichter! Wenn wir so beim Mittag- und Abendessen beisammen saßen und er uns ein Erlebniß aus seiner Heimath, eine seltsame Gestalt oder Begebenheit aus seiner Studentenzeit oder Rechtspraxis erzählte, schon da mußten wir uns dies unwillkürlich sagen, denn wie rund kam dies Alles heraus, wie künstlerisch gefügt und abgewogen! —

und noch mehr, wenn er Etwas berichtete, was Einige von uns selbst mitangesehen: eine Begegnung mit einem Betteljungen oder einem Hirten in der Campagna, eine Exkursion in die Berge, das Gehaben unserer Wirthsleute u. s. w. Es war ja Alles wahr, und doch ganz anders, als wir's gesehen; wie wußte seine Phantasie abzurunden, sein Gemüth zu verklären, sein Geist zu vertiefen! Scheffel konnte mündlich erzählen, wie ich's kaum wieder von Jemand gehört habe; die einfachste, nüchternste Begebenheit wurde in seinem Munde spannend und reizvoll. Dabei sprach er unaffektirt, wie immer, und dennoch ganz anders, als sonst im Gespräch; nicht bloß was den Ton der Stimme, sondern auch die Ausdrucksweise betrifft, welche durchaus eigenthümlich war und Wendungen aufwies, wie man sie sonst wohl nur schreibt, aber nie spricht.

„Ich erinnere Sie, um Ihnen von dieser individuellen Färbung seiner mündlichen Erzählungen eine Anschauung zu geben, an den „Ekkehard"; das ist sein natürlichstes Werk; als ich es las, hörte ich immer seine Stimme; der Wechsel der Tonart, die Sprache, welche gern mundartliche und alterthümliche Ausdrücke braucht, der Zug von Selbstironie — dies Alles erinnerte mich auf das Lebhafteste an unsere Abende in Albano. Und an einem solchen Abend war's, daß meine Frau unwillkürlich ausrief: „Aber Scheffel, Sie sind ja ein Dichter, warum schreiben Sie das Zeug nicht auf?!" Wir Anderen stimmten lebhaft bei, ihn aber schienen diese Worte zu verstimmen, er schwieg und erwiderte dann mit gezwungenem Lachen, er sei nur ein Maler und wolle nichts Anderes sein. Gleichwohl war damit das Eis gebrochen, einige Tage später gestand er uns, daß er Gedichte gemacht, auch wohl daran gedacht, sich ganz auf die Poesie zu werfen, doch damit sei es nichts. Wir widersprachen lebhaft und ermunterten ihn, doch mindestens einen größeren Versuch zu machen, eine Erzählung, ein episches Gedicht zu schreiben — es sei doch ganz unmöglich, daß ihn aller Zauber seiner mündlichen Erzählungskunst verlassen werde, sofern er die Feder ansetze. „Vielleicht später einmal," erwiderte er, „wenn ich bereits ein Maler von Ruf bin. Dann schadet's nicht mehr, wenn ich ab und zu etwas schreibe. Jetzt würde es schaden, es könnte mich von dem Berufe ablenken, für den ich geboren bin."

„Aber das blieb nicht sein letztes Wort in jenen Tagen. Wir bemerkten bald, daß eine Veränderung in ihm vorging. Minder fleißig wurde er nicht, aber ernster und nachdenklicher. Nun kam es vor, daß er ganze Abende lang schwieg. Fragten wir ihn, was ihn bedrücke, so

schüttelte er den Kopf; forderten wir ihn auf, doch wieder einmal etwas Hübsches zu erzählen, so lehnte er ab; ihm falle nichts mehr ein, wir hätten ihn nach dieser Richtung überschätzt, u. s. w. Den wahren Grund verrieth er mir, als er mir eines Tages — es war schon im Herbste — bei einem Spaziergange, den wir selbander unternommen, voll Bitterkeit sagte: „Ich merke wohl, Euch Allen gefallen meine Geschichten mehr, als meine Zeichnungen. Und das thut mir sehr, sehr weh. Denn was soll Anderes aus mir werden, als ein Maler?!" — „Ein Dichter," erwiderte ich; und weil ich fühlte, daß diese Stunde vielleicht von Bedeutung sein könnte für das Schicksal eines hochbegabten und meinem Herzen theuren Mannes, so hielt ich mich in meinem Gewissen für verpflichtet, ihm nichts zu verhehlen, was ich dachte. Ich hielt ihm vor, wie spät er zum Malen kommen werde, daß er sich hier erst die Handwerksbehelfe aneignen müsse, ehe er an künstlerische Thätigkeit denken dürfe. Für die Dichtkunst bringe er sein Geschick des Ausdrucks, seine hohe Bildung, seinen feinen Geschmack mit. Er hörte mich blaß und stumm an, dann nickte er mir schweigend einen Gruß zu und verließ mich. Von da ab vermied er es einige Tage lang, mit mir allein zu sein; daß er mir nicht grollte, konnte ich aus der verdoppelten Freundlichkeit ersehen, mit der er mir begegnete, wenn wir uns in Gesellschaft Anderer trafen.

„Mit Anbruch des Winters kehrten wir und die Freunde nach Rom zurück; da wir in unserer Wohnung in der Via Isidoro einen großen Saal hatten, so sahen wir fast täglich den ganzen Kreis bei uns. Auch Scheffel kam bis in den Januar 1853 recht oft; seine Stimmung war eine wechselnde, aber nun sprach er mit meiner Frau und mir offen über seine Zweifel und Kämpfe, und das schien ihn zu erleichtern. Gleichsam als graphische Darstellung dieser Gespräche, welche sich ebenso um seine persönliche Veranlagung, wie um das Wesen der beiden Künste drehten, entwarf ich eine Zeichnung, auf der ich ihn als „Herkules am Scheidewege" verbildlichte: Scheffel sitzt im schwarzen Frack da, ein Löwenfell um die Schultern, eine Keule in der Hand; zwei Frauengestalten, die Malerei und die Dichtkunst, umschmeicheln ihn. Er lachte herzlich über den wohlgemeinten Scherz und wurde nicht müde, die Zeichnung zu betrachten. Dann aber ward er wieder schweigsam, ja finster, wie wir ihn bisher nicht gekannt. Selbst meiner Frau, an der er sonst mit rührender Verehrung hing, vertraute er nun nicht mehr an, was ihn drückte. Und im Februar war er plötzlich verschwunden, er schrieb nur eine kurze Zeile:

er müsse fort in die Einsamkeit. Dann erfuhren wir zufällig, daß er auf Capri sei. Wir haben einander nie wiedergesehen, wohl aber sind wir all' die Jahrzehnte hindurch in Briefwechsel geblieben. Und das erste Schreiben, welches wir schon nach unserer Rückkehr in die Heimath, im Dezember 1853 von ihm erhielten, klärte uns darüber auf, was er auf Capri getrieben."

So weit Engerth's mündliche Erzählung.

Aus Heidelberg, wo Scheffel sich bei Schlosser Kraus, gegenüber dem Museum eingemiethet hatte, richtete der Dichter am 17. Dezember 1853 bei Uebersendung des „Trompeters" einen Brief an Frau v. Engerth, dem wir folgende bemerkenswerthe Stellen entnehmen:

. . . „Ich weiß selber kaum, wie ich dazu kam, es zu schreiben. In dem prächtigen Sommer im Albanergebirg, in dem frischen, strebsamen Künstlerleben und in den heitergeselligen Stunden, die sich unsere Kolonie dort schuf, ist mir, ganz unbewußt, eine poetische Ader aufgegangen — später in Rom ließ mich der Gedanke nicht mehr los und ich hatte keine Ruhe mehr, bis in der Einsamkeit von Capri der mitfolgende Sang ausgebrütet war. Hiernach wird sich auch mein damaliges schnelles Abreisen im Februar erklären. Sie haben mich oft freundlich neckend gefragt, was die Falten auf der Stirn bedeuten sollen, die mich unwillkürlich anflogen; ich hab's selber kaum gewußt, vielleicht waren's die Anfänge des „Trompeters", die mich damals plagten. Seit jener Zeit hab' ich wenig frohe Stunden mehr gehabt; in der Heimath erst häusliche Betrübniß, dann wie Gottlob wieder Alles leidlich beruhigt war, überfällt mich eine Augenentzündung, die durch anfängliche Vernachlässigung so hartnäckig wurde, daß ich jetzt wieder seit acht Wochen meine Stube nicht verlassen habe. Das ist aber Alles nicht viel; dagegen bin ich, bei klarer Betrachtung der Verhältnisse und bei dem ernst und bestimmt ausgesprochenen Willen meiner Eltern, vorerst von meinen Lieblingsgedanken, mich ganz auf die Malerei zu werfen, wieder abgegangen — und den Schmerz hierüber werde ich sobald nicht los, da mein innerster Beruf mich dahin zog. Es wird mir immer deutlicher, daß das Schönste und Beste, was sich der Mensch im Leben wünscht, nicht in Erfüllung gehen darf — warum? Vielleicht gerade weil er sein größtes Glück nicht zu ertragen fähig ist, und weil einmal die Entsagung auch zu den menschlichen Dingen gehört, wie der Schatten zum Licht.

„Darum kommt immer eine unendliche Wehmuth über mich, wenn ich an Rom denke oder schreibe; es ist mir, als ob das Wasser von Fontana Trevi noch auf den Lippen brennte; und wenn mich freilich die Erinnerung oftmals wieder hinausträgt auf die Ariccianer-Straße oder zum Albanersee, oder mit lustiger Kavalkade und arri-he somaro! hinauf auf den Monte Cavo; oder aber zum Kaminfeuer Ihres Saals in der Via Isidoro, wo wir so manche heitere Stunden verbrachten, so ist dann die Enttäuschung nur um so größer, wenn ich die Augen wieder aufmache und den Schnee des Heidelberger Marktplatzes vor mir habe. Ich kann dann sagen wie Platen:

Was hab' ich nun Gebliebenes
Von all' der Lust und Pracht,
Als weniges Geschriebenes,
In schlechten Vers gebracht?

denn außer den Zeichnungen in meinen Mappen wird dieses Büchlein das einzig sichtbare Denkmal meiner Thätigkeit in Italien sein ..."

„Für uns Albaner Gesellschaft habe ich ausdrücklich eine Stelle im Büchlein stehen lassen, deren Sinn sonst Niemand recht klar sein kann; Sie finden sie auf Seite 292, und Fräulein Bensinger wird mir ein schön Gesicht machen, wenn ich's ihr zeige."

Diese Stelle bedarf einer näheren Erklärung, da deren Sinn allerdings bisher Niemandem recht klar war. Die Verse sind der Schilderung des feierlichen Aufzuges in der Peterskirche (XV. Kapitel des „Trompeters") eingewebt und lauten:

„Mit den Franziskanern aus dem
Kloster Ara coeli kam der
Prior auch von Palazzuola.
Am Albanersee, im schatt'gen
Waldabhang des Monte Cavo
Steht sein Klösterlein, es mag das
Herz dort stille Träume träumen;
In Gedanken schritt er selber,
Und, wer weiß warum, sein Murmeln
Klang nicht wie Gebet, es klang wie:
„Fahre wohl, Amalia!"

Es ist eine liebenswürdige Neckerei des Dichters gegen seine Landsmännin und ehemalige Kunstgenossin, Fräulein Amalia Bensinger. Auf einer der Exkursionen, welche unsere heitere Künstlerschaar unternahm, kamen sie, so erzählt K. E. Franzos, auch nach dem Kloster Palazzuola. Männ-

lein und Weiblein lechzten gleichermaßen nach einer Erquickung und der würdige Prior ließ ihnen vor dem Kloster Labung reichen. Unter den ungewohnten Gästen nun gefiel ihm Niemand besser, als Fräulein Amalia, und er machte ihr — in allen Ehren natürlich, und soweit es ihm Würde und Alter gestatteten — den Hof; es war eine recht praktische Huldigung, der alte Mann ließ dem muntern Mädchen die besten Bissen vorsetzen. Viel wurde die Künstlerin dann mit der Eroberung geneckt, die sie an dem Prior gemacht, und nun leben diese harmlosen Scherze — recht wie die Eintagsfliege im Bernstein — so lange fort, wie der „Trompeter" lebt ... An dieser Stelle sei auch bemerkt, daß jene Scene aus der römischen Campagna, wo der Maler den Archäologen und den Historiker in der Ausdeutung einer verwüsteten Mosaik schlägt, indem er hinzeichnet, wie sie gewesen sein mag, und die Scheffel so sinnreich im Vorwort zum „Ekkehard" verwendet, gleichfalls ein Erlebniß aus der Albaner Zeit ist.

Der Briefwechsel zwischen Scheffel und seinen Wiener Freunden Engerth hat, wie bereits erwähnt, bis kurz vor des Dichters Tode fortgewährt. Einiges daraus sei mitgetheilt, soweit es nicht private Dinge und Empfindungen betrifft, welche nicht vor die Oeffentlichkeit gehören. So sendet Scheffel am 27. Juni 1872 der Freundin voll Stolz eine Photographie seines prächtig gedeihenden Jungen — „möge uns," fügt er hinzu, „die Weltausstellung 1873 ein Wiedersehen in Wien vergönnen." Es war Scheffel nicht möglich zu kommen und die Gastfreundschaft zu genießen, welche ihm die alten Freunde anboten, da er im Sommer jenes Jahres lebensgefährlich erkrankte. Aus einem Briefe vom 8. Mai 1878, zwei Jahre nach seinem Jubiläum, zu einer Zeit, da er seiner Nobilitirung wegen herbe Angriffe erfuhr, lassen sich folgende Zeilen citiren:

„Vor zwei Jahren wurde ich mit Ehren überhäuft, das Jahr 1878 bringt mir gehässige Anfeindungen. Das Motiv hiezu ist die Auszeichnung, die mir der Großherzog von Baden zu Theil werden ließ (NB. ohne mein Ansuchen), und ein harmloses Gedicht zu dessen Regierungs-Jubiläum im April 1877. Wer mich kennt, lacht über die Lügen, daß ich ein „Hofschranze" geworden. Ich lebe meist in ländlicher Ruhe am Bodensee und verstehe mich schlecht auf Bücklinge. Mir geht es trotz dieser Kränkungen recht gut, mein Knabe Viktor gedeiht heran, ich wünschte Ihnen einmal mein ländliches Anwesen am Bodensee zeigen zu dürfen, ein landschaftlich reizvolles Tusculum bei Radolfzell."

Aus Karlsruhe schreibt Scheffel am 20. Januar 1882 an Engerth unter Anderm über seinen stets bedrohten Gesundheitszustand: „Im vorigen Jahr war ich von Asthma und anderen „Rupfern" schwer geplagt und hoffte wenig Besserung; zweimonatliche Fasten und Leben in frischer Luft mit Baumpflanzen, Gärtnerei, Jagen und Rudern hat mich leidlich wieder geflickt."

Im November 1883 hatte Scheffel das Unglück, einen schweren Fall auf der Treppe seines Hauses zu thun. Auf die besorgte Anfrage der Freunde erwiderte der Dichter durch folgende Zeilen:

„Karlsruhe, 9. Dezember 1883.

Herzlichen Dank für alle Sorge und Theilnahme. Der Sturz war schwer, der linke Armknochen ganz aus der Schulter, aber nicht gebrochen. Ein Bruder oder Neffe Ihres Kriegsministers v. Bekk, hier Generalarzt und bekannt als chirurgische Autorität, richtete ihn glücklich und sofort wieder ein, jetzt sind die Schmerzen überstanden und keine Gefahr, nur Geduldprobe; und wenn ich nächstes Jahr am See keine Enten schießen kann, so ist das für diese kein Unglück! Viel habe ich unserer schönen Tage von Albano gedacht, da mich neulich ein Freund von Willers, Kammerherr Alten in Oldenburg, um Notizen bat. Tausend Grüße! Scheffel."

Im Juni 1884 sendet er ein Porträt und begleitet es mit folgenden Worten: „Gegenwärtig bin ich noch recht angegriffen, und wenn das anliegende Lichtbild Recht hat, so fange ich an zu altern, wie Gott will! Um so besser gedeiht mein Sohn Viktor heran, der bereits eine Faust höher ist als sein Papa und auch die Enten auf dem See besser schießt, als ich ... Oft noch sind meine Erinnerungen im sonnigen Albano- und Sabinergebirg; an des letztern Kalkfelsen gemahnt mich manch ähnliche Landschaft der württembergischen rauhen Alp, die ich manchmal als Forellenfischer durchstreifte. Aber es gibt kein zweites Italien!"

Dem letzten Schreiben endlich, welches Engerth von dem Freunde erhalten — es ist aus Radolfzell, 22. Juni 1884 datirt — seien folgende Worte entnommen:

„... Ich hoffe, daß Sie mein spärliches Briefschreiben meinem Arzte zur Last legen, der auch seit Monaten zu einem fortwährenden Leben im Freien ermahnt; wo ich nur bedaure, nicht mit Stift und Mappe ausziehen zu können wie ehemals ... Die Leiden des Armes sind gehoben, aber Blutandrang nach dem Kopfe verbittert noch immer manch' guten Tag ..."

So knüpft das letzte Blatt von seiner Hand an das erste an und beweist, wie treu er die wehmüthige Erinnerung an seine Künstlerfahrten bewahrt, an die Tage von Albano, Rom und Capri, an seine Sturm- und Drangzeit!

Der „Trompeter von Säckingen".

Nach Jahresfrist, im Mai 1853, kehrte Scheffel wieder in die Heimath zurück. In seiner tiefen Schwermuth in den sonnigen Bergen von Albanien, als heftige Kämpfe in seinem Innern tobten, wandte sich sein Auge unwillkürlich nach der fernen Heimath und dem stillen Säckingen, zu dem dunkeln Tann des Schwarzwaldes, wo solche schwere Kümmernisse ihn noch nicht durchschüttert hatten. Und dabei stiegen Gestalten vor ihm auf, die schon daheim seine Phantasie beschäftigt hatten: ein liebliches blondes Mädchen, das vor Zeiten im Schloß zu Säckingen gewaltet, und ein kecker frischer Trompeter, der sich das Schloßfräulein erobert. Endlich packte er seine Skizzen zusammen und suchte den „Spuck zu bannen". Doch Rom war nicht der Ort dazu.

Er zog daher noch weiter südlich, nach dem lieblichen stillen Felsen-Eiland Capri, wo er sich in der alten berühmten Künstler-Herberge Pagano einquartirte und alsbald auch eifrig zu schaffen begann.

„Manchen goldgrüngelben Seefisch,
Manchen Hummer und Polypen
Zehrt' ich auf, und unbarmherzig
Trank ich, wie Tiber, den Rothwein:
Unbarmherzig dichtend schritt ich
Auf dem Dach — es wiederhallte
Metrisch, und der Bann gelang mir" —

so berichtet er selbst. Frohen Herzens verließ er nun Capri wieder und fuhr hinüber nach Sorrent, wo sein Freund Paul Heyse weilte und des vollendeten Werkes harrte.

Fünfundzwanzig Jahre später hat Heyse bei einem abermaligen Besuche von Sorrent in einer poetischen Epistel an Scheffel den Freund wieder an jene sonnigen Tage erinnert. Warmherzig schreibt er:

„Lieber alter Freund, gedenkst Du
Unsrer Sorrentiner Tage,
Da wir in der Rosa Magra
Jener billigen, bescheid'nen
Künstlerherberg alten Styles,

Traulich hausten Thür an Thür?
Du, von Capri erst gelandet,
Da wir kaum in rothem Landwein
Uns den Willkomm zugetrunken,
Gabst des Säckinger Trompeters
Erst Kapitel mir zum Besten,
Frisch gedichtet in Pagano's
Palmenschatten; ich dagegen
Ließ Dich seh'n die Arrabiata
Kaum noch von der Tinte trocken."

So entstand der „Trompeter".

In der Vorrede zu diesem „Sang vom Oberrhein" hat Scheffel selbst das Auftauchen des ersten Impulses dazu nach Rom verlegt:

An einem regnerischen Wintertag,
Da stieg wie ein Traum der Schwarzwald
Vor mir auf und die Geschichte
Von dem jungen Spielmann Werner
Und der schönen Margaretha.
An der Beiden Grab am Rhein
Stand ich oft in jungen Tagen.

Wir haben im ersten Jahrgange dieser Zeitschrift (S. 293) erzählt, wie Werner Kirchhofer, ein aus ganz niederer Abkunft stammender Mann, dem ein Edelfräulein Maria Ursula von Schönau in zarter Minne zugethan war, zur Gattin errang und mit ihr (bis 1690) ein langes und glückliches Eheleben führte. Die Wahrnehmung, daß Scheffel, dieser ächt deutsche Gemüthsmensch aus allemannischem Stamm, gerade inmitten der Pracht und Paradiesesherrlichkeit des Golfs von Neapel darauf verfiel, die Idyllik des deutschen Waldes und den deutschen Rhein, deutschen Brauch und deutsche Treue, in einem Sang von der Liebe Jung-Werners zur blonden Freiherrentochter zum Gegenstand seines Dichtens zu machen, dieser Zug kennzeichnet die Eigenart Scheffel's besser, als lange ästhetische Erörterungen es könnten. Er erklärt aber auch den realistisch-lebendigen Charakter dieses romantischen Gedichts, das sich von jedem unklaren Ueberschwang, jeder schwächlichen Sentimentalität frei hält und an Anschaulichkeit mit den Werken moderner Realisten wetteifert, ja der Mehrzahl nach übertrifft. Wer daher die aus Capri, den 1. Mai 1853 datirte Zueignung der ersten Auflage des Trompeters übersieht, wird ihre Genesis nur halb verstehen. Es ist keineswegs gleichgültig, daß zu den freundlichen Pathinnen dieses Musenkinds auch das Heimweh gehörte;

daß just in der Einsamkeit des kapresischen Felseneilands Scheffel dies „Schwarzwaldlied" gesungen und daß es in Rom war, als vor des Dichters Seele wie ein Traum die „Geschichte von dem jungen Spielmann Werner und der schönen Margaretha" emporstieg:

„An der Beiden Grab am Rheine
Stand ich oft in jungen Tagen;
Vieles doch vergißt man wieder,
Was am Rhein begraben liegt.
Jetzo, wie dem Mann, dem plötzlich
Laut das Ohr klingt, als ein Zeichen,
Daß die Heimath sein gedenket,
Klang mir die Trompete Werners
Durch den römischen Winter, durch den
Blumenscherz des Karnevals.
Klang erst fern, dann nah' und näher,
Und gleich dem Krystalle, der aus
Dunstig feinen Luftgebilden
Niederschlägt und strahlend anschließt,
Wuchsen mir des Lieds Gestalten.
Sie verfolgten mich bis Napel.
— — — — — — — —
Dies war mir zu bunt — ich sann jetzt
Ernstlich diesen Spuck zu bannen.
Bei der schönen Luisella
Bruder, bei dem pfiffig krummen
Apotheker von Sorrento
Ließ ich blaue Tinte mischen
Und fuhr über's Meer nach Capri."

Diese poetische Vorrede zum „Trompeter" ist eine der spärlichen autobiographischen Mittheilungen, welche wir dem Dichter verdanken. Wie Alles, was von ihm stammt, vermittelt sie uns ein lebensvolles Bild, das trotz der leichten Konturen fest und bestimmt wirkt und auch der Würze des Humors nicht entbehrt. Wir erfahren den Namen des Wirths, bei dem er in der Stadt Capri Einkehr hält und auf dessen Hausdach auf- und niederwandelnd er dann die Güte seiner Trochäen im Taktschritt prüft. Er führt uns das im Gegensatz zur naiven Inselbevölkerung, Auffallende im Wesen eines in sich gekehrten Dichters vor Augen, der nur dann und wann seine Gedankenarbeit unterbricht, um „wie Tiber" den Rothwein der Insel zu trinken — alla tedesca. — Der Mangel an subjektiver Unmittelbarkeit in Scheffel's Lyrik, sein Trieb, das eigene Empfin-

den freigeschaffenen Gestalten, fahrenden Leuten, Mönchen und Rittern in die Seele zu legen, macht uns solche Ausnahme besonders werthvoll.

„Der „Trompeter," sagt Ludwig Salomon, ist eine der anmuthigsten und liebenswürdigsten Schöpfungen unserer neueren Poesie. Die Handlung ist zwar nicht besonders festgefügt, und die Rhythmik zeigt manche burschikose Nachlässigkeit, aber der ganze Ton der Dichtung ist so frisch, so herzerquickend, die verschiedenen Personen sind so prächtige, liebenswerthe Menschen, die vielen bunten Situationsbilder so lebenswahr, so packend, daß wir uns dem Zauber des reizvollen Epos nicht wieder entziehen können, sind wir einmal mit dem Dichter in das Schwarzwalddunkel eingetreten."

Die Anregung, die dichterische Ideenfülle, den frischen, kecken, gemüthvollen Humor, der dem Gedichte einen wundervollen Zauber verleiht, brachte, so schreibt ein dritter Biograph, der damals Sechsundzwanzigjährige aus dem Schwarzwalde mit, dessen stärkender Waldesduft uns aus jedem Verse des köstlichen Gedichtes entgegenweht, mit nach Italien. Zahlreiche, zum Theil schon früher entstandene Lieder verflocht Scheffel darin und gab dadurch der realistischen Darstellung einen hoch poetischen Reiz. Die Lieder selbst wurden mehrfach komponirt; zuletzt hat Viktor Neßler's Benutzung dieses Gedichtes zu seiner bekannten Oper, in welche verschiedene von den Liedern wörtlich hinüber genommen wurden, diesen eine im weitesten Sinne volksthümliche Verbreitung gegeben. Hatte der Komponist für den Erfolg seiner Oper viel dem Dichter Scheffel und der Volksthümlichkeit seines Gedichtes zu danken, so wurden auch Scheffels Lieder durch die Oper in die weitesten Schichten des Volkes getragen, denen sie früher bei aller Volksthümlichkeit doch verschlossen geblieben waren."

Der literarische und kaufmännische Erfolg des „Trompeters" ist ohne Beispiel, bis jetzt ist er in etwa 140 Auflagen und Ausgaben verbreitet. Der „Trompeter" entstand 1853 und erschien 1854, allein es vergingen einige Jahre, bevor er zur Geltung gelangte; dann aber ging es rasch mit den Auflagen und damit war Scheffel's Stellung in der Literatur sicher begründet. In bewußtem und gewolltem Gegensatz zur herrschenden Tendenzpoesie sowohl, als zu jener blassen Sentimentalität, die namentlich mit Redwitz' Amaranth in die weitesten Kreise eingedrungen war, schallte der „Sang vom Oberrhein" in kecker und fröhlicher Naturwüchsigkeit in die Welt hinaus. In froher Frühlingsahnung war er dem Dichter

aus dem Herzen gesprungen und wie Frühlingswehen mächtig und gelind weckte er weithin in den Herzen neues Knospen und Blühen. Durch Stoff, Behandlungsart und zahlreiche Einzelnheiten sich entschieden der romantischen Richtung anschließend, hob der „Trompeter von Säckingen" sich gleichwohl sofort markig und vortheilhaft von den landläufigen Dichtungen ähnlicher Art ab. Da war nichts zu verspüren von jener nebelhaften Verwaschenheit, jenem falschen poetischen Duft, der Alles in den Schleier blauer Ferne hüllt, da traten die Konturen scharf und deutlich heraus und die Farben flossen nicht in eintöniges Grau zusammen, sondern leuchteten frisch und hell, ob nun Menschen und menschliches Treiben oder Strom, Berg und Wald geschildert waren. In treuem, verständlichem Bilde trat die Vergangenheit der Gegenwart nahe.

Wir sehen hier Scheffel bereits auf dem Wege zu „Ekkehard".

Ekkehard.

Trotz der heitern Tage von Heidelberg fühlte sich Scheffel auch zu einer ernsten und großen Dichtung aufgeregt, zu dem Roman „Ekkehard", dem Bedeutendsten, was der Dichter geschaffen hat. Den ersten Impuls zu diesem Roman empfing Scheffel, als er Pertz' „Monumenta Germaniae" studirte und dabei auf die St. Galler Klostergeschichte stieß, die der Mönch Ratpert begann und Ekkehard IV. bis an's Ende des 10. Jahrhunderts fortführte. Verschiedene Episoden dieser schlichten Klosterchronik mutheten ihn so an, und beschäftigten seine Phantasie so lebhaft, daß er nun die eingehendsten Lokalstudien machte und auf diese schließlich das große Gebäude seines Romans aufbaute. Der Schauplatz dieses Romans umfaßt die Gaue diesseits und jenseits vom Schwarzwald bis zu den Appenzellerbergen, und spielt sich besonders auf der Burg Hohentwiel und in den Klöstern von St. Gallen und Reichenau ab. Trotz der Fülle des gelehrten Materials, welches in der Erzählung aufgespeichert ist, tritt dasselbe dem Leser doch nirgends mit der anspruchsvollen Zudringlichkeit entgegen, wie das in den neueren archäologischen Romanen bis zum Ueberdruß der Fall ist. In Scheffel's Ekkehard ist eben das wissenschaftliche Material vollständig verarbeitet; die gelehrten Studien des Dichters verrathen sich durch nichts Anderes, als durch die bis in's Kleinste treue, landschaftliche und volksartige Schilderung. Die Zeit und die Gegend, worin die Geschichte der lieblichen Herzogin Hadwig von Schwaben und des herrlichen poesieumwobenen Mönches Ekkehards spielt, gewinnen

vor uns anschauliches und fesselndes Leben; die Menschen, welche das romantische Land bevölkern, scheinen mit ihrem Denken, Empfinden und Handeln in den scharfen Umrissen, in denen sie gezeichnet sind, wirklich jener gewaltsamen Zeit enthoben zu sein. Das Leben in den Burgen und Schlössern, der Fürsten und Großen, in den Klöstern, in den Hütten der Landbewohner gewinnt vor uns Gestalt; kein Verhältniß, keine Beziehung der Zeit bleibt unberührt, ja selbst von den Einfällen der Hunnen erhalten wir anschauliche Kunde, ohne daß uns auch einmal nur das Bestreben, belehren zu wollen, entgegentritt. Dabei ist die Schürzung des Konflikts von ergreifender Tragik.

Die Geschichte des „Ekkehard" ist einfach: Hedwiga, die regierende Herzogin in Schwaben, Wittwe des alten Herzogs Burkard, noch jung und schön, energischen und stolzen Charakters, lernt bei einem Besuch im Kloster St. Gallen den Mönch Ekkehard kennen und liebgewinnen. Sie hatte nämlich als Schutzherrin der Abtei Eingang in dieselbe verlangt; der Abt wagte nicht, die mächtige Herzogin zurückzuweisen, und doch durfte nach der Regel des heil. Benedikt keine Frau die Schwelle des Klosters betreten. Da riß ihn der junge und gelehrte Mönch Ekkehard aus der Verlegenheit, indem er den Rath ertheilte, die Herzogin über die Schwelle zu tragen. Er selbst erhielt den Auftrag, dies auszuführen und die Herzogin ließ sich gerne von dem jungen, schönen Manne in die Arme schließen. Als sie in wiederholten Unterredungen den edlen Sinn und die Gelehrsamkeit Ekkehard's kennen lernte, erbat sie sich denselben auf ihre Veste Hohentwiel, um von ihm in der lateinischen Sprache unterrichtet zu werden. Die Neigung, welche die Herzogin schon bei ihrem Besuch im Kloster zu dem liebenswürdigen Ekkehard gefaßt hatte, entwickelte sich bei dem nahen Zusammenleben zur innigen Liebe, die der unerfahrene Mönch nicht verstand. Später, als er selbst von Liebe zu der hohen Frau ergriffen wurde, suchte er aus Gewissenhaftigkeit und Pflichtgefühl Erklärungen auszuweichen, so als ihm die Herzogin zum Kampf gegen die Hunnen das Schlachtschwert ihres verstorbenen Gemahls überreichte. Diese Kälte mußte die Herzogin verletzen, ihre Liebe verwandelte sich in Geringschätzung und Haß. Aber je mehr sie ihn jetzt zurückstieß, desto mächtiger wurde seine eigene Leidenschaft, so daß, als er einst mit ihr in der Burgkapelle zusammentraf, er alle Besinnung verlor, sie stürmisch an seine Brust riß und ihr Gesicht mit Küssen bedeckte. Er wurde dabei von feindlich gesinnten Mönchen überrascht, die ihm mit den härtesten Strafen drohten und ihn bis zum

Tage des Gerichts einsperrten. Da erbarmte sich die Griechin Praxedis, die Gesellschafterin der Herzogin, des Unglücklichen, und verhalf ihm zur Flucht. Er kam auf derselben in das Land Appenzell, wo er im Wildkirchlein als Einsiedler lebte, die verlorene Ruhe wieder gewann und das schöne Lied Waltharius aus der deutschen Heldensage in lateinischer Sprache schrieb, von welchem Scheffel eine vorzügliche Uebersetzung giebt. Als der Winter anbrach, verließ Ekkehard seine Einsiedelei, aber man erfuhr nicht, wohin er sich gewendet. Nur so viel wurde bekannt, daß er bei der Burg Hohentwiel vorüberging und sein der Herzogin gewidmetes Waltarilied mit einem Pfeil in die Burg schoß.

So einfach die Geschichte ist, so reich ist die Ausführung, die mit großer Klarheit fortschreitet und immer lebendigeres Interesse erregt. Die Charaktere, mit psychologischer Schärfe gezeichnet, werden durch ihre Reden und Handlungen zur lebendigsten Anschaulichkeit gebracht. Außer den beiden Hauptpersonen, deren Eigenthümlichkeit schon aus der kurzen Skizze hervorgeht, die wir eben mitgetheilt haben, nehmen noch mehrere Personen vorzugsweise unsere Aufmerksamkeit in Anspruch. Zunächst tritt uns die Griechin Praxedis entgegen, deren orientalische Sinnlichkeit und heitere Gemüthsstimmung den schönsten Kontrast zur stolzen und bei innerer Gluth doch äußerlich kalten Herzogin bildet. Praxedis erkennt die Neigung derselben und ist bestrebt, dem blinden Mönch die Augen zu öffnen, ohne die Herzogin bloß zu stellen; sie zeigt ihm mit weiblichem Scharfsinn den besten Rath, den er befolgt, ohne dessen Zweck zu begreifen. Ueberall erscheint sie als mild und wohlthätig, überall nimmt sie sich des Unglücklichen an. Das humoristische Element vertreten der irische Leutpriester Moengall, und Spazza, der Kämmerer der Fürstin. Beide hassen die Pfaffen und deren Ränke, Beide sind lebensfroh, Beide kämpfen wacker gegen die Hunnen, Moengall, als ein halbwilder Höhlenbewohner mit der Keule, Spazza als ein im Waffenhandwerk geübter Ritter mit Speer und Schwert. Das ächt pfäffische Wesen vertritt der Kellermeister des Klosters Reichenau, der den armen Ekkehard mit aller Rachsucht verfolgt, deren ein Mönch fähig ist, der Alles für erlaubt hält, was heimlich geschieht, dagegen unerbittlich streng ist gegen Das, was in Gegenwart Anderer gethan wird. Trefflich gezeichnet sind ferner der mysteriöse Alte in der Heidenhöhle, der sich als der abgesetzte Kaiser Karl der Dicke zu erkennen giebt, dann der blödsinnige Mönch Heribald, der Klosterschüler Burkhard, der gefangene und hierauf getaufte Hunne Kappen, die beiden Anführer der Hunnen, das

Heideblümchen Erika, das während des Kampfes auf Moengall einen so mächtigen Eindruck macht, der Wächter Romeias mit seiner rauhen aber tiefen Liebe zur schönen Griechin, die Waldfrau, die Einsiedlerin Wiborada und wie die Andern alle heißen. Nicht zu vergessen sind die leibeigenen Kinder Audifax und Hadumoth, deren Liebe und Geschick eine höchst anziehende Episode bildet.

Auch in der Schilderung ist Scheffel ein Meister; wir erwähnen nur die Darstellung des Klosterlebens in St. Gallen und in Reichenau, die Beschreibung des Hunnenzugs und der Hunnenschlacht, die Schilderung des idyllischen Hirtenlebens in Appenzell u. A. m.

„In kampfbewußtem Gegensatz, sagt Proelß, zur wortklaubenden Alterthümelei und zu einer rhetorisch abgeflachten Poesie schrieb er in seiner Vorrede zu dieser klassischen, nun bereits in 83 Auflagen vorliegenden Dichtung, daß der historische Roman ein Stück nationaler Geschichte sein solle „in der Auffassung des Künstlers, der im gegebenen Raume eine Reihe Gestalten scharf gezeichnet und farbenhell vorüberführt, also daß im Leben, Ringen und Leiden der Einzelnen zugleich der Inhalt des Zeitraumes sich wie zum Spiegelbild zusammenfaßt.“ Und ferner heißt es: „Das Sammeln alterthümlichen Stoffes kann wie das Sammeln von Goldkörnern zu einer Leidenschaft werden, die zusammenträgt und zusammenscharrt, eben um zu scharren, und ganz vergißt, daß das gewonnene Metall auch gereinigt, umgeschmolzen und verwerthet werden soll.“ Ja, verwerthen wollte er seine Funde, die ihm das Studium der deutschen Vergangenheit vermittelt, zum Nutzen der Gegenwart. Er wollte mit seinen Darstellungen vergangenen Lebens wirken in der lebendigen Wirklichkeit, aber diese nicht fliehen und sich an den Flimmerglanz einer rosig verklärten und künstlich verschönerten Vorwelt berauschen. Der nüchternen Gegenwart wollte er Vertreter eines genußfreudigeren und naiveren Geschlechts vorführen, die von ihrem Dasein mehr hatten, als die abgehetzten und nervenkranken Söhne der Gegenwart, weil sie naiver und gesunder waren als diese.

Seine Poesie bezeichnet er selbst als einen Theil einer allgemeinen Bewegung: „In allen Gebieten schlägt die Erkenntniß durch, wie unsäglich unser Denken und Empfinden unter der Herrschaft der Abstraktion und der Phrase geschädigt worden; da und dort Rüstung zur Umkehr aus dem Abgezogenen, Blassen, Begrifflichen zum Konkreten, Farbigen, Sinnlichen, statt müßiger Selbstbeschauung des Geistes Beziehung auf Leben

und Gegenwart, statt Formeln und Schablonen naturgeschichtliche Analyse, statt der Kritik schöpferische Produktion“.... „Zur Herstellung fröhlicher, unbefangener, von Poesie verklärter Anschauung der Dinge“ sollte auch der Ekkehard einen Beitrag geben, „und zwar auf dem Gebiet unserer deutschen Vergangenheit“. So wandte Scheffel mit vollem Bewußtsein das Prinzip des Realismus auf das Stoffgebiet der Romantik an und das ist das Geheimniß der großen Wirkung seines Dichtens auf seine Zeitgenossen, das macht ihn zu einem modernen Dichter im strengen Sinne des Wortes und trennt ihn weit von der Sippe seiner formalen Nachahmer. Das Prinzip ließ ihn nur solche Herzenskämpfe, Begebenheiten und Persönlichkeiten darstellen, die seine eigene Persönlichkeit und sein eigenes Erleben ihm vertraut und sympathisch machten; nur was er innerlich mit- und nachleben konnte, gestaltete er poetisch und darum wirkt auch Alles, was diesem Prinzip in seinem Schaffen entspricht, so wundersam lebendig und ächt. Ebenso schilderte er keine Landschaft, keine Oertlichkeit, in der er selbst nicht zuvor heimisch geworden: den Ekkehard begann er in der St. Galler Abtei und vollendete ihn in dem Gasthaus auf dem Abhang des Hohentwiel über Singen. Er sang nicht seine Phantasien von Rodenstein's wilder Jagd, ohne das Rodensteiner Schloß im Odenwald besucht zu haben und selbst auch die unbedeutendste Scenerie, die im „Trompeter“ malerische Staffage bildet, ist der Natur entnommen. Daher die Aechtheit auch des Lokalkolorits in Scheffel's sämmtlichen Schöpfungen.

In Donaueschingen.

Nach der Vollendung des „Ekkehard“ unternahm Scheffel eine zweite Reise nach Italien, von der er mit wehmüthigen Erinnerungen zurückkam. In der Folge hielt er sich, theils im Anschluß an den Poetenkreis König Max' II. in München, theils in der Schweiz (bei seinem Freunde, dem Dichter und Oberrichter Eduard Dössekel in Seon im Aargau auf (s. Scheffel's Beziehungen zur Schweiz).

Unser Dichter war etwas über 30 Jahre alt, als er 1856 in München einen Ruf nach Donaueschingen erhielt, um die große Bibliothek im fürstlichen Schlosse zu ordnen. Zu der letzteren war ein großer Theil der berühmten Bücherei des verstorbenen Freiherrn v. Laßberg auf Schloß Meersburg am Bodensee gekommen, und da waren altdeutsche Chroniken,

Pergamente, Inkunabeln vom höchsten Werthe beisammen, welche dringend einer Sichtung bedurften.

Fürst Karl Egon von Fürstenberg war auf den jungen Schriftsteller und Sprachforscher Scheffel aufmerksam gemacht worden und hatte demselben die Stelle eines Bibliothekars in Donaueschingen übertragen. Es war just in den Tagen, als der Ruhm des Dichters des „Trompeters von Säckingen" anfing, in allen deutschen Städten zu ertönen, als man an stillen Sommertagen durch die Parkwege und Gebüsche des berühmten Schloßgartens von Donaueschingen einen gebeugten Mann dahinschreiten sehen konnte, welcher jedem Begegnenden ängstlich aus dem Wege ging und sich mit einem Buche in der Hand in die entlegensten Gebüsche zurückzog: Viktor Scheffel. Sein Aeußeres deutete auf einen trübsinnigen, unglücklichen, ja mit der Welt zerfallenen Menschen. Er war auffallend hager, das Auge lag tief in den Höhlen, das Gesicht schien abgehärmt in Schmerz und Kummer. Doch fehlte der Gestalt eine angeborne Haltung nicht, welche erkennen ließ, daß man es mit einem ungewöhnlichen Manne zu thun hatte. Den einsamen Mann im Garten, in der Bücherei des Schlosses und in der eigenen einsamen Studierstube schien nur immer und überall ein Gedanke zu beschäftigen, ein großer Schmerz zu verfolgen — und so war es in der That.

Viktor Scheffel hing dem Schmerz über den Tod seiner Lieblingsschwester nach, welche auf seinen Wunsch zu ihm nach München gekommen und dort gestorben war. Er machte sich den Vorwurf, daß sein Egoismus es gewesen, welcher das blühende Mädchen in das veränderliche Klima der Isarstadt gezogen, dem dasselbe zum Opfer gefallen war. Er konnte sich von diesem Gedanken nicht losmachen, und das leichtbewegte Gemüth des Dichters wurde davon förmlich gemartert. Da gab es nur einen Weg, um demselben zu entrinnen: der Gang in die Bibliothek zu den literarischen Schätzen des Donaueschinger Schlosses und des Schloßherrn von Meersburg. Und die Zeit des Schmerzes war auch die Zeit der großen fruchtbringenden Arbeit für den Dichter! Da vertiefte er sich in die Schriften des Mönches von St. Gallen; er sichtete die Gedichte von den Nibelungen und von Gudrun; er forschte nach den Gesängen von Ermanarich, Attila, Theodorich, bei denen einst, wie Scherer sagt, die deutschen Herzen erbebten. Mit den Sagen von Hildebrand und Hadubrand gab er sich in einsamen Nächten ab. Ulfilas, germanisches Heidenthum und Christenthum, Merowinger und Karolinger und die geheimnißvolle Zeit der Völkerwanderung

traten dem Dichter näher, und wenn er aus den Wäldern der grünen Baar hinaustrat gegen den Bodensee, dann sah er das „gelobte Land" seiner Poesie zu seinen Füßen: den Hohentwiel, Hohenkrähen, die ewigen Schneehäupter der Schweiz im Hintergrunde, durch welche die großen Völkerstraßen nach der Urheimath der deutschen Kultur ziehen. Und wie fühlte er sich verwandt mit diesem Boden! War er nicht selbst ein Theil desselben, ein Stück von der alten schwäbischen Erde, deren Volksleben er von Jugend auf belauscht hatte, nicht nach oberflächlicher Beobachtung, sondern mit tief nach der Vergangenheit spürenden Sinnen? Vielleicht war es der große Seelenschmerz, der diese ausgeprägte Eigenthümlichkeit Scheffel's nur noch verschärfte. Mit großer Spannung wurde seiner Ankunft entgegengesehen. Die Persönlichkeit des Dichters rief unter den Beamten und in der Frauenwelt von Donaueschingen eine allgemeine Enttäuschung hervor. Trotz des freundlichen Entgegenkommens der gebildeten Gesellschaft verharrte der Dichter in seiner abgeschlossenen und abwechselnden Lebensführung. Man machte verschiedene Versuche, ihn in ihre Cirkel und zu ihren Unterhaltungen heranzuziehen; aber Scheffel wich den Einladungen aus. Bei festlichen Gelegenheiten jedoch im Schlosse, bei den Vorstellungen im Theater wirkte er insofern mit, als er Prologe verfaßte, und es existiren aus jener Zeit noch einige Gelegenheits-Gedichte von ihm, welche sich durch prächtige Sprache und Diktion auszeichnen. Dieselben wurden in Donaueschingen gedruckt und an die Beamten des Fürsten vertheilt. Eine räthselhafte Erscheinung ist es auch, wie ein vom Schmerz niedergedrückter Geist sich in solcher Weise, wie Scheffel es that, in die alten Urkunden, in die Nibelungen, in die Chronik von St. Gallen, in Osterdingen's Lieder versenken konnte. Auch in dieser Zeit war es ein weibliches Wesen, welches allein im Stande war, ihn aufzurichten und mit der Welt in einige Berührung zu bringen, eine Cousine aus Groß-Laufenburg (Frln. H.), die zuweilen nach Donaueschingen kam, um ihn zu besuchen. Bei alledem war Scheffel's Stelle doch zu gering bezahlt, als daß er länger hätte bleiben mögen.

Die geologisch nicht uninteressante Gegend, wo der granitne Schwarzwald hart an den schwäbischen Jura, diesen Lieblingsaufenthalt der Ichthyosauren stößt, wo in nicht bedeutender Entfernung die Molassehügel sich zum See hinabsenken, durchbrochen vom eruptiven Klingstein mit dem seltenen Nathrolith, hat wohl in unserm Dichter jene köstlichen geologischen Lieder geweckt, die namentlich bei der allen Theilnehmern unvergeßlichen

Naturforscher-Versammlung zu Karlsruhe im Jahre 1858 so ungetheilten Jubel hervorriefen. Aber alle diese geologischen Merkwürdigkeiten konnten Scheffel nicht länger fesseln. Er mußte vorwärts streben, seinem Ziele entgegen. Man war an einem mitteldeutschen Hofe auf den Dichter aufmerksam geworden; es kamen von dort Anträge, die sich nicht umgehen ließen, wenn er auf sein Fortkommen bedacht sein wollte. Scheffel entschloß sich nur ungern, Donaueschingen und die Baar zu verlassen; aber er kam ja zu neuen literarischen Schätzen im Herzen Deutschlands, die ihm ein neues Feld erschließen und seinen Gesichtskreis erweitern sollten. Der Großherzog Alexander von Sachsen-Weimar lud ihn zu sich ein und forderte ihn auf, wie den Hohentwiel so auch die Wartburg durch eine Dichtung zu verherrlichen. Allein es blieb bei bloßen Versuchen, wie wir in der Folge sehen werden.

Spätere Dichtungen.

Die Lieder des „Gaudeamus" sind schon früh entstanden, fast alle in Heidelberg, wenn der Dichter in den Fünfziger Jahren auf Wochen oder Monate auf „Nr. 8" im Holländer Hof" einkehrte. Wir haben schon gesagt, daß Scheffel von seiner italienischen Reise, von Sorrent nach Heidelberg zurückkehrte, um sich für das akademische Lehramt vorzubereiten. Ein Augenleiden nöthigte ihn jedoch wiederholt, seine Studien zu unterbrechen; auch klappte er wohl gerne von Zeit zu Zeit seine Folianten zu, um in die blühende Welt hinaus zu ziehen und frohe Wanderlieder zu singen oder sich in den Kreis lustig pokulirender Freunde zu setzen und heitere Trinklieder anzustimmen. Besonders gerne verkehrte er in dem schon erwähnten „Engern", der, nach seinem eigenen Ausspruch, den Mittwoch in den Donnerstag zu verlängern bei goldenem Rheinwein oft beflissen war. Für diesen Kreis, dem außer Häußer auch der Publizist Rochau angehörte, dichtete er eine Reihe Trink- und Gesellschaftslieder, in welchem er einem in hohem Grade barocken und originellen Humor die Zügel schießen ließ. Als die gelungensten sind der Sang vom „Schwarzen Walfisch zu Askalon", die „Lieder vom Rodensteiner", „Pumpus und Perusia", die „Teutoburger Schlacht", „Hildebrand und sein Sohn Hadubrand", „die Maulbronner Fuge" und die ergötzlich poetischen Purzelbäume, die er in der Anthropologie, der Geologie, der Geognosie u. s. w. schlug, die wundersame Historie vom Pfahlmann, vom weltschmerzelnden Ichthyosaurus,

der zu tief in die Kreide kommt, vom verliebten Basalt, vom Megatherium, vom Tazzelwurm u. s. w. zu nennen. Später sammelte er diese Lieder und gab sie 1868 mit noch andern, Reisebildern aus Italien, Festliedern ꝛc. unter dem Titel „Gaudeamus! Lieder aus dem Engern und Weitern" in Stuttgart bei J. B. Metzler im Druck heraus. Alle fanden, besonders bei der akademischen Jugend, die viele von ihnen in ihre Kommersbücher hinübernahm, sofort einen solchen Beifall, daß schon 1869 die zweite Auflage nöthig wurde.

In Eisenach studirte Scheffel die Kulturgeschichte der Minnesänger, aber zu der gewünschten größern Dichtung kam es nicht. Es entstand dagegen aus diesen Studien „Frau Aventiure, Lieder aus Heinrich von Osterdingen's Zeit". Es sollte ein Roman von der Wartburg werden, ein Werk in großem Style, dessen Bestandtheile der Hof des Thüringer Landgrafen, Minnesang und Kreuzzugs-Abenteuer abgegeben hätten, dazu noch die Donau-Landschaft und der geheimnißvolle Verfasser des Nibelungen-Liedes, der bekanntlich, schreibt R. Artaria in der „Gartenlaube", seine Phantasie stark beschäftigte. Ein Stück dieses Romans, die Erzählung des Ritterknaben Juniperus vor Akkon ist vollendet und der Welt übergeben, das Andere wird wohl auf immer für sie verloren sein, trotz der in der Presse umgehenden Gerüchte von druckfertigen vollendeten Arbeiten.

Sicher aber entstammt jenem Romanentwurf und dem Bedürfniß nach Proben höfischer Poesie, bezw. nach ungedruckten Liedern der bekannten Größen, ein Theil der „Aventiure"-Lieder, die später vermehrt und 1863 als selbständiges Ganzes herausgegeben wurden. Die Welt wußte nicht recht, was aus diesem Buche machen und Scheffel selbst schrieb im Jahre 1869 in seiner tiefen Enttäuschung über den Erfolg: „Als Poet habe ich mit dem Heidelberger „engern" Humor (dem „Gaudeamus") eine eigentlich wehmüthige Erfahrung gemacht: mein ernsthaft gemeintes und aus mühsamen historischen Forschungen heraus gewachsenes Büchlein „Frau Aventiure" schleicht seit 1863 durch die Literatur und bringt's trotz aller Anerkennung Sachverständiger kaum nach sechs Jahren zu einer neuen Auflage. Die durstigen Studentenlieder aber, welche im November v. J. erschienen, waren mit allgemeinem Halloh schon im Dezember vergriffen!"

Trotz der im Anfang kühlen Aufnahme, welche „Frau Aventiure" fand, giebt es doch heut zu Tage Viele, die sich gerne in die tiefsinnige Schönheit ihrer Lieder versenken und ihren Duft einsaugen wie die Blume

alten Rheinweins. Manches steht darin den alten Meistern zugeschrieben, das des Dichters eigenes Herz in Schmerz und Freude bewegte, ebenso wie das Trompeterlied: „Das ist im Leben häßlich eingerichtet" existirte, ehe der „Trompeter" geschrieben war.

Dr. Ludwig Holthof hält dafür, daß der Verbreitung der „Frau Aventiure" offenbar ihr Titel entgegengestanden, der Anderes vermuthen läßt als der Inhalt darbietet, denn sie gibt uns nicht etwa eine sklavische Reproduktion mittelalterlicher Poesien, sondern frisch gesungene Weisen, die uns wohl den Geist verklungener Zeiten zurückführen, ihn aber frei von jeder beengenden Schranke, sei es der Formgebung, sei es des Gedankengehaltes, als den Hauch gesunder Menschenempfindung auf uns einwirken lassen. Scheffel hat es auch hier verstanden, historische Anschauungen in dichterischem Bilde erscheinen zu lassen, aber ungleich besser noch als beim „Ekkehard" ist es ihm gelungen, seiner Darstellung allen gelehrt-antiquarischen Anstrich fernzuhalten. Wenn er die Bamberger Domchorknaben auf ihrer Sängerfahrt begleitet, oder wenn er die fahrenden Schüler aus der Salzburger Provinz ihr Psalterium anstimmen läßt, dann bekommen wir Lieder zu hören, so jugendfrisch und hell, wie sie nur je gesungen worden sind.

Fast völlig verschollen war eine Zeitlang ein beinahe gleichzeitig mit dem „Ekkehard" erschienenes Werk, äußerlich allerdings geringen Umfanges, die Novelle „Hugideo", 1857 zuerst abgedruckt in den Westermann'schen Monatsheften und aufgenommen in den „Novellenschatz" von Paul Heyse. Scheffel lieferte den Westermann'schen Monatsheften noch mehrfache Beiträge, so drei später nicht wieder abgedruckte Bilder aus dem südlichen Frankreich, „Ein Gang zur großen Karthause", „Avignon", und „Ein Tag am Quell von Vaucluse".

Aus einer spätern Schaffensperiode rühren die „Bergpsalmen" her, eine hymnenartige Schilderung der Alpenwelt, und das Idyll „Waldeinsamkeit". Was Scheffel seither noch hervorgebracht, beschränkt sich auf einige Gelegenheitsgedichte. Sein letztes, sein Schwanengesang, war wohl das Festlied zur Heidelberger Universitätsfeier.

Im Gesammtwerth und in der Gesammtschätzung müssen diese Werke alle zurücktreten, so daß uns eigentlich nur der „Trompeter", „Ekkehard" und „Gaudeamus" als die Summe des Scheffel'schen Sanges verbleiben. Unserm Dichter gelang stets der erste Wurf am besten, während wiederholte Versuche z. B. in der Manier und Richtung des „Ekkehard" schwächer

auszufallen pflegten. Das entging dem scharfen Verstande und der Ehrlichkeit des Dichters nicht und lähmte bei seiner großen Bescheidenheit die Schaffenskraft und Schaffensfreudigkeit.

Zu Radolfzell.

. . . . „Es war zu Pfingsten 1881, erzählt Dr. G. Finsler, als wir eine fröhliche Schaar von acht wirklichen und ehemaligen Studenten eine Pfingstfahrt in's Hegau machten und den Hohentwiel besuchten. Am Pfingstmontag wollten wir Scheffel in seiner neuen Villa auf der Mettnau, der äußersten Landzunge, die in den Untersee vorspringt, einen Besuch abstatten. Es war eine herrliche Kahnfahrt über den klaren Spiegel des Sees! Rein zum Singen und Jubeln! Nicht lange, so knirschte der Kies unter den Kielen und wie wir an's Land sprangen, kam Goldi der Pfau und begrüßte uns mit seinem schönsten Rad.

Gastlich öffneten sich uns die Thore der Mettnau. Es ist ein zierlicher Bau in deutschem Renaissancestyl mit einer herrlichen Ausstattung. Die Aussicht ist auf allen Seiten hin gleich schön; nach Westen fällt zumeist der hohe Twiel in's Auge, nach Süden und Osten die Fluthen des See's und die fernen Alpen. Hier mochte es Scheffel zu Muthe sein, wie er es in seinen „Bergpsalmen" den Bischof hat aussprechen lassen:

Du hast eine Ruhe, ein Obdach gefunden,
Hier magst du gesunden,
Hier magst du die ehrlich empfangenen Wunden
Ausheilen in friedsamer Stille.

Bald war eine fröhliche Tafelrunde hergestellt; aus einem im Kahne mitgeführten Korbe stiegen verheißende Flaschen und es begann ein regelrechter Frühschoppen. Der Dichter war in liebenswürdigster Stimmung. „Ja," sagte er, „die Studenten! so gut bekommt man's im Leben nicht wieder." Und dann erzählte er viel von Heidelberg; mir ist besonders viel im Gedächtniß geblieben, wie er eine Kneipreise an die Bergstraße beschrieb. „Nach etlichen Tagen kehrten wir mit dem Zuge ganz früh am Morgen nach Heidelberg zurück. Aber o weh, als ich eben ausstieg, da stieg auch mein Vater aus, der sich in Heidelberg von den Studien seines Sohnes überzeugen wollte. Das war eine sehr betrübende Begegnung für den alten Herrn."

Er klagte auch etliches über die Reporter, welche ihn oft heimsuchten. „Viel mehr freue ich mich, wenn ich merke, daß ich auch dem Volk bekannt geworden bin. Da spazierte ich einst mit meinem Sohne auf den Hohentwiel. Am Grenzpfahl unterhalb des Berges stand eine Bude mit Photographien und die Verkäuferin streckte mir ganz harmlos mein eigenes Bild hin und forderte mich auf, es zu kaufen. — „Was ist denn das für ein Kerl?" fragte ich. — „O bitte," versetzte sie eifrig, „das ist kein Kerl! Das ist ja der Herr Doktor Scheffel, der uns das schöne Buch über den Hohentwiel geschrieben hat". — „So," sagte ich, „was ist denn aus dem geworden?" — „Ach," sagte sie, „der ist nun schon lange todt; aber es war ein sehr guter Herr!"

So verging eine Stunde in vergnüglichem Gespräch; endlich hieß es scheiden. Scheffel begleitete uns über die langgestreckte Halbinsel, an deren Ende uns die Kähne erwarteten. Er berichtete uns, daß er mit den Fischern von Reichenau und Ermatingen in heftigem Streit liege, weil diese bei hohem Wasserstand, wenn die Landzunge überfluthet sei, das Fischereirecht auf derselben beanspruchten. Er hatte ganz draußen einen Vogelstand auf vier Pfählen errichtet; da behaupteten nun die Reichenauer, den hätte er gebaut, um auf sie zu schießen, wenn sie kämen, und einer schrieb in seiner Wuth auf die Bretter der Hütte die denkwürdigen Worte: „Herr von Scheffel, Sie werden keines natürlichen Todes sterben!"

Wir stiegen in den Kahn, Scheffel winkte noch einmal mit der Hand und wandte sich dann nach dem Hause zurück. Wir haben ihn nicht wieder gesehen."

Scheffel zu Hause.

Die Familie Scheffel stammt nach einer Mittheilung der „Augsburger Abendztg." aus der ehemals freien Reichs-, jetzt badischen Amtsstadt Gengenbach im Kinzigthal; der Großvater des Dichters war der letzte Stiftsschaffner (Domänenverwalter) des reichsunmittelbaren Benediktinerstifts Gengenbach.

Der Vater Scheffels, badischer Genieoffizier, war ein herzguter, biederer und schlichter Mann, der sich allgemein vollster Liebe und Verehrung erfreute. Beide Ehegatten starben, die Mutter zuerst, im Februar 1865, der Vater vier Jahre nach ihr im Winter 1869.

Scheffel war, wie die meisten großen Dichter, ein ächter Sohn seiner Mutter; von ihr, einer lebhaften, aufgeweckten, allen schöngeistigen Bestrebungen mit Liebe zugethanen Frau, hatte er seine lebhafte Phantasie, seinen Humor, seine dichterische Begabung geerbt; sie war ihm Mutter, Freundin und Beratherin zugleich, sie regte ihn zur Produktion an, besprach mit ihm seine Entwürfe, freute sich mit ihm seiner Erfolge. Sie selbst hat eine Anzahl schön und tief empfundener poetischer Ergüsse hinterlassen. Scheffel trug sich unmittelbar nach ihrem Tode mit dem Gedanken, eine kleine Sammlung derselben für seine Freunde herauszugeben. Allein bei dem überstrengen Maßstabe, den er an Geisteserzeugnisse legte, die für die Oeffentlichkeit bestimmt sein sollten, ließ er den Gedanken bald fallen. Bemerkenswerth ist, daß der einzige Bruder des Dichters, der vor etwa 10 Jahren in Karlsruhe verstorbene Karl Scheffel, geistig und körperlich verkrüppelt war. Dagegen war seine Schwester Marie, die in jungen Jahren, im Jahre 1856 in München von der Cholera dahingerafft wurde, nicht nur ein schönes, liebenswürdiges Mädchen, sondern auch eine reichtalentirte Malerin. Scheffel war verheirathet mit Karoline, Freiin von Malzen, der Tochter des frühern k. bayerischen Gesandten in Karlsruhe, Adolf Freiherrn v. Malzen. Kurz nach dem Tode seiner Mutter ließ er sich mit seiner jungen liebreizenden Gattin in Karlsruhe nieder. Die Ehe, obwohl aus gegenseitiger Neigung geschlossen, war nicht glücklich; die Gatten verstanden sich nicht, die junge Frau konnte sich in das leidenschaftliche, reizbare Wesen des Dichters nicht finden, — kurz, nach jahrelangen Kämpfen und Aufregungen kam es eines Tages zu einem heftigen Auftritt, in Folge dessen die junge Frau das Haus verließ, um nicht mehr wiederzukehren. Wie die Blätter meldeten, ist kurz vor Scheffel's Tode noch ein Wiedersehen und auch eine Aussöhnung zwischen den seit 20 Jahren getrennt gewesenen Gatten zu Stande gekommen; Scheffel hatte in der wochenlangen Agonie wiederholt tiefe Sehnsucht nach seiner Gattin geäußert und auf Intervention eines Freundes eilte diese, welche in München lebte, nach Karlsruhe an das Sterbelager des Dichters. Scheffel hinterläßt einen Sohn Viktor, der sich der militärischen Laufbahn widmet und als Avantageur des 2. k. pr. Garde-Ulhanenregiments in Potsdam steht. Derselbe war (am 21. Mai 1867 zu Clarens in der Schweiz geboren), als die Eltern sich trennten, erst einige Jahre alt und blieb zunächst bei der Mutter, bis der Dichter durch einen Handstreich sich in den Besitz seines Kindes setzte und es fortan wie seinen Augapfel hütete.

Stadtpfarrer G. Längin in Karlsruhe, bekannt durch mehrere werthvolle Publikationen über Hebel, war kurz vor dem Tode der Mutter Scheffel's nach Karlsruhe übergesiedelt und hatte seine frühern Beziehungen zu Scheffel und seiner Familie fortgesetzt. „Auch unsere gemeinsamen Wanderungen," so erzählt er in der „Straßburger Post", wurden in den ersten Jahren wieder aufgenommen. Sie galten hauptsächlich den burgen- und rebenumkränzten Landschaften der nahen Rheinpfalz, wo Scheffel, besonders in Neustadt große Verehrung genoß und freundschaftliche Beziehungen angeknüpft hatte. Sonst lebte er in Karlsruhe zurückgezogen, er nahm an keinen Konzerten, Gesellschaften und Theater-Aufführungen Theil. Hingegen sah er gern einen Kreis von Bekannten um sich und nur wenn es einem allgemeinen Zweck galt, einem aufstrebenden Verein junger Männer sein Interesse zu zeigen — einmal auch in der Erinnerung an seine Mutter zu Gunsten des Frauensvereins, dessen Seele sie war — trat er aus seiner Abgeschlossenheit heraus.

„Im Ganzen macht man sich im Publikum eine völlig falsche Vorstellung von Scheffel's Wesen und Geistesart. Er hatte ja in reichem Maße die Gabe, wie seine Dichtungen zeigen, den Humor spielen zu lassen, und auch in den geselligen Zusammenkünften trat diese Seele hervor. Aber sein Humor war nicht ein Spielen und Witzeln mit Worten oder ein fließendes Aussprechen und Erfinden von geistreichen Wendungen und witzigen Bemerkungen, sondern sein Humor hatte etwas Schwerfälliges: er bewegte sich im Gebiete der Gelehrsamkeit, es sind seltsame Kontraste, Situationen, unerwartetes Zusammentreffen, überraschend gelehrte Bemerkungen, die er Jemandem in den Mund legt. Der Art war auch seine Unterhaltung. Er brachte da komische persönliche Erlebnisse vor, eigenartige Aussprüche aus Inschriften, Pergamenten und Begegnissen aus seinen Reisen, von denen er die Fülle in Vorrath hatte.

„Seine Haltung und sein Wesen war ein vorherrschend ernstes und gemessenes. Am meisten geht man fehl, wenn man ihn nach dem „Gaudeamus" und nach dem Werner und Freiherrn im „Trompeter" beurtheilt. Die Schlüsse, die man von da aus auf seine Lebensweise in unbegreiflicher Leichtfertigkeit zur Schädigung seines Charakters gemacht hat und heute noch macht, sind gänzlich grundlos und haben nicht den geringsten realen Anhalt. Hingegen war Scheffel von Jugend auf mit einer krankhaften Reizbarkeit und zum Theil heftigen Nervenaufregung behaftet, die mit den Jahren sich steigerte, durch kleine Anlässe oft hervor-

gerufen wurde und Veranlassung zu widerlichen Mißverständnissen und falschen Beurtheilungen wurde.

„Zum Hofe gestaltete sich, besonders in den letzten fünfzehn Jahren, seine Beziehung zu einer überaus freundlichen, und Großherzog Friedrich nahm an der Jubiläumsfeier des 50. Geburtstages im Jahre 1876 persönlich Theil und zeichnete den Dichter durch Verleihung des erblichen Adels aus."

Scheffel war, so schildert ihn Julius Wolff in der „National-Ztg.", über menschliches Maß hinaus, ein Mann von hoher kräftiger Gestalt und gerader Haltung, noch mit sechszig Jahren eine auch äußerlich achtunggebietende Erscheinung. Weil ihm die Brille etwas tief auf der Nase saß, so trug er, um hindurch sehen zu können, den Kopf hoch. Dieser selbst zeigte eine gesunde Gesichtsfarbe und vollen, dichten, wenn auch stark ergrauten Haarwuchs.

Ihm, der die Seligkeit glücklicher Liebe so schön besungen, blieb der Segen eines dauernden Liebesglückes versagt. Seine 1864 in Karlsruhe geschlossene Ehe wurde wie gesagt, nach kurzer Dauer geschieden. Er, dessen Wesen so durchaus von Heimathsliebe beseelt war, mußte an sich die Tragik erleben, die in den Worten Jung Werners angedeutet ist: „Einen festen Sitz hab ich veracht't, fuhr umstät durch's Revier", und dessen ganze Natur danach drängte, alle Lust dieser Welt mit vollen Zügen zu schlürfen, weil er berufen war, als ihr Verkündiger mit Sang und Klang durch das Leben zu ziehen, fand in seiner an sich urkräftigen Natur Hemmungen und Hindernisse, deren Einfluß ihm allzufrüh in den Becher der Lust bittere Wermuth mengte. Es steckte nicht nur etwas vom Temperament eines fahrenden Spielmanns der Vorzeit in ihm; auch sein Lebensgang erinnert an einen solchen. Bald finden wir ihn in entlegenen Bibliotheken, bald in Waldeinsamkeiten; bald an Fürstenhöfen, bald bei Landleuten als Gast; in Rom und Venedig, im Sarcathal und in der Provence, am Bodensee und am Traunsee, in Weimar, in Donaueschingen, in Heidelberg, und wieder in Karlsruhe wird er heimisch, aber erst spät eigentlich seßhaft. Und ein Zwiespalt war auch in seinem Gemüth, das bald sich weit der Freude öffnete und bald wieder blind für Schönheit und Glück, sich verlor in melancholische Träumereien. Ja selbst seine Begabung ersparte ihm nicht Konflikte und innere Kämpfe.

Scheffel's Beziehungen zur Schweiz

waren vielfache und herzliche. Nicht nur hatte er in St. Gallen, als er dort seine Studien für den „Ekkehard" machte, ungesucht zahlreiche Freunde gewonnen, er besuchte auch gerne die Berge des Landes und man fühlt nicht nur aus den Schilderungen des „Ekkehard" heraus, auch seine Abschiedsverse, die er in den Fremdenbüchern zurückließ, sagen uns, wie wohl er sich in den Bergen fühlte und wie sehr ihm die freie Gebirgsluft zusagte. Im alten Fremdenbuch des „Aescher" beim Wildkirchli im Appenzeller Land finden wir aus dem Jahre 1854 (10. Sept.) folgenden schönen Abschiedsgruß.

B'hüt Gott, mein lieber Aescherwirth,
B'hüt Gott, Du brave Frau!
Wie war bei Euch die Luft so lind,
Der Himmel prächtig blau.

Ist auch das Haus nicht riesengroß,
Es war mir eben recht;
Am wohlsten ist's im kleinen Nest
Dem biedern Mauerspecht.

Gegrüßt sei Eure Felsenwand,
Gegrüßt der ganze Berg!
Er ist mir wenig hoch genug,
Hier stand ich als ein Zwerg.

Gegrüßt sei auch die Nachbarschaft,
Die Herrn im Wolkenflor,
Der Säntis und der Alte Mann,
Der Kasten und Kamor.

Die stehen unerschütterlich
Auf festem Grunde da,
Und lachen ob dem Türkenkrieg
Und ob der Cholera.

Und käm' ich wieder auf die Welt
Ich ließ den ganzen Qualm,
Und zög' als Appenzeller Senn
Zum Aescher auf die Alm.

Dies Liedlein sang als Abschiedsgruß
Ein fahrender Scholar,
Der sieben Tag' und sieben Nächt'
Allhier zu Gaste war.

Er schleppte auf den Berg herauf
Viel alte Sorg' und Qual —
Als wie ein Geißbub jodelnd fährt
Er fröhlich jetzt zu Thal.

Mit vollem Recht sagt Dr. Georg Finsler in seinen Erinnerungen an Scheffel in der „Neuen Zürcher Zeitung“: Von den Tausenden von Verehrern Scheffels, die zum Waldsee nach Säckingen wallfahrten, sind es nicht die Süddeutschen allein, wir Schweizer nehmen den Dichter ganz in gleicher Weise für uns in Anspruch und Scheffel hat sich denn auch als allemannischer Dichter durch und durch gefühlt. Bei einem Besuche nahm er mich in seiner vertraulichen Weise beim Kniee und sagte: „Sehen Sie, wir mögen nun Schwaben oder Schweizer sein, wir allemannischen Männer haben einander gern!“ Das ist's; seine Sprache war unsere Sprache; er hat, ohne ein Dialektdichter zu sein, so geschrieben wie wir denken.

Gerne war er auch im Aargau zu Hause. Als der „Ekkehard“ erschien und der Verleger den Ladenpreis unerhört niedrig, auf einen Thaler ansetzte, und dabei zu Grunde ging, waren auch viele Hoffnungen Scheffel's damit verloren. Und nun stand er da, wie ein Narr, der auf offenem Markte redet, ohne daß die Leute ihn hören mögen. Ein empfindlicher melancholischer Poet kann darüber schwermüthig werden. Kurze Zeit darauf erzählten die deutschen Zeitungen, der junge Dichter des „Ekkehard“ sei in einer Schweizer Heilanstalt und ihm wäre besser, er wäre todt. Allein Scheffel genas und wurde dem Leben und der Literatur wieder gegeben.

„Es war im Frühjahr 1862,“ schreibt uns der greise Dichter und Oberrichter Eduard Dössekel in Aarau, „als Dr. Scheffel als Kurgast in die Kaltwasser-Heilanstalt Brestenberg am Hallwyler-See einzog. Ganz zufällig, ohne vorherige Berührung, trafen wir in einer freundlichen Wirthschaft zu Boniswyl zusammen. Von da an begann unser freundschaftlicher Verkehr. Wir besuchten uns gegenseitig, Dr. Scheffel mich auf meinem damaligen Landsitz zu Seon; ich ihn auf Brestenberg. Als dann Scheffel nach einem mehrmonatlichen Sommeraufenthalt nach Karlsruhe zurückgekehrt war, wurde das angeknüpfte Verhältniß durch freundschaftlichen Briefwechsel fort unterhalten. Bei seinen Besuchen hatte Scheffel immer großes Wohlgefallen an meinem schön gelegenen Wohnsitz bezeugt und als er sich dann mit seiner künftigen Gemahlin verlobt hatte, machte er mir den Vorschlag, die Wohnung zu pachten; ich ging auf diesen Vorschlag ein und im Jahr 1864 zog er mit seiner Neuvermählten nach Seon. Der unerwartete Tod von Scheffel's Mutter veränderte die Lage und erforderte die Rückkehr nach Karlsruhe. Nicht ganz ein Jahr dauerte

der Aufenthalt in Seon und das eheliche Glück, das später durch Mißverständnisse und böse Einflüsterungen gestört worden ist.

„Aus Scheffel's Briefen, die stets mit schöner, großer und kräftiger Handschrift geschrieben sind und die ich als Kleinode bewahre, will ich den letzten (von 1883 datirt) herausheben, der sich auf jenen Aufenthalt bezieht:

„„Seit den idyllischen Tagen, die ich in Ihrem Hause zu Seon verlebte, ist Freud und Leid in starkem Wechsel auch über mich ergangen. Die Frau, die mir Lebensgefährtin sein sollte, habe ich seit 1869 nicht mehr gesehen noch gesprochen, dagegen steht ein starker braver Sohn an meiner Seite, den ich in harter einsamer Arbeit zu erziehen hatte, er ist bald 16 Jahre alt und größer als ich. Die Ehren der Welt haben keinen großen Eindruck gemacht, im rauhen Getriebe des realen Lebens, das ich durch Ansiedelung am Untersee und im gesegneten Betrieb von Weinbau und Landwirthschaft bas kennen lernte, nehmen auch die Musen keine dauernde Heimstatt mehr und so merke ich allmälig, daß der Zenith lange schon überschritten ist. Ruhe und täglich neue Freuden bietet die Natur, die ich aus den Fenstern der Seehalde bei Radolfzell von den Bergen des Höhgaus bis zum Schnee des Glärnisch und der rhätisch-vorarlberger Alpen schaue.

„„Im vorigen Jahre haben sich die ersten starken Anzeigen, daß alles Irdische vergänglich, bei mir eingestellt, eine Lähmung der linken Seite, die zwar nach einer Kur in Kissingen beseitigt ward, aber Gefahr der Wiederkehr und stärkern Schlaganfalls nicht ausschließt.““

„Das Ersorgte ist dann auch nach drei Jahren in anderer Form eingetreten!“

„Von Seon aus machte Dr. Scheffel gerne Ausflüge in's Aarethal und bis nach Baden himmter. In einem Gasthof von Baden logirte damals der amerikanische Schriftsteller Charles Sealsfield (Karl Postel), der zwei Jahre nachher zu Solothurn starb. Ich machte ihn mit demselben bekannt und sofort entstand zwischen beiden Schriftstellern ein lang andauerndes Abendgespräch, in welchem sprachgewandt Scheffel einen außerordentlichen Schatz von Kenntnissen eröffnete, über den Sealsfield nachher sein Erstauen ausdrückte. Die Wirthin, welche andächtig zuhörte, erklärte mir ganz naiv: „de Herr cha rede, me chönt em die ganze Nacht zueloſe!“

„Scheffel war bekanntlich ein talentvoller Maler. Von einem Fenster meiner Wohnung aus entwarf er im Album meiner Tochter mit flüchtigem

Stift die umliegende Landschaft mit dem Schlosse Lenzburg. Auch war er ein rüstiger Fußwanderer und gerne machte er von Seon aus Streifzüge in das geologisch interessante Gebiet der Aare und der Reuß."

Dort im Wirthshaus zum „Bären" in Birmenstorf, wo das treffliche Mineralwasser quillt und wo alle Zeit ein guter Birmenstorfer zu finden ist, besang Scheffel den „Erratischen Block" (Gaudeamus 1869. S. 15):

Dies Lied ist zwei Forschern gelungen
Im Gau zwischen Aare und Reuß;
Das Wirthshaus, in dem sie es sungen,
War ganz von erratischem Gneus.

Sie sungen es ernst und dramatisch
In die Findlinglandschaft hinein,
Und schoben sich selbst dann erratisch
Mit Holpern und Stolpern vom Wein.

„Längst ist jener Freund und Forscher," sagt J. Jäger in der „Schweiz. Fr. Presse", aus dessen Mund ich die Begebenheit erfahren habe, „dem erratischen Sänger vorangegangen; freundlich wird er ihn an Charon's Gestaden begrüßen und hineingeleiten in die elysäischen Gefilde, wo es fortan Nektar und Ambrosia, aber kein „Holpern und Stolpern" mehr gibt."

Aus dem Aargau datirt auch noch folgender an den Bürgermeister Leo in Säckingen gerichteter Brief, den wir der Güte des Hrn. O. Bally verdanken:

Lieber Freund!

Längere Abwesenheit vom derzeitigen Sommeraufenthalt und gänzliches Eintrocknen meines Tintenfasses hat mich dem Schreiben ferngehalten, sonst hätte ich Deinen freundlichen Gruß längst erwiedert.

Es hat mir sehr wohlgethan, ein Zeichen herzlicher Erinnerung aus der mir fest in's Herz geschriebenen Waldstadt zu erhalten . . . wehmüthig aber stimmt der Gedanke, daß ich nicht mehr der alte freudige Mensch von damals bin, sondern ein ernst und leidend gewordener Melancholiker. Da ich mich vor aller geselligen Aufregung, vor allem Lärm und Wein in Acht zu nehmen habe, trage ich auch Bedenken, Deiner freundlichen Einladung Folge zu leisten; ich würde ein paar unzweifelhaft heitere Tage voraussichtlich schwer zu büßen haben. Im Jahr 1855 und im Jahr 1860 habe ich zwei schwere beinahe schlagartige Anfälle des Blutes auf das Gehirn zu bestehen gehabt und bin seither reizbar und empfindlich geblieben, hoffe aber durch Baden im kalten Wasser, starke Körperbewegung

und Enthaltung von anstrengender geistiger Arbeit den siechen Körper wieder zu stärken.

Das unter der Firma des Trompeters erscheinende Blatt setzt mich, offen gesagt, in einige Verlegenheit, da ich zwar die freundliche Absicht nicht verkenne, die der Wahl des Titels zu Grunde liegt, persönlich aber aller Zeitungsliteratur so fern und fremd stehe, daß es mich etwas schwer ankommt, mich an der wechselnden Fluth der Tagesmeinung durch die Gleichnamigkeit des politischen Trompeters mit dem poetischen gewissermaßen mitbetheiligt zu sehen.

Da sich meine Feder fast ganz in Ruhestand befindet . . . und ich in mühsamen historischen Studien aus alter Zeit vertieft bin, die mit der Gegenwart wenig zusammenhängen, wüßte ich auch zur Zeit Nichts, womit ich den heitern Boten am Rhein erfreuen könnte.

Den lieben Freunden aber und allen, die mir ein wohlwollendes Andenken bewahren, bitte ich meine herzlichsten Grüße zu vermelden, den Familien Brogli und Bally insbesondere.

Und wenn es mir wieder so gut geht, daß ein Salamander kein gefährliches Thier mehr für mich sein wird, hoffe ich auch ein fröhliches Wiedersehen.

In aller Herzlichkeit Dein

Josef Viktor Scheffel.

Seengen, am Hallwylersee, 16. Juli 62.

Scheffel's letzte Tage.

Ein Freund Scheffels schildert in der „Täglichen Rundschau" den Besuch im Sterbehause in der Stefanienstraße 16 folgendermaßen:

Ich ging am Sonntag nach dem Trauerhause, wo ich ungehindert Einlaß fand. Der Todte lag in seinem Sterbezimmer (mittleres Zimmer nach der Straße), welches einem Gewächshaus glich, aufgebahrt. Ein Lorbeerkranz schmückte sein Haupt, dessen Gesichtszüge durch das lange Leiden für den ersten Anblick einigermaßen entstellt erschienen. Unzählige Kränze waren schon angekommen, unter anderen von der Großherzogin Louise, den Prinzen Wilhelm und Karl von Baden, von Wien, Heidelberg, Stuttgart, München u. s. w., meist mit herrlichen Schleifen und Widmungen. Durch die vor dem Hause in jungem Grün stehenden Kastanien

und die offenen, mit leichten durchsichtigen Vorhängen versehenen Fenster schien die warme Frühlingssonne. Am Sarge des Dichters war dessen treue Pflegerin Friederike anwesend. Sie weinte um ihren lieben Todten und erzählte auch mir in ihrer bieder-treuherzigen Art so Manches aus seinen letzten Tagen und den letzten fünf Jahren, in welchen sie ihm die Haushaltung führte. „Oft," sagte sie, „glaubte ich es nicht aushalten zu können, so bös konnte er manchmal mit mir sein; ich sah aber bald, daß es nur sein schweres Leiden war, das ihn peinigte. Schon gegen Weihnachten behauptete er, Wasseransammlungen im Körper zu fühlen. Ich suchte es ihm auszureden, er ließ sich jedoch nicht davon abbringen und er hatte — leider! — recht. In Heidelberg litt es ihn zuletzt nicht mehr; er wolle in seinem Hause sterben, sagte er. Alle seine häuslichen Angelegenheiten hat er während seiner Krankheit auf's Pünktlichste geordnet. Am 3. April siedelten wir wieder nach Karlsruhe über, trotzdem die Aerzte sehr dagegen waren. Wenn ich ihm früher sein Kranksein auszureden suchte, so sagte er schließlich scherzend zu mir: „Sie sind eben eine leichtsinnige Person!"

Einige Tage vor seinem Tode ließ der Dichter seine Gattin von München kommen. Tief ergreifend soll das Wiedersehen gewesen sein. Der kranke Dichter, der furchtbar an Athemnoth litt, drückte nur immer und immer wieder seiner Frau die Hände und trug wohl zehnmal des Tages seiner Friederike auf: „Sorgen Sie doch recht gut für meine Frau und geben Sie ihr ordentlich zu essen und zu trinken." Am Donnerstag, den 8. April, sagte er zu Friederike: „Ich muß heraus, ziehen Sie mich an, ich will in meinen Lehnstuhl." Als er dahin gebracht war, drückte er ihr die Hände und bat zum Erbarmen: „Nur jetzt noch nicht sterben, nur noch fünf Jahre will ich leben!" Darauf folgte eine schlechte Nacht, und als er erwachte, fühlte er sich erschöpft. Scheffel schlief dann fast unausgesetzt von 7 Uhr Morgens bis 4 Uhr Nachmittags; von da an wurde die Athmung immer schwächer, und er verschied ohne Todeskampf um 7 Uhr Abends. Der Arzt Dr. Bauer, welcher Scheffel behandelt hatte, konstatirte nun dessen Tod.

Am selben Abend noch nahm Bildhauer Reineck für Professor Heer eine Todtenmaske des Verewigten ab und Tags darauf machte ein Kunstschüler, Namens Bergmann, für die „Frankf. kleine Presse" eine Bleistiftzeichnung von Scheffel's Zügen, die sehr gelungen ausgefallen ist. Eine Oeffnung der Leiche wurde nicht vorgenommen. „Bin ich doch im Leben

genug geschunden worden, im Tode sollen sie mir Ruhe lassen," hatte der Kranke gesagt.

Die Leichenfeier war des Dichters würdig. Kurz vor 11 Uhr Vormittags erschien der Großherzog von Baden, um der Gattin und dem trauernden Sohne sein Beileid auszudrücken. Nach 11 Uhr nahm der Zug Aufstellung. Angeführt wurde derselbe durch ein doppeltes Musikkorps, demselben folgten die Zugführer, Ordensträger, Kranzträger, die Ausschüsse der verschiedenen Studentenkorporationen und sonstiger Vereine. Hinter dem sechsspännigen Leichenwagen folgte die Geistlichkeit, der Sohn des Verstorbenen, die Vertreter des Großherzogs, der Staatsregierung, der städtischen Behörden und in unabsehbarer Reihe, unterbrochen durch ein zweites Musikkorps, die sonstigen Leidtragenden, das Offizierskorps, die persönlichen Freunde und die einzelnen Vereine. Auf dem Friedhof angelangt, wurde der Sarg unter dem erhebenden Gesang eines Gesangvereins in die Familiengruft (im Rundgang der linken Seite des Kirchhof-Eingangs) hinabgesenkt. Nachdem die kirchliche Feier beendet, legte zuerst Oberbürgermeister Dr. Wilkens Namens der Stadt Heidelberg, dessen Ehrenbürger Scheffel vor Kurzem geworden, einen Lorbeerkranz nieder. „Leider ist es uns nicht vergönnt," so klagte der Redner in bewegten Worten, „den Sänger Alt-Heidelbergs, das er so sehr geliebt, zur 500-jährigen Feier der Ruperto-Carola in der Stadt der Musen begrüßen zu können. Der Himmel hat es anders gefügt; möge dem Entschlafenen, dessen Andenken nie verlöschen wird, die Erde leicht sein." Es folgten hierauf die Vertreter der Universitäten, der Münchener und Karlsruher Künstlerschaft, des Wiener Männergesangvereines, die in knappen Ansprachen die Lorbeerkränze niederlegten. Noch ein kurzes Gebet, ein feierlicher Choral und die Feier war beendet. Die näheren Freunde warfen noch eine letzte Scholle Erde hinab und dann verschloß sich das Thor, in finsterer Gruft ruht der Sänger aus von den Leiden, der auf der lichten Höhe der Menschheit gewandelt und sich in den Herzen der Menschen ein Denkmal gesetzt — aere perennius!

Aber auch an irdischen Denkmälern wird es Scheffel nicht fehlen. Am Wohn- und Sterbehaus, das im Eigenthum der Familie verbleibt und muthmaßlich von Frau von Scheffel und ihrem Sohne Viktor bewohnt werden wird, soll, nachdem Karlsruhe schon eine Scheffelstraße besitzt, durch die Stadt eine Gedenktafel angebracht werden.

Außerdem streiten sich die Städte Karlsruhe und Heidelberg um die

Ehre, dem Dichter Denkmäler zu erstellen. In beiden Städten haben sich Komite gebildet und Aufrufe erlassen zur Beisteuer von Geldbeiträgen. Wer immer, heißt es im Karlsruher Aufruf, in diesen Tagen, sei es beim jugendfrohen Kommers, sei es bei der ernsten Todtenfeier mit Rede und Lied, sei es im stillen Kreise der Seinen, sein Erinnern versenkt in das treue Bild des Verewigten, wie es aus seinen Liedern uns entgegentritt, — Der steure ein Scherflein zur Errichtung eines würdigen Denkmals Scheffel's in seiner Vaterstadt. Das aere perennius sei diesmal eine veraltete Redensart: Wir wissen, daß Scheffel's Name in seinen Werken die Zeiten überdauern wird. Nicht minder abgelebt erscheine uns aber auch der in unsern Tagen so beliebt gewordene Gedanke an eine sogenannte „humane" Stiftung! Ein ehern Bild auf hohem Granitsockel soll es sein, freiragend die stattliche Gestalt, — das Antlitz verklärt von jenem liebenswürdig geist- und humorvollen Zuge, der die Scheffel'sche Muse so unverwischbar kennzeichnet; und über den Granitstufen mögen sie lagern die typischen Figuren, um welche die Muse „der Heimathsprache ehern Klanggewand gewoben": Ekkehard und Hadwig, Wolfram von Eschinbach und Frau Aventiure, Juniperus und Schönrohtraut, Jung-Werner und Margarethe, als Reliefs vielleicht eine Rodensteiner-Szene, Hugideo vor der Leiche Serenas und Graf Wolfgang, Bischof in Regensburg, die Berge segnend, und den „verlassenen Waldespalas".

Eine Berner Patrizierin des siebzehnten Jahrhunderts.

Von **A. Wyssard** in London.

I.

An einem Sommermorgen des Jahres 1663, als die Sonne noch verstohlen über die Höhen des Murtner See's lugte und die kleine Stadt noch ruhig schlummerte am Busen ihres lieblichen See's, bewegte sich eine muntere Kavalkade aus dem Stadtthor: zwei Damen begleitet von zwei Herren. Bei dem nahen Wäldchen hielten sie an. Die Herren sprangen von ihren Pferden und luden, beiseite gewendet, zwei doppelläufige

Pistolen. Mit anmuthiger Ernsthaftigkeit nahmen die Damen sie in die Rechte und begaben sich zu Pferde auf die ihnen angewiesenen Plätze. Drei Mal ritten sie im Kreise herum, um im günstigen Moment auf einander zu feuern. Doch kein Schuß fiel. Ob die Weiblichkeit wieder die Oberhand gewonnen, ob ihnen das Ziel nicht sicher schien, wagen wir nicht zu entscheiden. Endlich standen sie Aug' an Aug' sich gegenüber. Da fielen vier Schüsse. Eine jede zitterte für das Leben der andern. Aber als der Pulverdampf sich verzogen hatte, saßen beide noch aufrecht zu Pferde wie zuvor, nur etwas verbrannt am Haarschmuck.

Die Herren eilten lachend herbei: sie hatten beim Laden die Kugeln vergessen. Da zogen die Damen den Degen und wollten nun mit der blanken Klinge auf einander los. Nur mit größter Anstrengung vermittelten die Herren einen Waffenstillstand. Aber dann ging's im Galopp, wenn auch noch etwas schmollend, wieder dem Städtchen zu und in der Wohnung des damaligen Landvogts von Murten, des Herrn v. Diesbach, Herrn v. Liebisdorf und Champvent wurde bei einem fröhlichen Frühstück unter der Vermittlung der Herzogin von Crequi der Friede zwischen Frankreich und Bern endgültig geschlossen. Die zwei Duellantinnen waren nämlich eine junge Französin und eine noch jüngere Bernerin: jene, die Ehrendame der genannten Herzogin, die auf ihrer Rückreise von Rom nach Paris in Murten Halt gemacht und die Gastfreundschaft des Herrn Landvogts angenommen hatte. Die Bernerin hieß Katharina Franziska von Wattenwyl. Sie war das jüngste der eilf Kinder des Herrn Gabriel von Wattenwyl, Landvogts von Bonmont (1641 bis 1647) und Oron (1652 bis 1657). Geboren zu Bonmont 1645, verlor sie schon im zwölften Jahre ihren Vater. Von Natur männlich angelegt, hatte sie schon früh lieber mit den Pistolen ihrer Brüder als mit den Puppen ihrer drei Schwestern gespielt, so daß ihr Vater mehr als ein Mal betheuerte, sie sei eigentlich nie ein Mädchen gewesen, und bedauerte, daß sie nicht als Knabe auf die Welt gekommen sei. Und wahrlich, wenn die Stadt Genf, ihre Taufpathin, gewußt hätte, welch' seltsames Weib sie der gesellschaftlichen und diplomatischen Welt mit Katharina Franziska aus der Taufe gehoben hatte, sie hätte sich dieses Pathenamt wohl zwei Mal überlegt.

Unterdessen verbreitete sich das Gerücht ihrer Ritterlichkeit durch alle Lande. Sie erhielt eine Einladung an den Hof von Frankreich. Wer weiß, welche Rolle sie hier unter den Augen Ludwigs XIV. gespielt hätte! Denn

war sie auch keine regelmäßige Schönheit, so hatten ihre Augen und Gesichtszüge doch etwas ungemein Liebliches, einen angenehmen, geistreichen, etwas muthwilligen und schalkhaften Ausdruck. Der Familienrath fand die Einladung gefährlich und Katharina Franziska mußte sich mit den Anbetern ihrer Heimath genügen lassen.

Einige Zeit nach der Abreise der Herzogin von Crequi kam, gelockt vom Ruf der schönen Bernerin, ein Herr von Diesbach, Herr zu Torny und Hauptmann der Schweizer Garden im Dienste Frankreichs, zu seinem Vetter, dem Landvogt, nach Murten. Katharina Franziska stach ihm in die Augen und er erbat sie zur Frau. „Und da er ein Edelmann vom Verdienst, angenehm und sehr reich war," gestattete sie ihm bei ihrem Vormund, dem Welsch-Seckelmeister Johann Anton Tillier, und bei ihren Verwandten um ihre Hand zu werben. Diese gaben aus gleichem Grunde, wie Katharina Franziska selbst, ihr Jawort.

Der Eifer der evangelischen Geistlichkeit Berns erhob aber Einsprache — besonders der Dekan Hummel zeigte sich entschieden widerwillig. Die Verlobten mußten ihre Brautgeschenke sich wieder zustellen, ihre Briefe und Billets wurden verbrannt. Der Bräutigam protestirte und erklärte, er weiche nur der Gewalt, werde aber sein Eheversprechen als fortbestehend betrachten. Und in der That — Herr v. Diesbach von Torny, Hauptmann der Schweizer Garden in Paris, starb als alter Knabe.

Weniger dauernd war der Schmerz der Katharina Franziska. Sie suchte sich im Verkehr mit Allem, was damals in Bern für vornehm und berühmt galt, zu entschädigen und wußte auch Jedermann an sich zu fesseln.

Und endlich, um System zu bringen in die unzähligen Hofmachereien, mit denen sie die junge Herrenwelt umstürmte, gründete sie einen förmlichen Hof, in welchem jeder der Gecken und künftigen Staatslenker seine Stellung und Aufgabe hatte und dessen Königin zu sein sie sich rühmte. Raths-Präsident war ein Herr Steiger von Rolle. Die Herren von Wurstemberger und Stürler waren Hofräthe, Burkhard von Wattenwyl erster und Anton von Wattenwyl zweiter Page. Herr von Steiger, Kandidat der Theologie, bekleidete die Würde des Hofpredigers. In den Sitzungen wurden nur ernste Gegenstände besprochen, was Katharina Franziska's Einfluß und Ruf nur vermehren konnte. Bis zu den Ohren der Königin von Schweden war dieser Ruf gedrungen. Es erschien nämlich in Bern Urs Glutz, Landvogt von Thierstein, seit 1764 Herr zu Blotzheim im Elsaß, mit einem Schreiben Christina's von Schweden, welches Katharina

Franziska zur Ehrendame der Königin ernannte. Aber der Umstand, daß Christina längst dem Throne entsagt hatte, ihre Hilfsmittel oft nur spärlich flossen, und ihr unstätes Wanderleben waren die Gründe, warum die Verwandten Katharina Franziska's diese Ehren ablehnten.

Eine Frau v. May lud auf einem Besuch in Bern bald nach den erzählten Vorgängen unsere junge Heldin auf ihr Schloß Schöftland im Aargau. Mit Erlaubniß des Vormundes nahm Katharina Franziska die Einladung an. Man machte mancherlei Ausflüge, unter anderen nach Baden, namentlich während die Tagsatzung daselbst Sitzung hielt. Dieselbe war bekanntlich der Tummelplatz aller Diplomaten, die nach der Schweiz kamen. Vor allen zeichneten sich aus der französische Gesandte und der Gesandte des deutschen Kaisers, damals Graf Holstein. Eines Tages ließ dieser ein prächtiges Pferd vorführen, das einen einzigen Fehler hatte: es ließ sich von Niemandem reiten. Der Oberst v. May machte die Bemerkung, das Pferd möchte doch nicht so unzähmbar sein, als es scheine; er wolle eine Wette eingehen, daß eine Dame seiner Bekanntschaft, ein adeliges Fräulein, es besteigen und zu allen Reiterkünsten zwingen werde. Graf Holstein meinte lachend, das könne doch wohl nur Spaß sein, denn das sei rein unmöglich. Aber Oberst von May beharrte auf seiner Behauptung und es wurde eine große Wette geschlossen. Die Schultheiße von Erlach und von Frisching, nahe Verwandte der Katharina Franziska, warnten den kecken Oberst und riethen ihm, von seiner Wette abzustehen. Wenn er glaube, er habe es mit einer Waise ohne Schutz und Schirm zu thun, so solle er zum Voraus gewiß sein, daß er mit seinem Leben für dasjenige des Frl. v. Wattenwyl hafte; v. May, dadurch noch trotziger gemacht, eilte zu Katharina Franziska und malte ihr die Ehre vor, die ihrer warte.

Frau v. May verweigerte ihre Beistimmung: Katharina Franziska aber griff mit beiden Händen zu. Sobald ihr Entschluß bekannt war, eilten die Ritter Bern's zu ihr, huldigten ihrem Muth und gaben ihr noch einige gute Räthe für den Fall, daß das Pferd sich bäumen oder überwerfen wolle. Dem Pferd wurde ein Frauensattel angegürtet. Die Herren warfen ihm einen Mantel über den Kopf und mit keckem Muth bestieg Katharina Franziska als echte Amazone den Renner. Kaum fühlte dieser die schöne Last auf seinem Rücken, so flog er davon wie der Blitz. Katharina Franziska hielt Stand. Aber nach drei Gängen rissen drei Gurten des Sattels. Katharina Franziska sprang vom Pferde und führte den

gebändigten Hengst vor das Hotel, wo die Gesandten und Abgeordneten versammelt waren, um dem ungewöhnlichen Schauspiel zuzuschauen. Die ganze Gesellschaft kam der Siegerin mit Beifallsbezeigungen entgegen. Der kaiserliche Gesandte trat aus der Menge heraus, empfing sie auf's Höflichste, überschüttete sie mit Komplimenten und versicherte, ihren Ruhm der ganzen Welt verkünden zu wollen; das ganze Geschlecht der Männer habe sie an Muth übertroffen und mehr geleistet als der beste Reiter und Stallmeister. Und mit unvergleichlicher Grazie überreichte er ihr als kleines Zeichen seiner Hochschätzung ein Paar kunstvoll gearbeitete Pistolen. Der Schultheiß von Erlach begnügte sich ihr zu sagen: „Meine Cousine, Sie haben sich tapfer gehalten." Der Schultheiß von Frisching dagegen sagte ihr lächelnd: „Nicht auf dem Ball hast du gelernt, was wir eben mit angesehen."

Von da an hieß sie nur die Amazone oder Heroine von Wattenwyl. Der Oberst v. May machte ihr ein prächtiges Geschenk und des französischen Gesandten Frau wollte sie wieder mit sich nach Paris locken. Sie blieb aber bei Frau v. May. Später, nachdem sie einen zudringlichen Bewerber mit Pistolenschüssen abgewiesen hatte, finden wir sie in Bern bei dem Dr. Wilhelmi, ehemaligen Leibarzt des Pfalzgrafen, bei dem sie sich einige medizinische Kenntnisse erwarb, die ihr später sehr nützlich werden sollten.

Im Jahre 1669 sah man in Bern eine junge Dame durch die „Lauben" gehen. Statt der kostbaren Pelzmütze ihres Standes trug sie eine einfache, fast nonnenartig unschöne Kopfbedeckung; statt in Seide und Sammt ging sie in schmucklosen Kleidern einher, wie sie durch obrigkeitliches Mandat den damaligen Pfarrersfrauen vorgeschrieben wurden. Und wenn sie am Sonntag Morgens beim Glockenklang nach der „Spitalkapelle" eilte, blieb manch Einer stehen und sah der Frau Prädikantin nach. Es war Katharina Franziska v. Wattenwyl, seit dem 30. Juli oder 9. August 1669 Frau „Helfer" Leclerc. Lange hatte sie sich gesträubt. Sie, die Königin Berns, umschwärmt von Edelleuten, die sich mit Stolz ihre Räthe, Pagen und Hofprediger nannten; sie, die Braut eines Baron de Torny; sie, welcher in der Umgebung Christina's von Schweden und am ersten Hof Europa's, dem von Versailles, eine glänzende Zukunft gelacht hatte — sollte die Frau eines bernischen „Helfers" werden, und mit dieser Heirath all' ihre goldenen Zukunftsträume begraben. Heirathen hieß es aber oder dem Einkommen entsagen. Katharina Franziska gab

sich endlich d'rein. Der Schultheiß von Kirchberger stellte sich selbst als Brautwerber im Namen des Helfers Leclerc und führte das Paar in seiner Staatskarosse nach Bolligen, wo sie kopulirt wurden. Die unausgesetzte und innige Zärtlichkeit ihres jungen Gatten stimmte endlich ihr Herz gnädig und sie ergab sich in ihr Geschick. Nachdem sie es vier Jahre in Bern ausgehalten, bestimmte sie ihren Gatten, sich für eine Landpfarrei zu melden. Denn es wurde ihr zu schwer, sich im Kopftüchlein und der vorschriftsmäßigen Kleidung, die ihr Gesicht und Taille entstellten, unter ihren früheren Anbetern zu bewegen.

Im Jahre 1673 ward die alte Augustiner-Propstei im Niedersimmenthal auf dem rechten Ufer der wildschäumenden Simme neu und wohnlich eingerichtet und Katharina Franziska Leclerc hielt mit ihrem Gatten als „Frau Pfarrer" ihren Einzug im Pfarrhaus Därstetten. Was zum damaligen Lebenskomfort gehörte, fand sich unter ihrem gastlichen Dach, so daß selbst der Schultheiß von Bern Sigmund von Erlach nicht verschmähte, sie mit seinem Besuch zu beehren. Es handelte sich damals nämlich um die Untersuchung der neu entdeckten Weißenburger Quelle. Dieser Untersuchung unterzog sich das oberste Standeshaupt selbst mit einem Gefolge von Räthen und Aerzten. Frau Leclerc gab ihm mit ihrem Manne das Geleite und beherbergte die vornehme Gesellschaft in ihrem Hause.

Allmälig fand sie sich in die neuen Verhältnisse. Die Simmenthaler ließen es nicht an Höflichkeiten und Aufmerksamkeiten fehlen, so daß die Frau Pfarrer dem Mutterwitz der Bevölkerung und ihrem natürlichen Talente geselligen Umgangs alle Gerechtigkeit widerfahren ließ, ja den Wunsch aussprach, alle Tage ihres Lebens mit dem liebenswürdigen Völklein verkehren zu dürfen. Doch die Idylle im grünen Simmenthal sollte nicht von Dauer sein. Durch wollene Stoffe weiter verpflanzt, verbreitete sich die Pest in die Thäler des Oberlandes und raffte 1679 auch den Pfarrer von Därstetten hin, trotz aller ärztlichen Sorgfalt und treuen Pflege der Gattin.

Leclerc wurde, wie seine Frau hervorhebt, zum Zeichen aller Liebe und Anhänglichkeit seiner Gemeinde, in der Kirche selbst begraben, sie selbst aber auf den Wunsch ihrer Verwandten vom Landvogt von Wimmis nach Bern gebracht. Dort war sie, wie sie ausdrücklich bemerkt, die Erste, welche im langen, bis zur Erde niederwallenden Trauerflor den Tod ihres Mannes beklagte. Ihr Beispiel wurde später von allen Frauen der besseren

Stände nachgeahmt. Einige Monate lebte sie zurückgezogen in einem schönen Hause, das ihr Bruder ihr gemiethet hatte, bestürmt von mancherlei Heirathsanträgen, die sie abwies.

Aber schon am 2. Oktober 1679 reichte die verwittwete Pfarrerin Leclerc dem Herrn Perregaux, Gerichtsschreiber von Vallangin, in der Kirche zu Seedorf bei Aarberg die Hand am Altare. Das Hochzeitspaar kam Nachts in Vallangin an. Da kam ihm die Miliz eine halbe Stunde weit mit Fackeln entgegen. Bei der Ankunft im Dorf und während der ganzen Brautnacht schoß man mit Petarden und Hakenbüchsen und drei ganze Tage lang blieben die guten Leute von Vallangin unter den Waffen, um ihre Gerichtsschreiberin zu verherrlichen. Der Neuenburger floß in Strömen, ja die vornehmen „Herrensöhne" von Neuenburg kamen nach Vallangin heraus und acht Tage lang wurde von ihnen mit den Begleiterinnen der jungen Frau getanzt, gespielt und gesungen. Zwei Jahre gingen in ungetrübter Freude und ehelichem Glück vorüber und am Ende des dritten ward ihre Freude gekrönt durch die Geburt eines lieblichen Knaben.

Drüben in der Franche-Comté lebte als Abt von Baume-les-Moines Jean de Wattewille, Abkömmling eines zur Zeit der Reformation nach Frankreich ausgewanderten Zweiges der Familie von Wattenwyl. Als Oberst in Spanien beginnend, war er in Paris Kapuziner, später Karthäuser-Mönch geworden und hatte als solcher seinen Prior erstochen. Er floh. Nach allerhand Gewaltthaten und sonderbaren Schicksalen trat er zum Muhamedanismus über und ward Pascha von Morea. Ihm war aber nicht wohl. Er verrieth einen Theil seines Gebietes an die Venetianer, erhielt Vergebung für seinen Abfall vom Christenthum und obendrein die reiche Pfründe Beaume-les-Moines in der Freigrafschaft Burgund. Ein angesehener Freund der Madame Perregaux ersuchte sie nun, zu diesem Abt von Wattenwyl zu reisen und diesen zu bitten, für ihn beim Hof von Versailles behufs Erlangung einer Stelle Fürsprache einzulegen. Sie machte sich auf den Weg und wurde von ihm auf's Beste aufgenommen und bei der Aebtissin von Château Châlons, Anna v. Wattenwyl, auf ihrem Schlosse „Sirop" eingeführt. Diese überschüttete sie mit tausend Freundschaftsbezeigungen.

Im Anfang 1689 erschien Amelot de la Houssaye als Gesandter Ludwigs XIV. in der Schweiz. Ein Mann von gefälligen Formen und großer Mäßigung, wußte er unter dem Anschein von Offenheit und Bieder-

keit die ganze Feinheit des Diplomaten zu verbergen. Und es bedurfte allerdings eines äußerst gewandten Mannes, das damals Frankreich grollende Bern umzustimmen, wo jeder Verkehr mit Frankreich als Staats- und Hochverrath erschien. So war Bern für Amelot ein schwerer Boden, zumal zugleich mit ihm ein Gesandter Englands, Thomas Coxe, erschien, um den evangelischen Ständen ein Schutz- und Trutzbündniß anzutragen. Wer in solcher Lage dem Gesandten Frankreichs wünschbare Mittheilungen über Stimmung und Pläne der bernischen Staatsmänner machen konnte, war daher der Gunst des französischen Hofes gewiß. Madame Perregaux wußte dies. Sie bot dem Gesandten ihre Dienste an.

In Walperswyl, eine kleine Stunde von Aarberg, hatte sie ihre erste Zusammenkunft mit dem Sekretär des Gesandten, de la Boulaye. Nach einer längeren Unterredung wies er sie an, sich sofort nach Baden im Aargau zu begeben, wo sich die Tagsatzung versammeln sollte. Vorher wolle sie aber der Gesandte selbst in Olten sprechen. In Olten trafen sie wirklich zusammen. Der Gesandte machte sie aufmerksam, daß es keine Kleinigkeit sei, sich in ein so gefährliches Unternehmen einzulassen und daß Geist, Beharrlichkeit und Einfluß dazu gehören, um einem so großen Monarchen wie Ludwig XIV. zu dienen. Madame Perregaux erwiderte, sie hätte sich die Sache reiflich überlegt, Gottes Segen zu ihrem Unternehmen erfleht und hoffe mit Gottes und ihrer Verwandten und Freunde Hilfe ihm mit Erfolg dienen zu können. Was sie denn eigentlich für einen Zweck dabei im Auge habe, fragte der Gesandte zum Schluß. „Keinen andern," antwortete sie, „als meinem einzigen Sohn durch die Dienste, die ich Seiner Majestät dem Könige von Frankreich leiste, eine glänzende Zukunft an Frankreichs Hof zu verschaffen, in dessen Dienst schon zwei meiner Brüder, der eine als Oberstlieutenant, der andere als Kapitän der Garde, ihr Leben aufgeopfert."

Der Gesandte ermahnte sie zu unverbrüchlichem Stillschweigen, wies sie an, in Baden ein abgelegenes Logis zu beziehen und ihm, wo sie ihn öffentlich treffe, auszuweichen, damit keinerlei Verdacht erwache, als stünden sie mit einander in Verbindung.

Katharina Franziska verreiste mit ihrem Söhnlein zu Pferde nach Baden und sie, die weder um Geld, noch glänzende Ehren ihre Religion verrathen wollte, wurde von nun aus Liebe zum Sohne eine geheime diplomatische Agentin Frankreichs, eine Spionin der Staatsgeheimnisse ihres eigenen Vaterlandes.

Der Gesandte theilte ihr das Verzeichniß der Gegenstände mit, welche an der Tagsatzung behandelt werden sollten. Diese wurden dann mit einflußreichen Verwandten, wie dem Obersten von Graviseth und anderen, durchgesprochen und vom Gesandten nur die Geschäfte an der Tagsatzung zur Sprache gebracht, bei denen man eines guten Erfolges versichert sein konnte. So brachte Amelot schon das erste Mal Alles durch, was er verlangte; aus dem einfachen Grund, weil er nichts vorbrachte, von dem er wußte, daß es nicht Erfolg habe. Durch seinen Erfolg erwarb er sich seines Königs Gunst und durch seine scheinbare Mäßigung bei den Eidgenossen einen guten Namen und Vertrauen. Er ließ es daher der Madame Perreganx gegenüber nicht an Beweisen der Anerkennung und Aufmerksamkeit fehlen. Selbst der kleine Perreganx wurde mit einem niedlichen, schönen Pferde beschenkt, wie es des Gesandten eigener Sohn besaß.

Ihr Stern stieg wieder. Ehe sie von Baden verreiste, ließ sie der Gesandte durch seine zwei Sekretäre einladen, ihre Wohnung in Bern zu nehmen, um den Geschäften näher zu sein. Nun begann von Bern aus jener geheime Verkehr mit dem französischen Gesandten, der mehrere Monate dauerte und für Frankreich jedenfalls von Werth war. Durch Freunde und Verwandte von den Vorgängen und Beschlüssen der Regierung in Kenntniß gesetzt, theilte sie dieselben dem Gesandten mit. Auch mit den gegen Frankreich verbündeten Mächten steht sie in Verbindung: mit Brandenburg, den Generalstaaten, und zwar durch Verwandte, die im Dienste der Regierungen dieser Länder standen. Sie machte die Mittheilung, daß die Alliirten vor Mitte Juni 1689 nichts unternehmen werden. Sie warnte Amelot, daß die Feinde Frankreichs sich alle Mühe geben, Savoyen abtrünnig zu machen.

Aber ihre geheime Rolle sollte bald ausgespielt sein. An der Spitze der antifranzösischen Partei in Bern stand ein Mann von eisernem Charakter, der Venner Dachselhofer. Schon 1672 und 1687 hatte er Frankreich gegenüber seine Selbständigkeit gewahrt. Als 1672 bei der Eröffnung des Feldzuges gegen die Generalstaaten die Franzosen unter Turenne, Vauban und Condé an den Rhein gerückt waren, um von da in's Herz Hollands einzudringen, erwachte im Berner Regiment von Erlach die Erinnerung an die Glaubensverwandtschaft Bern's und Holland's. Die Berner riefen die Kapitulationsverträge an, welche sie zu keinem Angriff auf ein glaubensverwandtes Volk verpflichteten. Condé ließ Artillerie aufführen

und die Schwadronen heranrücken, um so die widerspenstigen Berner über den Fluß zu treiben. Nicht alle beugten sich.

Dachselhofer brach seine Pfeife entzwei und schlug mit seinen vier Söhnen und einer Anzahl Soldaten den Rückweg nach den Alpen ein. Ebenso stellte er 1687 dem König selbst gegenüber seinen Mann. Er und der Bürgermeister Escher von Zürich unterhandelten in Paris wegen der Aufhebung des auf die Zehntgefälle im Lande Gex gelegten Sequesters zu Gunsten Genf's. Als sie merkten, daß man nur mit ihnen spiele, verlangten sie ihre Pässe. Der König überreichte ihnen zum Abschied werthvolle goldene Ketten und bedeutende Geldsummen. Aber in edlem Stolz wiesen sie beides zurück, „weil der ihnen zu Theil gewordene Empfang schlecht passe zu so reichen Geschenken."

Dieser eiserne, rücksichtslose Charakter war das Haupt der antifranzösischen Partei in Bern. Unterdessen befand sich Madame Perreganx im Bade Rußwyl bei Luzern, wo sie der Gegenstand zartester Aufmerksamkeit von Seite des Luzerner Patriziats war. Der französische Gesandte hatte sie gleich Anfangs aufgefordert, sich bald nach Bern zu begeben; er bedürfe nothwendig ihrer Mittheilungen. Nach dem am 11. September 1689 von Vevey aus erfolgten Einbruch der Waldenser in Savoyen, von dem er überrascht worden, ließ er ihr durch seinen Sekretär sein Bedauern ausdrücken, daß er in Betreff dieses wichtigen Vorgangs ihre Mittheilungen habe entbehren müssen. Sie siedelte daher, noch krank, sofort nach Bern über, nahm ihre Wohnung bei einer Wittwe in einem abgelegenen Winkel der Stadt, um ja nicht die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, und suchte durch Geschenke und Dienstleistungen einflußreiche Personen in ihr Interesse zu ziehen. So hatte sie sich für Frau Balthasar von Luzern, Gattin des Obersten Balthasar, welche mit ihren eigenen Söhnen einen Prozeß führte, beim französischen Gesandten verwendet und empfing krank in ihrem Bette liegend den Besuch dieser Dame.

Diese legte ihr die Antwort Amelot's auf den Tisch neben das Bett. Da trat verhängnißvoller Weise ein Verwandter in ihr Zimmer, wurde des Briefes und seines Siegels ansichtig und rief mit bedeutungsvollem Blick aus: „Ich erkenne an dieser Sonne, welche drei Herzen erleuchtet, daß dieser Brief von Sr. Exzellenz, dem Gesandten Frankreichs, kommt."

Voll patriotischen Zornes im Herzen entfernte er sich und machte Anzeige bei den beiden „Heimlichern" Johann Franz Ryhiner und Johann H. Ernst, gewesenem Landvogt von Fraubrunnen. Der „Geheime Rath"

war nämlich gleichsam das Staatsministerium des alten Bern. Eine der wichtigsten Kammern des täglichen Rathes, bestand er aus dem jeweiligen nicht regierenden Schultheißen, dem Deutschseckelmeister (Schatzmeister), den vier Venneru und den beiden „Heimlichern", das heißt den Repräsentanten des Großen Rathes der Zweihundert, welche als Vertreter dieser obersten souveränen Behörde im täglichen Rathe saßen. Daher die Anklage gerade bei Gliedern dieser Behörde.

Geheimes Einverständniß mit Frankreich galt, wie schon bemerkt, in jenem Augenblick der feindseligsten Stimmung des ganzen Landes gegen den König Ludwig als schwerer Landesverrath. Die beiden Heimlicher beriethen sich mit den übrigen Gegnern der französischen Partei und ließen im Einverständniß mit diesen den von der Madame Perregaux an den Gesandten in Solothurn abgeordneten Kurier auffangen. Man fand drei bis vier prachtvolle Täfelchen mit silbernem Blatt und goldenem Rand, welche Antworten der ersten Magistrate Berns auf gewisse Anfragen des Gesandten enthielten. Allein ohne Schlüssel konnte man nicht wissen, von wem die Angaben kamen. Es handelte sich daher darum, den Schlüssel zu erhalten. Und dieser mußte in den Händen der Madame Perregaux sein. Die Täfelchen wurden einstweilen im Staatsschatze deponirt.

Die Heimlicher verlangten von den beiden Schultheißen Vollmacht, die Madame Perregaux zu verhaften. Diese wurde ihnen verweigert mit der Bemerkung: 1) ein Staatsverbrechen sei noch keineswegs festgestellt, 2) sei die Perregaux nicht mehr Bernerin, sondern in Folge ihrer Heirath eine Fremde. Die Heimlicher, voll Verdachtes, die beiden Schultheißen, als Verwandte der Perregaux, seien ihre Mitschuldigen, suchten sich daher auf andere Weise zu helfen. In der Nacht vom 8. auf den 9. Dezember drangen zwei Glieder des täglichen und vier des großen Raths bewaffnet, in Begleitung der Stadtwache, die Muskete auf der Achsel, die brennende Lunte in der Hand, in die stille, abgelegene Wohnung der Perregaux, sprengten die Thüre ihres Gemachs, nahmen die kranke, zum Tode erschrockene Frau sammt ihrem Söhnlein gefangen und schleppten sie im Nachtgewand in das Gefängniß für Staatsgefangene in der „Insel". Sechszig Louisd'or und sämmtliche Papiere ihrer Kassette nahmen sie in Beschlag, ja sogar einen Beutel mit neuen Spielmarken, die sie ebenfalls für Gold hielten. In der „Insel" wurde das Fenster ihres Kerkers gegen jedes Licht abgesperrt und sie mit einer großen und schweren Kette

an Händen und Füßen festgeschmiedet. Ihr Knabe fiel vor Entsetzen in Ohnmacht.

Montag, den 9. Dezember 1689, zeigten die beiden Heimlicher Ernst und Ryhiner dem durch Glockenschlag versammelten Rath der Zweihundert an, daß sie „in der verschienenen Nacht eine Weibsperson, auf welche ein starker Verdacht gefallen, mit unerlaubten Korrespondenzen umzugehen, in die Insel geführt und daselbst bis auf weitere Verordnungen wohl verwahrt hätten!" Weil die Gefangene der mächtigen Familie von Wattenwyl angehörte, mußten alle Glieder und Verwandten derselben abtreten und wurde in einer tumultuarischen Sitzung das Verfahren der Heimlicher gutgeheißen, ein eigener Ausschuß niedergesetzt und mit außerordentlicher, sonst in „dergleichen des Vaterlandes Sicherheit ansehenden Begebenheiten" dem Geheimen Rath zukommenden Befugniß ausgestattet, „diese Person zu examiniren, sie auch alles Ernstes zu befragen, wer sie zu diesen Sachen angerufen und verleitet habe und wer mit ihr darin weiter interessirt sein möchte."

An der Spitze dieses Ausschusses stand der schon genannte franzosenfeindliche und darum auch populäre Venner Dachselhofer, den die antifranzösische Partei an die Stelle eines der beiden verdächtigen Schultheißen zu befördern hoffte. Neben diesem Mann von Eisen saßen die Herren Venner Jenner, ein Mann, der auf schnelle und unbegreifliche Weise sein Vermögen gewonnen hatte, die Heimlicher Ernst und Ryhiner, die Altlandvögte Willading, Berseth, Thormann und Wurstemberger.

Es handelte sich nun in erster Linie darum, sich des Gemahls der Perregaux zu versichern. Ein Herr Lambach, der als Taufpathe sich nach Neuenburg begeben mußte, sollte daselbst seine Auslieferung verlangen. Perregaux erhielt Wind und entfloh nach der Franche-Comté. Lambach aber nahm einen Dienstboten der Perregaux in seinen Dienst, um ihn auszufragen und wo möglich Aufschluß über ihren Verkehr und Briefwechsel zu erlangen. Doch Alles half nichts. Nach drei Monaten wurde der Bediente entlassen und die Perregaux mußte, wie sie selbst behauptet, sowohl die Kosten der Neuenburger Reise als der Anstellung ihres eigenen Dienstboten tragen, so daß „Lambachen das Pathengeschenk nicht viel habe kosten können". Das Verhör begann im Gefängniß. Dachselhofer und Jenner, als die Häupter des Gerichts, saßen aber aus Rücksichten auf der Delinquentin hohe Geburt stets unbedeckten Hauptes; die zwei Heimlicher standen mit Hellebarden in den Händen. Die übrigen Glieder des

Rathes standen ebenfalls, aber ohne Waffen und ohne Hut. „Wir hätten es mit Rücksicht auf die Verdienste Eurer Familie nicht aufs Aeußerste kommen lassen — äußerte unter Anderem Dachselhofer in seiner Eröffnungsrede —, wenn es sich nicht um eine Staatssache handelte, das heißt, um ein Einverständniß mit den Gesandten Frankreichs, dessen König ein zweiter Attila und die Geißel unserer heiligen Religion geworden ist. Dieser Fürst, der eidbrüchig das Edikt von Nantes vernichtet und eine Unzahl seiner eigenen Unterthanen grausam verfolgt, eingekerkert und verjagt hat, sucht jetzt auch unser Staatswesen zu verwirren, indem er bemüht ist, mehrere unserer Standeshäupter auf seine Seite zu ziehen. Dazu hat er sich namentlich Eurer Person bedient. Dies erhellt deutlich aus den aufgefangenen Täfelchen, aus den Papieren und dem Schlüssel, den wir in Euerer Kassette aufgefunden haben, und besonders aus Eurem letzten Brief, der Staatsgeheimnisse enthält, welche Niemand wissen kann als die Seckelmeister und Venner. Diese müssen ihren Amtseid gebrochen haben. Solches könne, fuhr er fort, unmöglich geduldet und die Schuldigen müßten bestraft werden. Sie werde selbst einsehen, daß sie einfach verführt und getäuscht worden, sie möge daher durch ein umfassendes Bekenntniß sich nicht nur die Freiheit, sondern eine über ihr Hoffen reiche Belohnung und Bevorzugung ihrer Familie erwerben."

Die Perregaux antwortete: Sie fühle sich nicht berufen, die Schritte und Maßregeln des Königs von Frankreich zu beurtheilen; wohl aber möge es ihren Richtern schwer werden, diesen Bruch des Völkerrechtes in ihrer Person zu rechtfertigen: sie sei nicht mehr Bernerin, sondern die Unterthanin eines französischen Prinzen. Sie habe daher gar wohl mit der französischen Gesandtschaft verkehren können, ohne die bernischen Staatsinteressen zu verletzen. Ihr Verkehr habe den alleinigen Zweck gehabt, ihrem Mann eine bessere Stellung zu erwirken. Ueberdies sei es lächerlich zu meinen, daß die Standeshäupter Berns sich einem Weibe anvertraut hätten, Angesichts des Leichtsinns, den man diesem Geschlecht von je zugeschrieben habe. Die prächtigen Täfelchen gehörten ihr allerdings, aber sie habe jederzeit gern etwas Schönes und Nettes besessen und was darauf geschrieben, sei einfach eine Sache des Zeitvertreibes. Was die Staatsgeheimnisse betreffe, so habe sie dieselben von einer ihr unbekannten Privatperson erhalten, die sie zufällig erlauscht habe.

Herr Berseth beschwor nun das achtjährige Knäblein der Perregaux, seine Mutter zu bitten, die ganze Wahrheit zu sagen, sonst sei es um ihr

Leben gethan. Doch auch dieses Mittel verfing nicht. Die Verhörrichter gaben ihr daher Bedenkzeit, mit der Drohung, sonst strengere Maßregeln vorkehren zu müssen. Das Kind, bis jetzt ihr einziger Trost und ihre einzige Freude im Gefängniß, wurde ihr entrissen und auf die Straße gesetzt, aber da es weinend nicht wußte, wo ein und aus, nach Vallangin zu Verwandten geschickt. Diese sandten es, nachdem sie es ausgebeutet und mißhandelt hatten, auf die wiederholten Bitten des flüchtigen Vaters nach der Freigrafschaft.

Die Perregaux wurde unterdessen der Reihe nach von den Zünften in Bern verköstigt. Die Vorgesetzten derselben aßen mit ihr, nachdem sie die Speisen und den Wein immer durch zwei Personen hatten kosten lassen, aus Furcht, man möchte die für Viele so kompromittirende Person durch Gift aus dem Wege räumen.

Das zweite Verhör wurde mit denselben Formalitäten vorgenommen. Dachselhofer fragte wieder, wem die prächtigen Täfelchen gehörten. Die ihrigen könnten sie nicht sein, da man in der ganzen Schweiz dergleichen nicht fände. Warum sie dieselben mit Geheimschrift nach Solothurn gesandt? Sie solle Gott die Ehre geben, sonst werde hart gegen sie vorgegangen werden und alle Anstrengungen und Verwendungen Frankreichs würden sie nicht retten. Sie habe, antwortete sie, die Täfelchen von fremden Händlern gekauft und sie den Edelleuten Ihrer Exzellenz schenken wollen. Die Chiffreschrift sei schon darauf gewesen, als sie dieselben gekauft, und so habe sie dieselbe nicht weiter beachtet.

Warum Herr v. La Boulaye, des Gesandten erster Sekretär, sie oft besucht habe? Gewiß um Erkundigungen über die Staatsgeheimnisse einzuziehen? — Nein, um sich an den Merkwürdigkeiten der Stadt zu amüsiren. Er habe übrigens noch andere Damen besucht, z. B. Frau Willading, die Tochter des Venners Rechberger und die des Venners Güder. Man solle diese auch befragen, worüber sie sich mit ihm unterhalten hätten!

Nun wurde sie über einige Briefe befragt. Ihre Antwort und Erklärung war der reinste Hohn.

Da sprang Venner Jenner in wilder Wuth auf und fuhr sie an: „Weib, alle deine Ausflüchte helfen dir nichts, du mußt die Wahrheit sagen!“

Ruhig und mit überlegener Miene protestirte die Perregaux gegen diesen Ton. Auch der Venner Dachselhofer konnte nicht umhin, seinem Kollegen zu bemerken, das sei nicht die Art mit Damen zu sprechen, und

fuhr ruhig fort zu fragen, was sie zu dem Chiffreschlüssel sage, den man in ihrer Kassette gefunden und der die Namen der hauptsächlichsten Staatsmänner enthalte. Nach diesem hieß Ludwig XIV. „Bark", sein Gesandter „Wurst", der Schultheiß von Erlach „Walker oder Brunner", von Büren „Ephestion", die Zweihundert „Birsen", Oberst von Wattenwyl „Cinna", der deutsche Kaiser „Mosteren", Bern „Moskon", die Rathsherren Bern's „Mousky", der Kriegsrath „Norlen", Solothurn „Torneff", England „Strikel", die Heimlicher „Arten", die Religion „Schmied", sie, Madame Perregaux, „Altorf und l'Ury", ihr Gatte „Krantz" und Dachselhofer selbst „Tirlery".

Das sei einfach ein schlechter Witz. Im entgegengesetzten Fall würde er nicht seinen eigenen Namen finden. Denn er selbst werde am besten wissen, daß sie nie mit ihm in Verbindung gestanden. Ihr Verkehr mit den beiden Schultheißen und dem Anton Kirchberger sei rein freundschaftlicher Natur gewesen.

Endlich bemerkte Jenner mit bitterem Ton, alle ihre Intriguen hätten wohl den Zweck gehabt, ihrem armen Mann Geld und Gut und sich die Mittel zu verschaffen, auf dem angebornen hohen Fuß ihrer Familie zu leben.

Schneidend erwiderte ihm die Perregaux, weder ihre Eltern, noch ihr Gatte hätten je schlechte Mittel und Wege angewandt, um zu Vermögen zu kommen. „Mein Gatte besitzt noch das Gut, das er von seinen Eltern ererbt, und ist's auch mäßig, so war er doch unlängst im Stande, einen Jenner, der ihn um seine Unterstützung angegangen, vom Kopf bis zu den Füßen kleiden zu lassen. Mein Herr, ihr redet von unserer Armuth: wir haben niemals falsches Geld gemacht, wie gewisse Leute. Jedermann weiß, daß Ihr bei Eurer Heirath sammt Eurer Frau nur 30,000 Franken besaßet, und jetzt besitzt ihr mehr als 300,000 Franken."

Dachselhofer brach da das Verhör ab mit der Bemerkung, daß heute zum letzten Mal mit Milde gegen sie verfahren worden sei.

Indessen, ehe man zum Aeußersten schritt, wurden doch noch mehrere Versuche gemacht, sie durch Ueberredung, Versprechen und Drohungen zum Bekenntniß zu bringen. Die drei ersten Geistlichen der Stadt wandten umsonst ihr Redetalent an. „Sie habe Niemanden anzugeben, da sie weder schuldig sei, noch Mitschuldige habe," war ihre stete Antwort. Dem Venner Jenner, der durchaus wissen wollte, was der Inhalt ihrer Unterredungen mit La Boulaye gewesen, antwortete sie sarkastisch, sie erinnere sich nur

der letzten Beſprechung und da habe er geäußert, „er kenne keinen ärgeren Feind Frankreichs als Herrn Jenner und der werde gewiß einmal ein böſes Ende nehmen".

Die Richter geſtatteten nicht, daß der Sekretär Wyß dieſen Sarkasmus in's Protokoll aufnehme. Aber ein Herr Wyſſenbach wiederholte die Aeußerung vor den verſammelten Zweihundert, ſo daß Jenner in eine furchtbare Wuth gerieth und erklärte, er verhöre das Weib nicht mehr, wenn man es nicht in ein anderes Gefängniß bringe und von jedem Verkehr nach Außen abſchließe. Auch Dachſelhofer verlangte ſeine Entlaſſung; wurde aber trotz ſeines ernſtlichen Widerſtrebens aufgefordert, mit dem geſammten Ausſchuß fortzufahren. Und am 12. Dezember 1689 beſchloß der Rath: „Weil aus dieſem Prozeß heiter erſcheint, daß die Perſon voll Bosheit ſtecket und bei weitem nicht bekennt, was ſie weiß, beſonders die Explikation der in dem Schreiben enthaltenen noch unbekannten Namen, an denen uns ſo viel gelegen, ſo wollen wir nicht nachlaſſen, bis die Wahrheit an den Tag gekommen. Darum wird die Entlaſſung der Richter nicht angenommen. Die Unterſuchung ſoll ihren Fortgang haben und zwar Anfangs noch ernſtwörtig, hernach mit dem Daumeiſen und vollkommener Marter und zwar bald möglichſt, das heißt: zuerſt ſoll man ihr mit der Folter drohen. Sollte dies nicht zum Ziel führen, ihr dieſelbe zeigen und wenn ſie dann noch im Leugnen verharre, ſie leer aufziehen."

Um aber während der vom Landvolk zahlreich beſuchten Meſſe unnöthiges Aufſehen zu verhüten, ſolle man in der Inſel ein Zimmer zur Folter einrichten. Abermals wird die Geiſtlichkeit in einem beſonderen Schreiben aufgefordert, die Gefangene fleißig zu beſuchen und Alles aufzubieten, um ſie zum Geſtändniſſe zu bringen, „denn Räthe und Bürger werden nicht ruhen, bis die in der Inſel enthaltene Weibsperſon ihr Herz recht und vollkommen geräumt haben wird, damit nicht die Richter verführt, die höchſte Konfuſion angerichtet und die recht Schuldigen im Verborgenen gelaſſen werden." Auch das half nichts. Die Bürgerſchaft gerieth nun in furchtbare Aufregung. Auf den Zünften ließen ſich Reden hören wie: es laſſe ſich die Obrigkeit die Sache wegen der in der Inſel gefangenen Weibsperſon nicht genug angelegen ſein; man nehme nicht die gehörigen „Meſuren". Ja die Bürger hielten Verſammlungen, ſchickten Patrouillen auf die Hauptwache. Der Große Rath, darüber in höchſter Beſtürzung, mahnte am 27. Dezember 1689 den Kriegs- und Geh. Rath zu beſonderen Maßnahmen wegen Sicherheit des Vaterlandes.

Alle Nächte sollten zwölf Rathsglieder sich auf dem Rathhause versammeln und die Stadt während der ganzen Nacht in allen Richtungen durchziehen. Ja die Bürgerschaft wurde aufs Ernstlichste von bösen Reden gegen die hohe Obrigkeit abgemahnt und ihr strenge Bestrafung der Schuldigen versprochen. Das Neujahr 1690 wurde statt in froher Lust in stürmischer Aufregung angetreten.

Endlich entschloß sich der Rath zum Handeln. Am 6. Januar 1690 ließ er die Perregaux aus der Insel in den Käfigthurm bringen und daselbst im oberen Gätterstübli an den Ofen schmieden. Noch wurde ihr der Reinigungseid angeboten und die Freiheit, wenn sie schwöre, mit dem Gesandten keinen Verkehr unterhalten zu haben. Aber sie verweigerte denselben, „weil nach dem Berner Gesetz kein Weib zum Eid zulässig sei". Man erklärte sich bereit, mit ihr eine Ausnahme zu machen, da man sie nicht als ein gewöhnliches Weib, sondern als „einen starken Geist" betrachte. Sie blieb bei ihrer Weigerung. Man beschwor sie bei ihren Ahnen, es doch nicht durch Leugnen zum Aeußersten kommen zu lassen. Sie erwiderte, ihr Gewissen sei rein; sie bitte daher wohl zu bedenken, daß sie nicht mehr eine Unterthanin Berns sei und, da Gott zugelassen, daß sie in ihre Hände gefallen, doch ja ihre Macht nicht zu mißbrauchen, denn Gott werde sie rächen.

Man schritt zur Folter und zwar zur Daumenschraube. Die beiden Daumen wurden ihr so zusammengepreßt, daß das Blut floß und unter furchtbarem Schmerze sich ihr die Nägel ablösten.

Sie ertrug diese Qualen mit einer Standhaftigkeit, die ihre Richter staunen machte, und begnügte sich zu bemerken, daß letztere Rechenschaft abzulegen hätten für ihre Grausamkeit gegen eine Person, deren Blut um Rache schreie.

Nachdem die Wunden wieder etwas geheilt waren, zog man sie am Folterseil in die Höhe, die Hände auf den Rücken gebunden. Sie sollte gestehen, ihr Knabe sei weder ihr, noch ihres Gatten Kind, sondern der Abkömmling des Schultheißen von Erlach und einer hochstehenden Pariser Dame. Jedoch konnten die Zeugen, auf die sich die Perregaux berief, wie eine Frau von Tschudi, eidlich bezeugen, daß sie der Niederkunft der Gefolterten selbst beigewohnt hätten.

Aber noch war das Maß ihrer Leiden nicht voll. Man zog sie noch zwei Mal auf. Ein Mal befestigte man ihr einen Stein von 25 Pfund an die Füße; das zweite Mal sogar einen von 50 Pfund. Ja, um ihre

Qual zu steigern, hatte man in das Seil, an dem man sie aufzog, Draht eingelegt, der ihr nun in's Fleisch schnitt. In solchem Zustande stellte man sie dem Volke zur Schau, indem man dafür sorgte, daß man die Gefolterte von der Straße her sehen konnte. Zuletzt erfand man eine neue Folter: ein Hemd, gewoben aus Schnüren und Messingdraht. Entkleidet wurde sie in dasselbe eingeschnürt und gepreßt, bis sie in Konvulsionen fiel und ihre Züge sich bis zur Unkenntlichkeit verzerrten. Nur die Furcht, sie möchte ihren Qualen erliegen, rettete sie vor weiterer Folter. Sie ward so schwach, daß man ihr wie einem Kinde während eines Monats die Nahrung reichen mußte.

Und was kam bei allen diesen Martern heraus? Nach ihren eigenen Behauptungen gar nichts, so wenig als bei den glänzenden Versprechungen, die ihr nachträglich gemacht wurden für den Fall, daß sie den Schultheiß von Erlach als ihren Mitschuldigen angebe. Es wurde ihr nämlich nicht nur die Freiheit, sondern eine große Pension und ihrem Gatten das bernische Bürgerrecht versprochen. Eben so wenig wirkte endlich die Drohung, sie von vier Pferden lebendig zerreißen zu lassen; kurz, nach ihren eigenen Aussagen bewährte sie sich als Heldin, die Niemanden kompromittiren wollte.

Anders das Thurmbuch. Dieses stellt sie hin einfach als Schwindlerin und Betrügerin im großen Styl. Das Aktenstück lautet:

„Dieweil nun Gott die Werke der Finsterniß an das Tageslicht bringt, und durch göttliche Verhängniß die Weisheit der Weisen und die Klugheit der Gottlosen zu Schanden gemacht wird, so soll männiglichen, der steht, zusehen, daß er nicht falle, sich durch Hochmuth, Stolz, Ehr- oder Geldgeiz nicht zu der Untreue lasse, etwa mit Freunden geheime Korrespondenzen zum Nachtheile eines Standes oder seines Nebenmenschen zu unterhalten und sie dadurch ihres Thuns und Lassens zu verrathen; noch durch Betrug und Falschheit suche, hohe Personen in den Verdacht einer Verrätherei zu bringen und zu solchem Ende dero ehrliche Namen mit erdichteten Worten zu entheiligen und zu mißbrauchen; noch durch listige Reden und Anschläge Unordnung und Verwirrung in einem Stand anzurichten, welches ein Werkzeug alles Bösen ist, das vom Satan herkommt, noch durch den Geldglanz sich zum Bösen verführen lasse oder andern dadurch zu Lastern anwecke und sie zu verblenden suche; denn ein solch böses Leben ein böses Ende nimmt, und ist der Tod solcher Sünden Sold, wie wir dessen ein lebendiges Beispiel an vor Augen stehender Per-

son Samuels Perregaux von Vallendis Ehefrauen sehen, als welche des Standes in den Gott sie gesetzet, sich nicht vergnüget, sondern anstatt ihrer Haushaltung obzuliegen und ein stilles und gottseliges Leben zu führen, sich unterm Prätext obhalben der nothwendigen Kuren hin- und herbegeben, mit dem französischen zu Solothurn residirenden Ambassadoren nachdenkliche Korrespondenzen angestellt, sich allhier gesetzet, bei dreien Monaten ihren schändlichen Briefwechsel ganz heimlich getrieben, auf erschollenes Gerücht aber den 8. Dezember 1689 gefänglich eingesetzt, ihre Schriften visitirt, unter welchen 32 Stück von der Hand des ermeldeten französischen Herrn Ambassadoren Geheimschreiber geschrieben und sowohl in denselben als ihren eigenen an gedachten Sekretarium und andere des Hofes abgelassene Briefen viele, seltsam verdeckte Namen, wie auch einen Schlüssel über dieselben in einem Sackkalender verzeichnet und vier Tabletten, deren sie sich bedient, ihre Berichte darin nach Hof zu schicken, gefunden; über das einte und andere durch eine von M. G. H. H. R. und B. (Meine Gnädigen Herren Räthe und Burger) verordnete, hochansehnliche Kommission zu unterschiedlichen Malen sowohl freundlich als ernstlich examinirt worden. Da sie aber anstatt der lauteren Wahrheit Gott zu Ehren und der Obrigkeit zu Gehorsamen, in ihrer Bekenntniß viel Bosheiten und falsche, erdichtete Reden gebraucht, ja in währender Haft sowohl gegen M. G. H. H. Examinatoren, als unter der ihr zugeordneten Wacht sich so vieler Listen und Falschheiten bedient, daß ohne hochobrigkeitliche Prudenz im hiesigen Stand und unter derselben Bürgerschaft große Alterationes, Verwirrung und Konfusionen hätten entstehen können.

Wie aber die hohe Obrigkeit mit mehrerem Ernst an sie gesetzet, an die Folter schlagen lassen, hat sie endlich angefangen, etwas zu bekennen und hernach ohne Marter eine sehr weitläufige Vergicht gethan, welche substanzlich in folgenden Punkten begriffen:

1. Daß sie und ihr Ehemann Samuel Perregaux dem französischen Herrn Ambassadoren Alles, was sie irgend vernehmen können, zu wissen gemacht und von deßwegen von ermeldetem Herrn Ambassadoren allerhand Verehrung an Geld, Ring, Pferd, Zeug zu Kleidern und Anderes empfangen.

2. Daß zu dem End und damit man nicht lichtlich wüssen und erfahren könne, von wem sie schreibind, des Ambassadoren Sekretarius Herr de la Boulaye angezogenen Schlüssel gemacht, ihr Mann denselben abgeschrieben und sie sich dessen bedient, auch selbigen vermehrt habe.

3. Daß sie auch von der Hand obangezogenen Sekretarii 30 doppelte Dublonen empfangen und über sich genommen habe, selbige zwei Herren hiesigen Standes anzubieten und damit zu trachten, selbige auf französischer Seiten zu bringen; seien aber nicht gegeben, noch angeboten worden, sondern noch vorhanden, weilen sie nicht gewüßt mit was Manier selbige anbringen.

4. Daß sie unterschiedlicher, hoher Herren dieses Standes Namen mißbraucht und damit dem Ambassadoren glauben gemacht, als wenn das einte oder andere, das sie ihm schriebe, von denselben herkäme, welches doch Alles falsch und von ihr erdichtet und zu keinem andern End geschehen sei, als sich groß und z'gelten zu machen und als wenn ermeldte Herren mit ihr in einiger Intrigue begriffen wären; nehme aber Gott zum Zeugen, daß Niemand mit ihr interessirt und ermeldte Herren ganz unschuldig seien: daß sie auch keinem derselben einiges Schreiben vom Ambassador zugebracht und eröffnet, oder einigen Rath über das einte oder andere deswegen empfangen; sondern diejenigen Schreiben, welche der Ambassador vermeinte, daß sie ihnen überbringe, selbsten erbrochen und nach ihrem Schelmengeist beantwortet habe und also durch dieses Mittel den französischen Ambassador zu betrügen und Geld von ihm zu ziehen gesucht, wie beschehen; und das seie so wahrhaft als sie begehren, daß Gott der Herr ihr am jüngsten Tag gnädig sein wolle.

5. Damit aber der Ambassador sich einbilde und glaube, daß diejenigen Antworten, welche sie ihm zugeschickt, von den Herren selbsten, deren hohe Namen sie so schändlich mißbraucht, herkommen, habe sie sich vieler unterschiedlicher geringer Personen bedient, welche die Schreiben, so ihr Mann mehrentheils aufgesetzt, abgeschrieben habind.

6. Daß sie eben deswegen alle Konferenzen, welche der Ambassador beständig zu erhalten gesucht, abgelehnt, demselben auch ungeachtet vielfältigen Begehrens etwelche von ihr selbst den von la Boulaye gemachten Schlüsseln angehängte Namen nicht eröffnen wollen, weil sie sich befürchtet, es möchten die Herren, deren Namen darunter verstanden, auf Tagsatzungen und Konferenzen geschickt werden und also ihr Schelmenwerk an den Tag kommen, mit welchem sie den Ambassadoren meisterlich dran gesetzt und betrogen.

7. Daß sie mit des Ambassadoren Sekretario auch mündlich konferirt, als welcher sowohl zu Rußwyl als allhie zu verschiedenen Malen zu ihr kommen.

8. Daß sie allhiesige Kanzlei und andere Personen verdächtig gemacht und ausgeschrauen, als wenn die geheimen Sachen von danachen dem Ambassadoren kommunizirt wurdind und der Ambassador denen selben Pensionen und sonsten namhafte Vortheile zukommen ließe und doch sowohl an der Marter als seither bekannt und beständig erhalten, daß sie weder den Herrn Stadtschreiber, noch einige Kanzleibediente nicht kenne und von denenselben nichts Ungebührliches, auch Niemanden kenne, noch wüsse, der von dem Ambassador Pensionen beziehe.

Erkannte und bekannte hiemit, daß sie schwerlich gefehlt, indem sie sich Sachen unterstanden, die weder ihr noch einigen ehrlichen Leuten geziemen, daß sie die Häupter und Säulen des Stands boshafterweis bei jedermänniglich, als wenn sie an dem Vaterland untreu wären, verdächtig gemacht und dieselben sowohl an ihren Personen als ihren hohen Stellen angegriffen und so viel als sie gekonnt, mit Geld und Präsenten zu bestechen gesucht und allerlei Verwirrung angerichtet. Bittet aber Gott, eine hohe Obrigkeit und alle diejenigen, welche sie mit ihrer Hand und Zunge beleidigt um Gnad und Verzeihung und ein gnädig Urtheil.

Worüber M. G. H. H. R. und B. bei Eiden versammelt ihre Reflexionen reiflich walten lassen und gefunden: „sintemalen diese Verhaftete 1. durch den französischen Ambassadoren eingeführt und derselbe selbst und Niemand anders durch sie betrogen worden; 2. hiesigem Stand dadurch auch kein Nachtheil widerfahren; 3. diejenigen Herren M. G. H. H. Räthe, deren Namen sie unter verdeckten Worten mißbraucht und auch diejenigen, welche sie von der ihr zugegebenen Wacht so boshafter Weise durchgezogen, ihr diese ihnen zugefügte Beleidigung aus christlichem Gemüth und Herzen verzogen, weil ihnen bekannt, daß diese Weibsperson nit bei vollkommener, gesunder Vernunft, sondern von Jugend auf von jedem männiglich für eine Aberwitzige oder Halbnärrin gehalten worden; 4. dero ansehnliche Verwandtschaft auch in aller Unterthänigkeit um Demuth und Gnad und Fristung ihres Lebens angehalten — als habind M. G. H. H. um hiesige Stand wohl verdienten ansehnlichen Anverwandtschaft willfahrt und dieser Perregaux „aus sonder Gnad das Leben geschenkt", jedoch mit dem Geding, daß angezogene Verwandtschaft alle seit ihrer Behändigung erlaufene Kösten über sich nehme und ersetze, sie die Perregaux auch hiefür verköstige und an solche sichere Orte schaffe, daß weder durch sie, noch von ihretwegen weder dem Stand noch irgend Jemand einiger Schaden oder Nachtheil zugefügt werden könne, darum sie M. G.

H. H. genugsam Bürgschaft und Sicherheit stellen sollen. Die 30 doppelten Dublonen dann betreffend, welche des Ambassadoren Sekretarius ihr jüngst hinzugestellt, um gewüße Personen damit zu bestechen, zu Handen M. G. H. H. und Obern konfiszirend.

Actum den 18. Februar 1690."

Schon das Thurmbuch gibt indessen zu, daß obiges Urtheil auf Drängen der Familie Wattenwyl von einem Todesurtheil absah, ja daß später unterm 24. März ihr auch die Bürgschaft für die Begnadigte erlassen und sie selbst auf „der Pergantin Effekten und die noch nicht assignirten 30 Dublonen angewiesen wurde".

Aber noch klarer läßt uns die Perregaux selber in diese geheimen, verborgenen Verhandlungen hineinsehen. Sie erzählt:

„Die Richter fürchteten, wenn ich am Leben bliebe, könnte ich der ganzen Welt ihre Grausamkeit und Ungerechtigkeit verkünden. Es blieb ihnen daher kein ander Mittel, die Erinnerung daran zu ersticken, als mein Tod. Ihr Urtheil ging daher dahin, ich sollte mit dem Schwert vom Leben zum Tode gebracht und mein Vermögen konfiszirt werden. Der Rath der Zweihundert billigte diesen Entschluß ohne alle Opposition, weil meine sämmtlichen Verwandten abtreten mußten und so das Urtheil in den Händen von Leuten niederer Abkunft ohne alle Kenntniß von Gesetz und Brauch lag. Das Urtheil wurde mir sofort eröffnet. Die Geistlichen der Stadt erfüllten die traurige Pflicht, mich Tag und Nacht auf den Tag der Hinrichtung, der auf den Samstag festgestellt war, vorzubereiten."

Bei diesem Anlaß war es, daß sie dem Helfer Bachmann, späteren Dekan, erklärte, sie sterbe im Vertrauen auf Gott; denn das Urtheil sei ungerecht, da sie weder gegen den Staat, noch gegen einzelne Personen konspirirt habe. Sie werde daher sterben heldenmüthig wie die Blutzeugen der Vergangenheit; die Richter aber hätten ohne Zweifel Rechenschaft zu geben von dem ungerechten Blut, das sie vergößen!

Der Schreckenstag war endlich da: der Henker bereit, mit dem Schwerte ihr das Haupt abzuschlagen. In der Nähe stand der schwarz ausgeschlagene Wagen ihres Bruders, um ihre Leiche aufzunehmen. Sie selbst erschien umgeben von Wachen und Dienern der Gerechtigkeit. Der Prozeß und das Urtheil wird verlesen. Da erhebt sich der Großweibel Abraham Tscharner als öffentlicher Anwalt der Verurtheilten. In einer pathetischen Rede betont er die Schwächen des weiblichen Geschlechtes und ihre oft zum Aeußersten führenden Folgen, hebt hervor, daß der Perregaux Ver-

gehen zu keinem Geständniß, aber auch zu keinen Folgen für das Gemeinwesen geführt, daß sie eine Fremde und demnach weniger strafbar sei, daß man die böse Absicht nur dann bestrafe, wenn sie von bösen Folgen begleitet sei, und endlich, daß man, ihre vornehme Geburt berücksichtigend, sich hüten sollte, einer Familie, die sich jederzeit um den Staat so verdient gemacht habe, eine Schmach anzuthun; er schließe daher mit der Bitte um Begnadigung.

Als er geendet, erschienen die sämmtlichen Verwandten der Perregaux in langen schwarzen Mänteln und Trauergewändern und erklärten den Richtern, daß sie sich aus der eben verlesenen Prozedur nicht überzeugen könnten, die Beklagte habe ein todeswürdiges Verbrechen begangen; im Gegentheile sei das grausame und unerhörte Verfahren ein Beweis, daß man etwas ganz Anderes im Auge habe als Bestrafung ihrer Verwandten, nämlich die Schmähung der ganzen Familie, der man sonst nichts nachreden könne, da sie sich immer ohne Makel und Tadel benommen. Sie baten zugleich, sich ihrer Verdienste um das Gemeinwesen zu erinnern, und erklärten zum Schluß, daß, falls die Perregaux das Opfer einer unerhörten Grausamkeit werden sollte, sie ohne anders ein so undankbares Vaterland verlassen und vertauschen würden gegen ein Land, das ihnen mehr Gerechtigkeit widerfahren ließe.

Die Richter zogen sich zurück und verwandelten das Todesurtheil „aus Rücksichten gegen die Familie in ewige Verbannung nach Brasilien".

„Lieber den Tod," schrie die Angeklagte; das heiße den Tod tausend Mal erleiden, klagten die Verwandten, eine solche Strafe gegen eine Frau sei beispiellos, und verlangten nochmals Revision des Urtheils. — Also neue Berathung, neues Urtheil: es lautete „ewiges Gefängniß". Allein dieses Urtheil wird ebenso verworfen wie das auf Internirung in die Festung Aarburg. — „So sei denn — lautet das fünfte Urtheil, — die Gefangene der Obhut ihrer Verwandten übergeben. Letztere haben aber für ihre Person und die Kosten zu haften." Aber auch gegen diese Bürgschaft protestirten die Verwandten und der letzte unwiderrufliche Spruch ging endlich dahin, daß die Perregaux in Freiheit gesetzt werden solle, aber erst nach Erstattung der Prozeßkosten, die sich auf 200 Pistolen beliefen. Diese letztern wurden unter der Hand vom französischen Gesandten Amelot bezahlt.

Bis die Prozeßkosten bezahlt waren, hielt sie ihr geiziger Bruder Samuel v. Wattenwyl, gewesener Landvogt von Romainmotier, in einer Dachkammer in strengstem Gewahrsam aus Furcht, sie möchte ihm ent-

rinnen und er dann die Kosten allein zu tragen haben. Endlich auf freien Fuß gestellt, eilte Madame Perregaux in strengem Ritt nach Sonceboz, im damaligen Bisthum Basel. Dort genoß sie mit ihrem Gemahl und Sohn die Freude eines langersehnten Wiedersehens. Auch La Boulaye, des Gesandten Sekretär, hatte sich eingefunden und überzeugte sich mit Schrecken von den furchtbaren Narben und Wundmalen der Folter.

Von Sonceboz begaben sie sich nach Charguement in der Franche-Comté, wo Perregaux während seiner Flucht gewohnt hatte. La Boulaye kehrte nach Solothurn zurück. Unter der Pflege des königlichen Leibarztes Guillemin genas sie in Besançon zu neuer Kraft. Nun das alte fröhliche Leben: Besuche beim Vetter, Abt von Baume, der Dame von Wattenwyl zu Châlons, Feste, Schmeicheleien, Komplimente; ja der König selbst beglückt sie mit einer Pension. Selbst der alte ritterliche Muth der Dame kehrte wieder.

Endlich erhielt sie durch Vermittlung des französischen Gesandten die Erlaubniß, sich wieder nach Vallangin zu begeben. Aber auch da gewann sie keine Ruhe. Eben handelte es sich darum, wer das Erbe der Longueville antreten solle. Als Anhängerin des Fürsten von Conti, des unglücklichen Prätendenten, kam die Perregaux in eine schiefe Stellung. Man machte ihr das Leben sauer. Unter dem Vorwand, Madame besuche die Kirche zu selten, wurde sie vor den Kirchenvorstand geladen und zu einer beträchtlichen Buße verfällt. Da brachen die alten Folterwunden wieder auf und verbitterten ihr den Abend des Lebens.

In der Absicht, sich dem neuen Gesandten Frankreichs, dem Grafen du Luc, als eine Märtyrerin für die Sache Frankreichs darzustellen und sich dadurch seiner Gunst zu versichern, schrieb sie ihre Memoiren, die wir hauptsächlich als Quelle unserer Schilderung benützt, und starb am 21. November 1714. Ihr Grabmal schmückt die Kirche von Vallangin. Die Inschrift, geziert mit den drei Flügeln des Familienwappens von Wattenwyl, lautet also: Ici repose dans l'assurance d'une glorieuse resurrection le corps de Dame Cathérine Françoise de Wattenwyl, epouse du Sieur Samuel Perregaux ci-devant maître-bourgeois et ancien d'Eglise de Valengin, décedée le 21 Novembre 1714 agée de 69 ans. Dieu a son âme.

Der Laurentiustag im Elsaß.

Kalenderstudien auf den 10. August.

Aus der „Straßburger Post".

Der hl. Laurentius, auch Lorenz genannt, der im Elsaß einer besonderen Verehrung sich erfreut, ist allen Straßburgern, ja allen Elsässern bekannt durch die neben dem nördlichen Portal des Kreuzschiffes im Münster erbaute Laurentiuskapelle (von der weiter unten die Rede sein wird) mit der über der Eingangsthür angebrachten Darstellung des Märtyrertodes dieses Heiligen. Auch im Elsaß ist Laurentius ein beliebter Heiliger, da er Schutzpatron von etwa 20 Gemeinden ist, unter anderen von Bischheim, Hönheim, Holzheim, Bergbieten, Wasselnheim, Steinselz, Wörth a. S., Kindweiler u. s. w. Viel Gewisses wissen wir über die Lebensumstände dieses Heiligen nicht. Spanien und Rom stritten lange mit einander um die Ehre des heimathlichen Anrechts an diesen Zeugen der christlichen Kirche. Eine spanische Sage läßt ihn als den ausgesetzten Sohn eines großen Feldherrn, von einem römischen Priester unter einem Lorbeerbaum (von dessen lateinischen Namen das Kind „Laurentius" genannt worden sei) aufgefunden, einer Amme zur Erziehung übergeben und nachmals nach Rom gebracht worden sein. Im Jahre 257, beim Beginn der blutigen Verfolgungen des römischen Kaisers Valerianus, treffen wir den Laurentius als den ersten der sieben Diakone des Bischofs Sixtus zu Rom an. Neben der Bedienung des Altars und der Unterweisung der Katechumenen, war ihm vorzugsweise die Hut der heiligen Geräthe und die Pflege der Armen in der Gemeinde übertragen. Als Bischof Sixtus seine blutige Märtyrerbahn betrat, bedauerte Laurentius, dessen beneidenswerthes Loos nicht jetzt schon theilen zu dürfen. Der Bischof, den er auf seinem Schmerzensweg begleitete, befahl ihm, alle Schätze der Kirche zu verkaufen und an die Armen zu vertheilen und tröstete ihn, mit der Versicherung, daß er ihm nach dreien Tagen schon nachfolgen werde. Die Erfüllung dieser Weissagung sollte nicht lange auf sich warten lassen. Der

heidnische Statthalter glaubte nicht anders, als daß der Hut des frommen Diakons ein unermeßlicher Kirchenschatz anvertraut sein müsse, weil so viele Arme und Kranke täglich durch ihn gespeist und gepflegt wurden; er befahl deshalb dem Laurentius, unter harter Drohung für den Fall der Weigerung, alles Gold und Silber, das er in Verwahrung habe, herauszugeben, dieser erbat sich eine kurze Frist, während welcher er die geforderten Schätze zusammen zu bringen versprach; er ließ dann alle Armen, Elenden und Krüppel im Vorhof der Kirche versammeln und ersuchte den Statthalter zu kommen, die Kleinodien in Empfang zu nehmen. Mit den Worten: „Komm und siehe, der ganze Hof ist voll güldener Gefäße!" trat er ihm entgegen. Der Heide, wuthentbrannt über die ihm zu Theil gewordene Enttäuschung, ließ den Laurentius, da er sich weigerte, den Christenglauben abzuschwören, blutig peitschen und dann auf einem Rost langsam verbrennen. Die Legende berichtet, der Märtyrer habe, als er auf der einen Seite gebraten war, ausgerufen: „Assatum est jam, versa et manduca!" („Es ist nun auf einer Seite wohl gebraten, wende es um und iß davon!)

Wegen dieses Todes ist Laurentius Schutzpatron gegen Feuersbrunst und Entzündungen geworden; die Köchinnen verehren in ihm ihren Schutzheiligen. Er wird gewöhnlich abgebildet, wie er den Armen Almosen ertheilt oder auf dem Roste liegt und freudig zum Himmel aufschaut. Der Falke ist Sinnbild dieses Heiligen geworden, denn wie der Falke, wenn er frei durch die Lüfte jagt, wieder auf die Faust seines Herrn in freiwillige Gefangenschaft zurückkehr, so kehrte Laurentius freiwillig in den Kerker zurück. Papst Adrian gab dem Kaiser Karl dem Großen einige Reliquien des Laurentius, welche dieser der Kirche zu Straßburg schenkte und welche dann der jetzigen Laurentiuskapelle ihr Entstehen gaben. In Bezug auf diese Kapelle bemerkt Strobel („Das Münster in Straßburg"), sie sei die erste gewesen, die im Innern des Münsters selbst erbaut wurde. „Sie bildet die älteste Pfarrei der Stadt Straßburg; der Pfarrer zu Sankt Lorenz war der erste Erzpriester der Diözese und zu gleicher Zeit Oberbeichtvater des Münsters. Nachdem diese Kapelle baufällig geworden war, wurde sie nach der Zeichnung des 1495 verstorbenen Werkmeisters Jakob von Landshut neu aufgeführt. Im Laufe der Zeit wurde sie indessen zu klein für die stets wachsende Pfarrei, so daß man diese im Jahre 1698 in die benachbarte Martinskapelle, die 1520 erbaut worden, übersiedeln mußte. Diese letztere nahm nun den Namen Lorenzkapelle an,

welchen sie heute noch trägt. Unter den daselbst befindlichen Grabmälern zeichnet sich das des ehemaligen Stadtkommandanten De la Batie aus."

In Rom wird das Haupt des Heiligen gezeigt, und in Valencia in Spanien der steinerne Kelch, dessen Christus beim Abendmahle sich bedient haben soll und den Laurentius vom Bischof Sixtus erhalten und nach Spanien geschickt hatte. In Konstantinopel und in Florenz sind prachtvolle Laurentiuskirchen erbaut worden. Aus Dankbarkeit gegen St. Lorenz, an dessen Gedächtnißtag Philipp II. von Spanien über die Franzosen bei St. Quentin im Jahre 1557 eine Schlacht gewann, wurde der größte Palast Europa's, das Escurial, erbaut; das mit demselben verbundene Kloster ist in der Form eines Rostes gebaut, dessen Handgriffe die Gärten bilden; im Escurial selbst erblickt man unzählige gemalte, gemeißelte, marmorne u. s. w. Roste; man begegnet ihnen in den Hofräumen, Gallerieen, an den Fenstern, Thüren u. s. w. Weil der Heilige auf einem Kohlenfeuer geröstet wurde, behauptet der Volksaberglaube, dem man im Elsaß begegnet, daß, wenn man am Lorenztage zwischen der ersten und zweiten Vesper in der Erde gräbt, man Kohlen finde.

Als Loostag gilt der 10. August besonders für den Flachs und den Wein. Im Elsaß ist er auch der geeignetste Tag zur Aussaat des Rapses. Aus der Witterung des Laurentiustages haben die Landwirthe geglaubt, Schlüsse ziehen zu können auf das Gedeihen der Weinberge und auf das Wetter der nächstfolgenden Tage nicht nur, sondern auch des kommenden Herbstes. In manchen Gegenden legt man dem „Lorenz" die Bedeutung eines Wetterwechsels bei, so daß, wenn vor dem 10. August Regenwetter vorherrschend war, nun die Sonne die Oberhand gewinnen werde, und umgekehrt. Tritt am Laurentiustag Regen ein, so verdirbt er den Schafen und den Bienen das Futter, weil dann heißes Wetter folgen, also das Schaffutter vertrocknen und die Haide den Bienen durch die Spinnen zugesponnen werden soll. Es wird ferner angenommen, daß das Laurentiuswetter einige Tage anhält. Der „Gute Bote" versichert:

Ist Laurentius heiter,
Dann geht es so weiter.

Aus der Hitze der dem 10. August vorangegangenen Tage wird auf einen strengen Winter geschlossen; der „Illustrirte Kalender" behauptet:

Ist's Petrus bis Laurentius heiß,
Dann bleibt's im Winter lange weiß.

Auch auf den Verlauf des Herbstes soll der Laurentiustag, und zwar in Verbindung mit dem 24. August, der dem Gedächtniß des Bartholomäus bestimmt ist, seine Wirkung erstrecken; daher jubelt der „Marienthaler Kalender“:

Freundlich Barthel und Lorenz
Machen den Herbst zum Lenz!

Dem Winzer behagt es, wenn der 10. August schön Wetter bringt; alle elsässischen Kalender führen gereimte Wetterregeln an, die einen heiteren Laurentiustag als Vorboten eines reichen Herbstes herausstreichen. Der Lutherische Kalender prophezeit:

Um Sankt Laurenzi Sonnenschein
Bedeutet ein gutes Jahr von Wein.

und der Illustrirte Kalender:

Sankt Lorenz mit heißem Hauch
Füllt dem Winzer Faß und Schlauch.

Gewöhnlich werden „Barthel“ und „Lorenz“ zusammengestellt:

Sind Lorenz und Barthel klar,
Wird ein schöner Herbst uns wahr.

Mit dem 10. August hört das Rebholz auf zu treiben. „Nach Laurenzi Ehr' wächst das Holz nicht mehr“ oder, wie der Hebelsche Kalender es ausdrückt:

Nach Laurenzi ist's nicht gut,
Wenn's Rebholz dann noch treiben thut.

Bei Anführung dieser Wetterregeln kann ich des Gedankens mich nicht erwehren, daß mit denselben oft Mißbrauch getrieben wird. Sie sind allerdings die Frucht langjähriger Erfahrungen und Beobachtungen unserer ackerbautreibenden Vorfahren; aber schon der Umstand, daß so manche derselben auf bewegliche Feste sich beziehen und also nicht einen bestimmten Monatstag im Auge haben können, beweist, daß unsere Landwirthe mit ihren Sprüchen und Reimen keineswegs einen Zeitpunkt auf Tag und Stunde, sondern denselben immer nur annähernd bestimmen wollen. Was vom Laurentiustag gesagt wird, gilt darum von der ganzen ersten Hälfte des August; ebenso beziehen sich die „Bauernregeln“ vom Bartholomäustag auf die zweite Hälfte unseres Monats, so daß, im Grunde genommen, die auf die beiden erwähnten Tage verlegten Hoffnungen und Befürchtungen des Landmannes auf jeden Tag des Monats sich beziehen. Was der Winzer wünscht für den 10. und 24., wünscht er für den ganzen Monat! Unbedingt stimmen wir daher bei den Wetterregeln, die vom

Auguſt warmes Wetter verlangen; er hat Recht, der „Marienthaler Kalender", mit ſeinem Spruch:

Im Auguſt viel Regen
Iſt dem Wein kein Segen.

und die „Spinnſtube" mit dem ihrigen:

Will der Auguſt dem Winzer nicht lachen,
So kann der September nicht viel mehr machen.

Wie feine Beobachter unſere Väter geweſen ſein müſſen, geht übrigens daraus hervor, daß ſie aus allen Vorgängen in der Natur, aus Thau und Nebel, aus Wind und Wolken, aus Thieren und Pflanzen prophetiſche Schlüſſe gezogen habe. Es ſei mir geſtattet, an einigen Beiſpielen, die ich auf's Gerathewohl aus meiner Sammlung zum Beſten gebe, zu zeigen, wie der Auguſt in dieſer Hinſicht ausgebeutet wurde.

Vom Thau weiß der „Gute Bote":

Thau im Auguſt
Iſt des Landmanns Luſt.

Vom Mehlthau fürchtet der „Chriſtliche Hausfreund":

Mehlthau im Auguſt iſt ſehr ungeſund,
Ungereinigt Obſt bring' nicht in den Mund.

Vom Nordwind behauptet der „Lutheriſche Kalender":

Bei Nordwind im Auguſt
Regnet's, daß es eine Luſt.

Von den „Silberwölkchen" meint der „Illuſtrirte":

Je weißer die Schäfchen am Himmel geh'n,
Je länger bleibt das Wetter ſchön.

Von den Diſteln berichtet der „Lahrer Hinkende Bote":

Wenn großblumig wir viele Diſteln erblicken,
Will Gott gar guten Herbſt uns ſchicken.

Von den Ameiſen reimt der „Marienthaler":

Wenn die Ameiſen ſich verkriechen,
Werden wir Regen kriegen.

Von den Spinnen glaubt der „Gute Bote":

Wenn die Spinne ihr Netz zerreißt,
Kommt ſchlecht Wetter allermeiſt.

Von den Schwalben und Störchen meldet die „Spinnſtube":

Rüſten ſich Schwalben und Störche zur Reiſ',
Es dauert nicht lang mehr, ſo wird es weiß.

Ein alter Kalender von 1573, der „verfaßt ist durch Johannem Georgium Kern, der hohen Schule zu Dillingen F. kardinälischen Doctorem medicum und auf Polshöhe gestellt ist 48 Grad 5 Minuten" gibt für den August folgende Gesundheitsregel:

Im Augustmon messiglich dich zeuch,
Schaff wenig und Unkeuschheit fleuch,
Nit baß maß dich hiziger Speiß,
Bad und Arznei fleuch, bist du weiß.

Daß auch Witz und Spott der Wetterregeln sich bemächtigt haben, beweisen folgende Verse der neueren Reimschmiede, die Humor treiben mit dem Ernst, den unsere Väter beim Niederschreiben ihrer Knittelverse an den Tag legten.

Der „Fliegende Blätter-Kalender" (im Widerspruch mit den eben angeführten Gesundheitsregeln) gibt den Rath:

Wenn es heiß im August,
Dann ist das Baden eine Lust.

Der „Lahrer Hinkende" versichert:

Kriecht im August der Dachs nicht zu Tag
So ist's, weil er nicht schwitzen mag.

und

Stellen am ersten Gewitter sich ein,
Wird's wohl am Anfang des Monats sein.

Die „Illustrirte Welt" bringt folgende Sätze für den August:

Sternschnuppen am ersten und am zweiten
Haben gemeiniglich nichts zu bedeuten!
Tanzt die Maus auf den Stoppeln des Waiz,
Ist die Frucht geschnitten bereits.
Wälzt sich die Sau in einer Lachen,
Brauchst Du es ihr nicht nachzumachen.

Doch genug! Sind wir doch gar weit von unserem Laurentius abgekommen! Möge das Wetter am 10. August den Erwartungen unserer Winzer entsprechen! Sollte Lorenz wirklich „heiter und gut" sein und uns einen reichen Herbstsegen zuführen, so geloben wir, die Leser dieser Blätter, wenn auch nicht, wie Philipp der II., einen Palast oder eine Kirche zu erbauen, doch

im Herbste dann auf Laurenzi Ehren
das erste Glas voll Most zu leeren!

Magglingen.

Ein Luftkurort im Jura.

Von Dr. **Hans Balmer.**

(Mit Abbildung.)

I.

Wie eine Bruſtwehr der Jurawälle, iſt hart am Weſtufer des Bielerſees ein Höhenzug vorgelagert, der von der Ebene ſteil anſteigt, auf ſeiner Höhe das Plateau von Magglingen bildet, welches ſich nach Weſten und Norden, nach dem Thal von Orvin abdacht. Ungefähr 100 Meter unterhalb der größten Meereshöhe des Plateau's und an ſeinem öſtlichen Abhang erheben ſich die Gebäulichkeiten des Luftkurortes Magglingen, die von der ſchweizeriſchen Hochebene aus von allen Höhepunkten mit bewaffnetem Auge bei klarem Wetter leicht ſichtbar ſind. Der Seerücken zeigt bei Twann einen runſenartigen Einſchnitt, durch welchen der Weg von dieſer Ortſchaft nach dem Chaſſeral führt und wird im Nordoſten durch das Kluſenthal begrenzt, welches ſich vom Taubenloch bis in die Nähe von Friedliswart erſtreckt. Hier hat ſich die Schüß ihr ſteinernes Bett tief in die Felſen gegraben und Straße wie Eiſenbahn winden ſich den

Felsen entlang in die Jurathäler. Die Meereshöhe des Plateau's beträgt ungefähr 1050 Meter und erhebt sich demnach bei 600 Meter über den Spiegel des Bielersees.

Hart an dem Steilabfall des Seerückens liegt die emporstrebende Stadt Biel, in geringer Entfernung, am Ausfluß der Zihl aus dem Bielersee das Städtchen Nidau. Nach der Ortschaft und dem Kurhaus Magglingen führt von Biel aus ein Fußpfad durch Rebberge und lichte Waldung und ein Fahrweg über Leubringen, wobei die Juraſtraße bis in's Taubenloch benutzt und dann links abgeschwenkt wird. Wem Zeit zur Verfügung steht oder den Angriff nicht sofort auf den steilen Abhang auszuführen vermag, kann auch bis zum Taubenloch gehen und von dort über Friedliswart und Orvin nach dem Grundsatz: „E guete Chrumm isch nit umm" nach Magglingen gelangen. Für den Ortskundigen oder den mit einer guten Landkarte versehenen Reisenden stehen auf letzterm Wege auch abkürzende Fußpfade zur Verfügung, die wir nicht weiter verfolgen. In Kurzem wird sich noch ein und zwar der bequemste Weg nach der Höhe zur Benutzung bieten. Jeder Ankömmling sieht schon vom Bahnwagen aus auf bedeutende Entfernung einen geraden Streifen, der sich von den Baumalleen der Pasquart aus nach der Höhe zieht. Es sieht dieser Streifen aus wie eine Runse im Gebirge, durch welche im Winter die gefällten Holzstämme in rasender Eile in's Thal gleiten. Dieser Streifen bezeichnet die Linie der Drahtseilbahn, welche im folgenden Jahre die Besucher der Magglingenhöhe rasch, billig und bequem nach oben befördert und unzweifelhaft eine ungleich größere Zahl von Reisenden und Kurgästen hinaufführen wird. Doch, da wir noch die mittelalterlichen Beförderungsmittel benutzt haben, und nach einiger Rast neugestärkt in der reinen Luft uns wohlig fühlen, so sehen wir uns vorerst in unserer Nähe etwas um und werfen dann einen Blick auf das entzückende Panorama, das sich uns von jedem Punkte unseres Weges bietet.

In sonniger, geschützter Lage erhebt sich der stolze Bau des Kurhauses, dessen mächtige Front uns weit draußen auf der Hochebene so freundlich grüßte und uns einlud, hinauf zu steigen in seine reine Luft. Vor dem großen, komfortabel eingerichteten Bau ist eine Terrasse, von der aus ein erster Blick über die Ebene hin bis an die Alpen uns lehrt, daß wir, sobald die leichte Nebeldecke, welche noch die Niederungen umhüllt, verschwunden, eine ausgezeichnete Fernsicht genießen werden. Auch der See zu unsern Füßen, die Stadt Biel und die Ortschaften jenseits des See's sind

immer noch verborgen. Nur da und dort ist ein Aufblitzen bemerkbar, das rasch wieder verschwindet. Es ist eines Kirchthurms Spitze oder auch das freundliche Grüßen eines blanken Fensterleins, das wie ein Spiegel uns einen Lichtstrahl durch die aufgelockerte Nebeldecke zuwirft, wie uns der Strahl aus einem aufleuchtenden Auge in großer Menschenmenge trifft, wir möchten ihn festhalten, wir möchten tiefer in jenes Auge schauen, aber schon hat das wogende Gewimmel uns getrennt.

Durch Garten- und Parkanlagen, die hier oben unter dem Schutze, welchen die Höhen vor den rauhen Nordwinden bieten, mit großem Fleiß gepflegt werden, führen zahlreiche Fußpfade, ein wahres Netzwerk von Spaziergängen bietend und in der nahen Ortschaft ist manch schmuckes Häuschen, darin wir, falls in dem großen Kurhaus nicht Unterkunft zu finden wäre, schon Raum zu finden ist, wo wir unser Haupt zur Ruhe legen können. So leben wir einige Stunden in den lieben Tag hinein, freuen uns unserer Umgebung, der frohen Gesichter, welche wir überall erblicken und der Aussicht, die wir bald genießen können.

Noch lassen wir die Avenue Concordia auf der Seite, sie mag an einem Abend uns in ihrem internationalen Treiben gestatten, von der Ferne zu träumen; der Dichterhain wird besucht, wenn uns die unbezwingliche Lust zum Versemachen ergreift und in's Versteck schleichen wir — nun, wir sind eben noch jung und glauben an Liebe und Treue, und die Personen des Anstandes, welche an den lauschigen Bauten vorbeipilgern, lächeln, hören und sehen nichts, sie waren auch einmal jung und glaubten in einem glücklich lächelnden Auge eine Herrlichkeit zu schauen, wie sie der schönste aller Aussichtspunkte nicht bietet. Im Eilmarsch geht's an all' den bedeutungsvollen Punkten vorbei. Wir bewegen uns nach dem Chasseralblick. Der Chasseral hat seine Schleier weggerissen und zeigt sich uns unverhüllt. Er scheint uns zuzunicken: Na, warte, bald wird die freundliche Sonne auch über der Ebene das weiße Tuch wegziehen und dir ein Stück Schönheit unseres Landes zeigen. Ihr wißt, was uns Dr. R. Schneider von dem philosophischen Kräutersammler erzählt hat? Da er Vielen entschwunden sein möchte und mir das Bild so ausnehmend gefallen hat, so will ich's in wenig Zügen wieder auffrischen. Ueber dem endlos scheinenden Nebelmeer ist die junge Sonne geschäftig geworden. Sie begnügt sich nicht mehr damit, in einem einzelnen Fensterlein sich zu spiegeln, in aufblitzendem Licht eine Thurmspitze zu zeigen und sie wieder rasch zu verhüllen. Nein, sie reißt nun ganze Stücke der Dunstdecke auf, wirbelt sie

empor, daß sie zerstieben wie der Thaumantel der Nixen. Auf Augenblicke zeigt sich die grüne Niederung, zeigen sich Flüsse, Straßen, Ortschaften und Felder — doch rasch schlagen die milchweißen Wogen wieder darüber und verhüllen züchtig das schöne Bild. Den ganzen Osten und Süden aber umspannt ein gewaltiger Firnenkranz, der aus diesem beweglichen Element mit stolzer Stirne, wie für die Ewigkeit gebaut, emporragt. Nun ist er in lichte Tinten gehüllt, die mit jedem Augenblick sich verändern, wechseln, bis die vielzackige Alpenwelt im blendenden Weiß strahlt. Das ist der Augenblick, in welchem die weite Nebeldecke das Aussehen eines gewaltigen, sturmgepeitschten Meeres annimmt, das seine Brandung an die Alpenketten wirft und bis zu unsern Füßen reicht. Weit vom Süden fluthet es heran, wildbewegt und wieder auf kurze Zeit erstarrt wie ein gewaltiger Gletscherstrom, der aus den engen Thälern des Wallis bis an die Seiten des Jurawalles reicht. Und der Stein, den wir eben trafen, er ist von so bekannter Art, wir sahen ihn auf unsern Wanderungen im Wallis; gewiß, auf dem Rücken eines solch riesigen Gletschers hat er seine Wanderung angetreten und wurde hier zu ewigem Gedächtniß-Zeichen abgesetzt, ein Markstein, der das Auge des Forschers nimmer trügt. Nun aber wird's lebendig in der Tiefe. Die erste noch starre Hülle weicht zurück. Es zeigt sich der blitzende See, die Wasseradern, welche das Land durchfließen, die Ortschaften werden sichtbar, die weite Hügelebene bis an jene Gebirgsmauer, welche dem Meer eine Grenze setzte und nun den Gesichtskreis majestätisch abschließt. Das Weißensteinhôtel im Norden und der Uetliberg weit draußen im Nordosten werden sichtbar und vom Säntis an erblicken wir das stolze Panorama in ununterbrochenem Gürtelband bis zum Salève im Süden.

Wir unterlassen ein Aufzählen der bekannten Namen. Der Besucher der Magglingerhöhe wird dieselben leicht an Hand des Panoramas finden oder auf dem Distanzenzeiger des Hôtels suchen. Nur einige wenige der bemerkenswerthesten Gipfel fügen wir hier an. Im Osten treten besonders hervor der breitschultrige Glärnisch mit dem perspektivisch vorgeschobenen Rigi, südwärts die Pilatusgruppe, der pyramidale Uri-Rothstock, der Titlis und der Jochpaß und dann geht's über die kleinen Gräte und Hörner zu den Berner Alpen, weiter zu den Aiguilles und den Freiburger Bergen. Vorgelagert ist die Schrattenfluh, der Bantiger, die Falkenfluh, die Blume, der Niesen, die Guggisberger Alpen und der Gibloux. Dies ist die Einfassung des reichen Bildes, das wir aus der Vogelperspek-

tive überblicken. Dem Hintergrunde derselben angehörend, erblicken wir St. Urban, Herzogenbuchsee, Kirchberg, Burgdorf, das Grauholz, den Belpberg, den Gurten, den Gurnigel, Guggisberg und Freiburg. Im Vordergrunde dagegen das Seegelände, den Bieler- und Murten-See mit den Städten und Ortschaften an ihren Ufern, den Flußlauf der Aare, die Entsumpfungskanäle bei Nidau und Hagneck und eine große Zahl von Ortschaften der Hochebene.

Ein jeder Gang durch die Anlagen und Waldwege führt uns stets zu neuen Punkten, wo das Auge mit Wohlgefallen auf noch nicht bemerkten oder an andern Aussichtspunkten nicht sichtbaren Einzelnheiten ruht. Ganz besonders ist es das Seegelände, welches Tag um Tag denjenigen, welcher längere Zeit auf der Höhe zu weilen vermag, fesselt. Nicht nur der Blick über die Felder, den See und den Kranz der Ortschaften ist es hier, welcher uns stets neue Reize bietet, nicht nur der Blick auf die Stadt mit ihrem rührigen Treiben, durch welches nur das Auge ergötzt, das Ohr nicht belästigt wird, sondern es ist zugleich der Blick rückwärts in der Geschichte dieses Landestheiles, der uns zu langem Sinnen und gemüthlichem Träumen einladet. Wahrlich, hier ist Stoff genug dazu vorhanden. Nicht nur das Wirken und Schaffen einzelner Generationen zeigt sich hier in raschem Ueberblicke gleichsam in einem Leben gewordenen Buche, sondern die Arbeit ganzer Völkergenerationen vermögen wir zu verfolgen. Dort von der Gegend des Jolimont her gegen die Insel zieht's sich wie ein Damm durch den See, es ist der alte Heidenweg, den wohl Jahrhunderte lang vor der Römerherrschaft in unserm Lande, die Bewohner dieser Gegenden, welche lange Zeiten nach der Ueberfluthung des Seelandes hier eingewandert sind, angelegt und benutzt haben mögen. Auf den Höhen jenseits des See's, über die später der Römerweg von Ins her gegen Täuffelen führte, zeugen Erdwerke von Befestigungen dieser frühen Bewohner und in der Nähe haben zahlreiche Gräber uns manchen Aufschluß über einzelne ihrer Sitten gegeben. An der Seite des Jolimont selbst, bei dem Heidenstein, da haben dieselben unter ihren Priestern den Göttern geopfert und zu dieser Opferstätte zogen die tapfern Krieger von den Niederlassungen auf den Inseln des Bielersee's, dem befestigten Heerlager oberhalb Brüttelen und von weit umher, wohin das Feuerzeichen die Kunde trug. Weiter um den See zeigen sich die Spuren desselben Volkes und in dem See selbst fanden sich die Ueberreste der Wasserbauten derselben oder eines noch früher anwesenden Volkes, das sich noch nicht

getraute, am Land seine Wohnungen zu errichten und mit den schwachen Waffen gegen kräftigere Nachbarn den dauernden Kampf aufzunehmen. Auch auf der Höhe des Jensberges und am Fuße des Bürenberges fanden sich die noch deutlichen Spuren starker Befestigungsarbeiten, welche lange vor der Römerzeit angelegt wurden und diese natürlichen Burgen zu einem sichern Aufenthalt für eine große Zahl von Familien, in Kriegszeiten zu einem solchen für ganze Dorfschaften und Stämme machten.

Große Zeiträume mußten verstrichen sein, bis die Römer ihre Straßen durch die Ebene führten, ihre Ansiedelungen überall gründeten und zwischen Salodurum (Solothurn), Vindonissa (Windisch) nach dem verschwundenen Petineska am Jensberge ihre Truppen durch das Land zogen.

Nach den Römerzeiten kam wilde Jahrhunderte und es ging lange, bis unter den vereinzelten Hütten sich da und dort ein erstes Gotteshaus erhob, welches zu einem Mittelpunkt der Kultur der umwohnenden Leute wurde. Wo die Zihl in gewundenem Laufe der Aare zueilt und vor der Anlage der jetzigen Kanalisation gar oft das Land unter Wasser setzte, erhob sich das alte Gotteshaus Stadowe, an dessen Stelle schon vor sechs Jahrhunderten Gottstatt gegründet wurde und in der Nähe von Sitz befand sich am Ende des XV. Jahrhunderts noch ein Dorf, das seither verschwunden ist. — Die Thürme von Nidau, Erlach, Biel, Aarberg erhoben sich und wiederum dauerte es Jahrhunderte, bis sich ein kräftig Geschlecht dem doppelten Banne der herrschsüchtigen Kirche und des Adels entwand, von der Knechtung sich befreite, aber die Zeugen dieser trotzigen Herren zu dauerndem Gedächtniß stehen ließ. Nur ein Blick über die Gegend an Hand dieser wenigen geschichtlichen Erinnerungszeichen belehrt uns darüber, wie verschieden auch der Charakter des ganzen Landestheiles in den einzelnen Epochen gewesen sein muß. Ein düstres, dunkles Land war's einst, bedeckt mit dichten Waldungen und Sümpfen, durchzogen von Flüssen, welche ihr Bett bei jedem Hochwasser veränderten oder ihre Wasser weit über die Ebene ergossen. An den Ufern des See's erhoben sich aus dem seichten Wasser zahlreiche Rostwerke, auf denen die Bewohner sich gesichert fühlten vor ihren Feinden. Im Laufe ungemessener Zeiten haben diese Bewohner, welche trotz ihrer einfachen Hilfsmittel mit weit entlegenen Ländern in einer gewissen Verbindung blieben, dem Walde nach und nach Ackerland abgewannen und mit den wilden Thieren im Kampfe lebten, die erst gebräuchlichen Werkzeuge weggelegt und zu stets vollkommneren gegriffen, bis sie mit dem eisernen Schwert be-

waffnet ihre Kräfte wachsen fühlten und sich getrauten am Lande zu leben und ihren Feinden die Stirne zu bieten. Welch' eine Verschiedenheit zwischen jenen Zeiten, darin die Bewohner jener Pfahlbaudörfer in seinem aus mächtigem Baumstamm mühevoll mit Hilfe des Feuers ausgehöhlten Boot den See durchschnitten, und der Gegenwart, darin das Dampfboot und die breite Segelbarke die Fläche des See's durchfurcht; seit den Zeiten, da römische Legionäre auf den angelegten Straßen einherzogen und der Zeit des Dampfrosses, welches die Ebene durchschnaubt.

Nur in ganz kurzen Zügen haben wir versucht, ein Bild zu entwerfen der Veränderung der Landschaft unter dem Einfluß und durch die Thätigkeit des Menschen. Wir könnten dasselbe, wenn es nicht zu weit führen würde, für jede einzelne Ortschaft einläßlicher darstellen, das Wachsthum der Stadt Biel, die zu unsern Füßen liegt, verfolgen, doch dürfen wir die Nachsicht der Leser nicht zu sehr in Anspruch nehmen und überlassen es Denjenigen, die den innern Drang verspüren, über das Gewordene hinauszublicken in die Vergangenheit und die Ortschaften in ihrem Werden zu verfolgen, ein Weiteres selbst beizufügen. Nur eines sei noch gesagt: An einer Pflanze hat der Mensch erst rechte Freude, wenn er sie in ihrem Wachsthum belauscht. Tag für Tag sieht er ein neues Wunder, daran Tausende achtlos vorübergehen. Auch die Ortschaften sind einer Pflanze zu vergleichen und es wächst das Interesse an denselben mit dem Einblick in ihre Entwicklung.

II.

Im Sonnenglanz liegt an einem Julimorgen das Land. Eine zahlreiche Gesellschaft, wie die da droben vertheilt sich in kleinen Gruppen auf den verschiedenen Promenaden, den hübschen Waldungen und Ruheplätzen, oder zieht auch einen bequemen Sitz allem Pilgern vor. Nur ein mächtig Zeichen ruft die Leute all' zusammen und läßt die verschiedenartigsten Interessen sich einer Centralgewalt unterordnen — das ist die Tischglocke. An der Mittagstafel zeigt sich eine zahlreiche internationale Gesellschaft. Die verschiedenen anziehenden Kräfte, welche diese Gesellschaft bilden, zwischen denen die Neuankommenden gleich einem Pendel hin und her schwanken, bis sie sich endlich irgendwo fest angeschlossen haben und nunmehr Familienglied geworden sind, das verleiht der Unterhaltung einen ganz eigenen Reiz und gibt dem Beobachter eine unendliche Fülle von werthvollem

Material. So hatte sich unter unserer engsten Gesellschaft auch gleichsam ein Verein gebildet, der mit den alles erklärenden Naturforschern in einer kleinen Fehde lag. Geschlossen gegen außen ist dieses Häufchen von Männern des Wortes — Sprachgelehrte nannten sich die bedeutendsten mit Recht und genossen deshalb auch die Hochachtung der zugewandten Orte — im Innern keineswegs einig. Da zerfällt derselbe wieder in die freien Bildner, die den Dichterhain besuchen, Mondscheinpromenaden machen, auf dem hübschen Fleck Erde, dem Mutterseelenallein ganz für sich selbst glücklich oder todestraurig sind und in die zwei Schlachthaufen der Romanisten und Germanisten. In der Fehde, welche zwischen diesen vereinigten Truppen und denjenigen der Naturzergliederer losgebrochen war (bei der übrigens alle Unbetheiligten sich weidlich in die Faust lachten) trugen selbst die Damen Farben der einen oder andern Gesellschaft und vertraten mit geflügelten Worten ihren verschiedenen Standpunkt. Feierlichst ward eine Aufgabe den Männern des Wortes gestellt. Sie sollten nichts geringeres als eine Erklärung des Namens von Magglingen beibringen. In der Grande Allée de l'Avenir debattirten die Gelehrten und Laien. Wir können im Namen der Wissenschaft eine Indiskretion begehen und theilen das Ergebniß im Folgenden getreulich mit.

„Der See von Nugerol (später gemeiniglich Bielersee geheißen) war noch ein finsterer Geselle. Noch war er mit waldbestandenen sumpfigen, düstern Ufern umgeben und das fälschlich in unserer Zeit noch so geheißene Große Moos war nichts anderes als eine gelegentliche sumpfige Verbindungsbrücke zwischen den westlichen und östlichen Höhenzügen, welche aber einen großen Theil des Jahres ein weites Ueberschwemmungsgebiet der drei Seen bildete, die sich hier berührten. — Wüst war der größte Theil des Landes. Die weit zerstreuten Bewohner, welche nach dem Schrecken einer wildbewegten Zeit übrig geblieben waren, stritten in den Wäldern mit Ur und Bär. Zwei Jünglinge, Söhne eines alten helvetischen Heldenstammes, die in fremden Kriegen sich Gut und Ehr erworben, dann aber ein mächtiges Sehnen nach der Heimath empfanden, hatten Abschied genommen von dem Felde der Ehre, von ihren Waffengefährten und waren mit ihrem kleinen Gefolge über Solothurn bis in die Gegend von Biel gelangt. Von kühnem Jünglingsmuthe beseelt, ihr väterliches Erbe werthvoll zu machen, Burgstellen und Dörfer anzulegen und die fleißigen Bewohner mit ihrem Schwert zu schützen, waren sie bis an die Gestade des See's Nugerol gelangt. Hier nun, wie sie ostwärts schauten, drohte ihnen der kühne Thatendrang, der sie vor keinem Feinde erzittern ließ, zu schwinden. Nur wenige Kirchthurmspitzen erhoben sich, um die sich einige armselige Hütten drängten, weiter schien das Land waldbedeckt, darüber sich eine Nebeldecke spannte. Es war ein düsterer Anblick. „Helgi," sprach der

eine der Jünglinge, „lassen wir unser Gefolge hier zurück und steigen auf diesen Felsenwall, damit wir von seiner Höhe einen Ueberblick gewinnen.“ Der Angeredete nickte nur mit dem helmgezierten Haupte, winkte den Kriegern zurück zu bleiben, warf seine Zügel einem der Knechte zu und allsogleich begannen die Brüder, gestützt auf die Speerschäfte, auf schmalem Felsensteig empor zu klimmen. Sie sprachen kein Wort. Der Schweiß perlte von ihren Stirnen, doch gewöhnt an Anstrengungen setzten sie ihren Marsch durch das verwachsene Gebüsch rüstig fort. Nur wenn es in dem dichten Unterholz verdächtig rauschte und die Zweige knackten, dann fuhren die Hände zum Schwertgriff — doch kein Raubthier störte sie. Endlich war die Höhe erreicht. Helgi lehnte sich an einen Eichstamm und blickte sinnenden Auges über die weite Landschaft, von den Gestaden des See's über die zahlreichen Fluren und Thäler hinüber zu der Alpen riesigen Kette. Die Nebel waren verschwunden. Die Sonne beschien ein reiches, zu ihren Füßen ausgebreitetes Hügelland. „Bruder,“ rief Helgi nach kurzem Sinnen, „das Land ist schön und reich, es fehlen nur die Hände, diese Wälder zu lichten, diese Fluren zu bebauen, die Feinde von dem reichen Land zwischen den Wällen des Jura und den Alpen abzuwehren und die kleinen Burgen zu brechen. Ob unsere Kräfte zu dem Riesenwerke reichen? Hoffen wir das Beste, 's mag glingen.“ Der Bruder nickte beistimmend zu, und nach wenigen Worten über den Weg, welchen sie einschlagen wollten, stiegen sie wieder von ihrer Hochwarte zu den harrenden Begleitern.

Die wenigen Bewohner dieser einsamen Höhe hatten das seltsame Bruderpaar wohl bemerkt. Sie hatten sich herbeigeschlichen und die mit Begeisterung ausgerufenen Worte vernommen. Die fremden Laute entfielen ihnen bald, da sie deren Sinn nicht verstanden. Nur die Worte 's Mag glingen erhielten sich und die Stelle, wo die Brüder ausschauten über die zahllosen Thäler und Ebenen der Schweiz, die hieß von da ab Magglingen.

Bis hieher hatte ein Kleiner eifrig zugehört. „Aber Onkel,“ hebt er nun an seine Weisheit zu zeigen, auf französisch heißt Magglingen ja Macolin und das kommt von Collis, der Hügel, das deutsche Wort ist dann wie das französische eine neue Verunstaltung des lateinischen Namens, den die Römer dem Berge gegeben haben.“

Es steht also Ansicht gegen Ansicht, der Romanist zieht gegen den Germanisten zu Felde — die Akten sind noch nicht geschlossen.

Eine doppelte Erklärung, das konnten die Naturforscher schon hinnehmen, denn sie sind's aus ihrer eigenen Wissenschaft gewöhnt und wissen ganz genau, daß aus dem Widerstreit der Ansichten, die ihre Vertreter finden, erst nach und nach eine richtige Erkenntniß durchdringt. Daher gab es eine allgemeine Versöhnung und Arm in Arm spazierten hierauf die Mitglieder der beiden verbündeten Gesellschaften unter dem Schatten der Bäume und auf der Avenue Concordia. Allerdings ist diese letztere sonst

nicht der Aufenthalt exakter Forscher, sie überlassen dieselbe den Diplomaten der verschiedenen Länder, welche hier ihren Herzensbund schließen und nicht müde werden können, von dem dauernden Frieden zu sprechen und die Friedenspfeife zusammen zu rauchen. Unsere Männer flüchten sich in's Moränenwäldchen und ergeben sich vorsündfluthlichen Studien, während die Philosophen von Fach sich mit den Rousseau-Bänken begnügen, zu denen die Stimmen der Kriegshelden hintönen, welche von den deutlichen Kriegsaussichten innerhalb der nächsten hundert Jahre sprechen. Ein einsamer Curé sucht die Einsiedelei auf, im Stilleben erschallen, dem Namen zum Trotz, lärmende Kinderstimmen und bis zum Piknik-Busch schleppen sich wohlbeleibte Mütter oder lassen sich von aussichtsfrohen jungen Männern schleppen, die allerdings viel lieber mit den leichtfüßigen Töchtern in Feld und Busch Blumen brechen möchten.

Beehrt der Graf von Paris mit seinem Gefolge demnächst unsere stolze Höhe, dann wird er gewiß zu den Tuilerien wallfahrten und dort im Geiste sich als Herrscher aller Franken fühlen. Ein Basler Bürger aber nimmt den Weg unter die Füße und eilt zum Baselstein, wenn's auch Schweißtropfen kostet, er thut's aus lauter Patriotismus. So ist schon in der nächsten Umgebung genugsam für die verschiedenen Bedürfnisse der Besucher in liebenswürdigster Weise Sorge getragen und droht die Gesellschaft sich in bedenklicher Art aufzulösen, fangen die einzelnen Gruppen an Sonderinteresse zu verfolgen, dann einigt sie wiederum die Glocke, der Gong oder ein Konzert auf dem Kapellen-Platz. Nach einiger Erholung macht sich aber eine größere Thatenlust geltend. Spizberg und Chasseral winken den Einen, andere ziehen den Weg in's Thal hinunter vor, oder besuchen die Schluchten des Jorat und der Schüß, besonders der Besuch der Letzteren ist äußerst anregend. Hat man auch das Taubenloch gesehen und auf dem Wege nach Magglingen die Pforte des Jura passirt, so bleibt noch eine schöne Partie von Friedliswart nach den Fällen der Schüß, Rondchâtel und Reuchenette. Allerdings lassen sich die Fälle nicht mit vielen andern Weltberühmtheiten vergleichen, sie sind aber gleichwohl sehenswerth und haben, wie dies bei allen Naturspielen der Fall ist, ihren eigenen Reiz.

Das Tiefdunkel der Schlucht, in welcher das Brausen des Wassers sich zu verstärken scheint, die bewaldeten Gehänge, das glatte Felsenbett des Flusses, die dunkelgrünen Moosflächen und die kühnen Windungen der Straße wie der Jurabahn bieten jedem Besucher des Bemerkenswerthen

und Anziehenden genug. Auf der Mitte des Weges weitet sich die Schlucht und die Höhen schließen zwischen sich einen Thalboden ein, auf welchem sich wiederum eine rundliche Anhöhe erhebt, die geschaffen scheint, die Eingangspforte in den Jura zu beherrschen. Von dieser einsamen Höhe aus wurde sie einstens auch beherrscht und der Kaufmann wie der friedliche Landwirth zog nur mit Zittern hier durch; ja, zu Zeiten wagte kein Wehrloser anders, denn unter starker Bedeckung die Straße zu ziehen.

Auf des einsamen Hügels Spitze erhob sich das Schloß Rondchâtel, dessen letzte Mauer-Ueberreste unter dem Strauchwerk kaum mehr sichtbar sind. Ich darf dem Leser, vorab den Leserinnen nicht vorenthalten, was Ernst Schüler darüber in seinem „Bernischen Jura" schreibt:

„Zu den Zeiten der Kreuzzüge hauste in diesem Schlosse Ritter Enguerrand, ein wilder, unbändiger Geselle. Zurückkehrend aus fernen Kriegen und Abenteuern, hatte er eine Schaar reisiger Knechte mit nach dem Sitze seiner Väter gebracht, und bald schreckte er die Gegend weit umher durch Raub und Mord. Keine Heerde war da mehr sicher, kein Kaufmann konnte ruhig seine Straße ziehen, kein Frevel war, der nicht von dem Ritter von Rondchâtel und seinen Söldnern begangen wurde. Tobend, wie das wilde Heer, durchsprengte oftmals die Rotte bei Nachtzeit die offenen Ortschaften. Schüchtern verbargen sich da die Frauen und Töchter, hochauf loderte in der Brust der Männer gewaltiger, aber machtloser Zorn. Wer konnte wagen, ohne Rüstzeug ein festes Schloß zu belagern? Wie zerstreute Dorfbewohner einen grausamen Feind angreifen, ohne zugleich über Weib und Kind Verderben zu bringen? — Endlich aber nahte, beschleunigt durch schändliche That, die Stunde der Vergeltung.

Der Frühling war gekommen mit seinen freundlichen Bildern; Walter, ein Jüngling aus Bözingen, zog mit wenigen Freunden hinauf gen Wülflingen, um die holde Braut heimzuführen als Ehegemahl. Heimwärts schon führte er die Geliebte, da brach Ritter Enguerrand an der Spitze seiner Schaar aus dem Gebüsche hervor: „Mein ist die Braut!" rief er laut und traf mit scharfem Schwerthiebe den unglücklichen Walter, daß das rothe, heiße Blut aufspritzte aus der klaffenden Brust. Bewußtlos sank der Jüngling zu Boden, zu ihm in Ohnmacht, geknickt wie eine weiße Rose, die Blume von Wülflingen. Waffenlos und übermannt, flohen die entsetzten Begleiter hinab in die Ebene.

Flora, die Bejammernswerthe, schlug die Augen auf, um in namenloser Verzweiflung sich zu erheben. Enguerrand stand vor ihr, bereit, die Beute in seine Höhle zu schleppen. „Mörder!" ruft sie ihm entgegen, „schändlicher Mörder, wähne nicht, mich zu besitzen. Ihm, der hier im Blute liegt, ihm will ich folgen; dich aber, Enguerrand von Rondchâtel, lade ich vor den Richterstuhl Gottes!"

Erschüttert stand der Bösewicht mit seiner Schaar, und ehe sie sich erholt

hatten, war die unglückliche Braut hingeeilt gegen den Abgrund, der in furchtbarer Tiefe vor ihnen lag. „Mein Gatte, ich folge dir! Heilige Jungfrau, nimm mich auf!“ Mit diesem Rufe sprang sie hinab in das dunkle Grab, das schauerlich brausend sein Opfer empfing.

Die Kunde von dieser furchtbaren Begebenheit regte die ganze Landschaft auf, aus allen Gegenden des Seelandes, aus allen Thälern des Gebirgs eilten Männer und Jünglinge herbei, um mit den Waffen in der Hand das unglückliche Paar zu rächen. Doch Klugheit und List mußte sich mit der Stärke paaren, denn sicher lag der Frevler in seinem Neste. Da zogen eines Morgens reichbeladene Saumrosse die Straße einher. Die Räuber gelüstete nach Beute, es fiel die Zugbrücke nieder und heraus sprengte Enguerrand mit seinen Mordgesellen. Rasch eilte er den Kaufleuten nach. Plötzlich aber erscholl von allen Seiten das Lärmhorn, der Wald belebte sich und überall traten aus seinem Schatten bewaffnete Männer hervor. Die Räuber erkannten die Gefahr und wollten heimwärts; zu spät, der Weg war verschlossen. Nun entspann sich ein wüthender Kampf, flammend von Rachegluth und Verzweiflung. Endlich begann die gerechte Sache zu siegen, erschlagen sanken die von Rondchâtel, nur der Ritter schien unbezwinglich und verbreitete Tod und Wunden um sich her. Da sprang wie ein Blitz ein großgewachsener, starker Jüngling von Bözingen gegen den Streiter, unterlief, ausweichend dem furchtbaren Schwerthiebe, dessen Waffe und erstach ihn mit dem Dolche, da wo Helm und Harnisch zusammenstoßen. Von dieser kühnen That nannte man ihn „Ritter“, und noch heute blüht sein kräftiges Geschlecht unter den Bewohnern von Bözingen. Die Sieger drangen nun in die Burg und zerstörten sie in solch' grimmiger Entrüstung, daß nur wenige von Wald umschattete Trümmer heute noch die Stätte zeigen, wo sie lag. An der Stelle, wo das unglückliche Paar ein so trauriges Ende fand, sah man nach Jahrhunderten ein Kreuz, bis es die Zeit, die alles zerstörende, unter ihren Fluthen begrub. In den Klüften und Baumästen des Abgrunds, in dem die Braut ihren Tod suchte und fand, nisteten lange Zeit, ein Bild treuer Liebe, viele Taubenpaare und gaben dem Schlunde den Namen.

Wer in der feierlichen Stille der Abenddämerung jene Waldesgegend besucht, der wird unwiderstehlich ergriffen von dem Schauerlichen und Geheimnißvollen, das in ihr liegt. Klage murmelnd scheinen die Wellen des Flusses von Rondchâtel herab zu fluthen, um den Blutfleck abzuwaschen, der sich, ewig unvergänglich, auf dem Grunde des Felsens zeigt. Trauernd beugen sich die Blumen an der Felswand und winken in den Abgrund hinab; düstere Tannen und hohe kahle Felsen stehen wie gespenstige Wächter da. Und wenn in den Tiefen unten es wie leises Kosen über dem Waldstrome webt, so scheint es der Gruß der Liebenden zu sein, die hier das schreckliche Verhängniß auseinander riß und schnell wieder vereinte.

„Denn unten, da haben sich beide gefunden.“

Das ist's, was wir von der Zerstörung des Schlosses Rondchâtel und von dem Ursprung der Benennung Taubenloch wissen. — Nur Wenige

der jungen Leute giebt's, die nicht diese Stellen von Magglingen aus besuchen würden. Seitdem die Jurabahn die Schlucht durchschneidet und von Neuchenette aus dieselbe zur Rückfahrt benutzt werden kann, läßt sich auch diese, sowie verschiedene andere Touren nach Gutfinden ausdehnen. So mag der Abstieg von Magglingen nach Biel, die Fahrt nach Neuchenette, der Besuch des Schloßhügels von Rondchâtel und der Rückweg über Friedliswart sehr empfohlen werden. Auf der andern Seite kann auch eine Fahrt von Biel nach Twann und die Tour über den Twannberg nach Magglingen von einigermaßen guten Fußgängern unternommen werden. Als ein wichtiges Glied in dieser Kette ist die Drahtseilbahn zu betrachten, deren Bau emsig fortschreitet.

III.

Schon bei der Besprechung einiger ausgedehnterer Rundgänge ist nicht zu übersehen, daß eine Rückkehr über Biel nicht gut in Vorschlag gebracht werden darf, weil nach einem ermüdenden Marsch und der Eisenbahnfahrt nach Biel der Aufstieg nach Magglingen zu beschwerlich fallen dürfte. Eine bequeme Verbindung der Höhe mit der Stadt wird diese Schwierigkeit heben und die Besucher der Schluchten der Schüß können am Abend mit Jura- und Drahtseilbahn zurückkehren. Dies konnte natürlich nicht den ersten Anstoß zum Bau der Drahtseilbahn geben, sondern es wurde eine solche mehr und mehr eine Nothwendigkeit, weil viele Besucher des Kurortes nicht über die nothwendigen Kräfte verfügen, den Weg zu Fuß zu unternehmen und weil die Verbindung der Station mit der Höhe mittelst Fuhrwerk größerem Andrang nicht zu genügen vermag. Die Beobachtung hat auch ergeben, daß bei allen ähnlichen Unternehmungen der Zuzug von Gästen sich mit der Verkehrserleichterung stetig gehoben hat. Schon die bisherigen Besucher von Magglingen haben sich im Allgemeinen von Jahr zu Jahr vermehrt. Diese Vermehrung ist einestheils dem Umstand zuzuschreiben, daß die Kunde der günstigen Lage Magglingen's sich mehr und mehr verbreitete und so die Besucher selbst zu Werbern für neuen Zuzug wurden. Es ist aber nicht zu vergessen, daß schon vor Jahrzehnten die Bieler Aerzte den Erholungsbedürftigen und den Rekonvaleszenten anempfahlen, sich einige Zeit auf der Höhe niederzulassen und dort in der gesunden reinen Luft, bei zuträglicher Nahrung, durch angemessene Bewegung, ungestört durch das Getriebe des Tages, der Wiederherstellung ihrer ge-

schwächten Gesundheit zu leben. Viele befolgten diesen Rath. Auch aus weiterer Ferne kamen Gäste an. Die vorhandenen Privat-Pensionen genügten aber nicht für die Aufnahme einer großen Zahl von Gästen. Mit der Erbauung des Kurhauses war diese Schwierigkeit weggeschafft und der Erfolg zeigte, daß das Publikum seine Dankbarkeit dem Unternehmen zu bezeugen gesonnen war. Von Jahr zu Jahr wurde durch die Verbesserung der Verbindungswege und die gleichzeitige Ausdehnung und zweckmäßigere Einrichtung des Kurhauses die Zahl der Gäste und die Zeit ihres Aufenthaltes vermehrt. Nur eine ungünstige Witterung oder bedeutsame Ereignisse konnten in einzelnen Jahren eine Veränderung in der fast gesetzmäßigen Zunahme herbeiführen. Werden die Tage gezählt, welche die einzelnen Besucher im Kurhause zubrachten und hernach sämmtliche so ermittelten Tage summirt, so ergiebt sich, daß vom Jahr 1877 auf 1885 die Gesammtzahl der Logirtage sich mehr als verdreifacht hat. Sie stieg von 3195 auf 9490. Daneben ist auch eine bedeutende Zunahme der in Magglingen in Privathäusern logirenden Gäste zu verzeichnen und es hat sich die Zahl der vorübergehenden Besucher, die sich einen Aufenthalt von mehreren Tagen nicht gönnen dürfen, noch weit stärker vermehrt.

Nach allen diesen Beobachtungen durfte, gestützt auf hinreichende Zahlen, der lang gehegte Plan der Erbauung einer Drahtseilbahn in Angriff genommen werden. Dieselbe wird rund 1700 Meter lang und hat eine Höhe von 442 Meter zu überwinden, wodurch sich die mittlere Steigung auf 26,9% stellt. Der bedeutendste Kunstbau besteht in einer eisernen Brücke von 90 Meter Länge. Der Betrieb der Bahn gestaltet sich ähnlich demjenigen der Gießbachbahn oder der Miniatur-Drahtseilbahn in Bern nach dem Marziele, d. h. die auf- und abwärts gehenden Wagen sind durch ein Drahtseil verbunden und weichen sich in der Mitte aus. Das Gewicht des 33 Millimeter starken Drahtseiles, welches um mächtige Rollen von $3^1/_2$ Meter Durchmesser läuft, wird durch ein Balancirseil aufgewogen. Da auf dem Magglinger Plateau, wie auf den Jurahöhen überhaupt, sich nicht die genügende Wassermenge findet zur Ueberlastung der abwärts fahrenden Wagen, so muß durch ein eigenes Pumpwerk der nöthige Wasservorrath auf dasselbe in ein hiezu erstelltes Reservoir gepumpt werden. Unter Berücksichtigung aller dieser Verhältnisse stellen sich die Baukosten auf 420,000 Fr., die jährlichen Betriebsauslagen (bei einem Nominalverkehr von 1500 Zügen während der Saison) auf 10,000 Fr. Diese Auslagen lassen sich natürlich weit leichter und genauer feststellen, als es

mit den zu erwartenden Einnahmen der Fall ist. Wir haben schon oben auf die Zunahme der Besucher hingewiesen und müssen hier noch einige Punkte anfügen, die bei der Frequenzberechnung wesentlich in Betracht fallen müssen. Schon bei den Gästen, welche sich mehrere Tage oder Wochen, überhaupt längere Zeit im Kurhaus, in dem noch zu erstellenden Gebäude oder in den Privatpensionen und eigenen Besitzungen aufhalten, ist zu berücksichtigen, daß mancherlei Beziehungen dieselben hie und da veranlassen können, die Stadt zu besuchen oder anderwärts hinzureisen, sobald die Verbindungsmittel derart sind, daß ihren Kräften nicht zu große Anstrengungen zugemuthet werden.

Unter denselben Bedingungen wird es auch Angehörigen der Kurgäste leichter fallen, dieselben an freien Tagen zu besuchen. Aus diesen Gründen ergiebt sich unzweifelhaft, selbst bei gleichbleibender Zahl der Kurgäste, eine Zunahme des Personenverkehrs zwischen der Stadt und der Höhe. Nach allen bisherigen Erfahrungen wird aber auch mit der erleichterten Verbindung eine Zunahme der Kurgäste eintreten. Daraus folgt, daß schon von dem Kurhaus selbst, aus den Privatpensionen und durch die Besucher des noch zu erstellenden Dependancegebäudes, eine höhere Zahl von Passagieren auf der Drahtseilbahn sich ergeben wird, als nach den bisherigen Erfahrungen festgestellt werden durfte. An einzelnen Tagen befanden sich auf der Magglingerhöhe schon über 1000 Besucher, die entweder im Kurhaus vorübergehend vorsprachen oder im Freien kampirten. Es wird sich diese Zahl durch eine Verkehrsentwicklung nicht vermindern, sondern eher steigern und die Tage mit zahlreichem Besuch werden sich wesentlich häufiger wiederholen. Das gewerbliche Biel mit den umliegenden Ortschaften und den Zufahrtslinien von Bern, Solothurn, dem Jura und Neuenburg, wird nach der Erbauung der Bahn eine beträchtliche Zahl von Passanten stellen, die bis dahin aus verschiedenen Gründen versäumt haben, den Aussichtspunkt zu besuchen. Eine Fahrt von Basel her durch den Jura nach Biel, die Benutzung der Drahtseilbahn und die Rückkehr über Neuchenette wird für viele Sonntagsreisende ein beliebtes Ziel bilden, dies umsomehr, als die Jurabahn von ihren Stationen aus direkte Billete nach Magglingen ausgeben wird.

Schließlich ist auch darauf hinzuweisen, daß seit der Erbauung des Hôtels auf dem Chasseral derselbe zu einem vielbesuchten Punkt der Bewohner der Jurathäler und des Flachlandes geworden ist. Mit der Ersteigung des Gipfels läßt sich durch die Benützung der Drahtseilbahn eine

hübsche Rundreise verbinden und ist der Weg zu demselben vom Flachland aus ganz bedeutend erleichtert.

So dürfen wir annehmen, daß alle Aussichten für eine zahlreiche Benützung der Biel-Magglinger Bahn sprechen und nach menschlichem Ermessen derselben eine gesicherte Zukunft versprechen. Sie ist es aber auch, die ein Entfliehen aus der Ebene ermöglicht, die körperlich Geschwächte ohne große Kosten auf eine gesunde Höhe führt, die Demjenigen, der nur auf wenige Stunden die anstrengende Arbeit mit der Ruhe und Erholung zu vertauschen vermag, einladen wird, diese Stunden auch ganz und voll durchzukosten. Es wird so viel von der gesunden Bewegung im Freien gesprochen, sie soll in Verbindung mit der Mäßigkeit das allein vor Krankheit und Schwächlichkeit schützende Mittel sein, und ist es im Wesentlichen auch. Aber nicht Allen ist es vergönnt, während Ferientagen leicht bepackt die schöne Schweiz zu durchpilgern; gar Viele, ja die Großzahl der Menschen ist Tag um Tag an den Werkstuhl, an die Arbeit gefesselt. Unter diesen ist wiederum eine starke Zahl von Menschen, die einer Erholung auf freier Höhe sehr bedürftig wären, aber aus tausend Gründen sich höchstens auf der Landstraße abmühen, die ihnen so die Freude an der schönen freien Natur zu nehmen geeignet ist, daß sie das nächste Mal sich nicht weiter denn zum ersten erreichbaren Biergarten verirren. — Eine Fahrt auf die Höhe bringt sie in der Morgenfrische in Luftschichten, darin die Bewegung weit zuträglicher und erhebender, für Körper und Geist erfrischender ist, als stundenlanges Wandern auf der Ebene. — Es wird die Drahtseilbahn nicht nur den Kurort heben und Viele zu ihrer Genesung dahin führen, sondern sie wird auch die Lust, die aussichtsreichen Punkte der Jurakette zu besuchen, weithin zu beleben vermögen. Trotz, nein gerade in Folge der erleichterten Verkehrsmittel wandelt unsere Generation weit häufiger auf dem Rasenteppich der Höhen unseres Landes, als es zur Zeit des Schnappsackes und Felleisens der Fall war. Wir verkürzen diejenigen Distanzen, welche dem Besuche der schönsten Aussichtspunkte vielfach wehrten, wir beschleunigen, erleichtern die Verbindung, damit uns desto mehr Zeit bleibe, einem wahren Naturgenuß zu leben. Wohl trägt die Eisenbahn uns rasend schnell durch die Ebenen und werden wir bequem an Gehängen durch Wasser- oder Dampfkraft emporgezogen, wir können dabei nur gewinnen. Statt durch gleichmäßig-einförmige Strecken zu schleichen, am Ziele ermüdet anzulangen, versparen wir Kraft und Frische, uns voll und ganz dem reinen Genusse am Ziele hinzugeben, und — last

but not last — auch unſerer Geſellſchaft, Frau und Kindern etwas mehr zu ſein, als ein Mann, der ſich den Schweiß von der Stirne wiſcht wie bei der täglichen Arbeit: Ein Mann, welcher der Erholung zu leben vermag, in Frohmuth mit den Lieben die ſo karg zugemeſſenen ſchönen Stunden durchlebt.

Die Pfarrei Wegenſtetten.

Nach Mittheilungen von Domherrn **K. Herzog** in Solothurn.

Die frickthaliſche Pfarrei Wegenſtetten, deren Kirchenpatron der hl. Erzengel Michael iſt, hat unſtreitig von jeher wie heute noch zum Dekanat Frickgau gehört. Ueber den Anfang und die Stiftung der Pfarrkirche finden ſich keinerlei Urkunden, noch irgend welche Nachrichten vor. Zur Zeit des dreißigjährigen Krieges gingen nämlich ſämmtliche Schriften der Pfarrei verloren. Wie die Sage erzählt, ſoll damals das Pfarrhaus, von feindlichem Kriegsvolk angezündet, abgebrannt ſein.

Wegenſtetten war ehemals ein beträchtliches Pfarrrektorat. Der jeweilige Kirchherr oder Pfarrrektor hatte nicht nur den Zehnten in Wegenſtetten, ſondern auch jenen im pfarrgenöſſigen Dorfe Hellikon zu beziehen. Der letzte Pfarrrektor war Thomas von Falkenſtein, Domherr in Baſel und Bruder der damaligen Fürſtabtiſſin Eliſabeth in Säckingen. Dieſer Umſtand mag wohl die Fürſtin nach den Einkünften der Pfarrei lüſtern gemacht haben. Wenigſtens überreichte Eliſabeth nach dem Tod ihres Bruders dem damaligen Biſchof Philipp zu Baſel eine Bittſchrift des Inhaltes, daß derſelbe das Rektorat zu Wegenſtetten dem Damenſtift in Säckingen zutheilen möchte. Der Biſchof willfahrte dem Wunſche der Abtiſſin und übergab durch eine im Jahr 1551 ausgeſtellte Urkunde die ſämmtlichen Pfarreinkünfte dem fürſtlichen Damenſtift, jedoch mit der ausdrücklichen Bedingung, daß die Abtiſſin jederzeit einen tauglichen Prieſter als Pfarrverweſer mit einem hinlänglichen Einkommen in Wegenſtetten beſtellen ſollte. Dieſe Inkorporation geſchah, um damit dem herabgekommenen Stift in Säckingen wieder in Etwas aufzuhelfen. Von dieſer Zeit an betrachtete ſich das Stift als Pfarrrektor in Wegenſtetten und die Pfarr-

herren daselbst wurden von der Fürstabtissin nie anders denn als Pfarrvikar titulirt. So blieb es bis zum Jahr 1803, wo das Frickthal zum Aargau kam und damit auch die diesseitigen Patronatsrechte des Stiftes Säckingen an den schweizerischen Kanton übergingen. Seitdem besitzt der Staat Aargau das Kollaturrecht von Wegenstetten und damit die Pflicht der Baulast für den Kirchenchor und das Pfrundgebäude.

Ueber das frühere Schicksal der Pfarrkirche ist, wie schon angedeutet, nichts bekannt. Das Aelteste, was hierüber zu finden, ist dies, daß dieselbe im Jahr 1741 von Grund aus neu und größer aufgebaut wurde, da die alte Kirche zu klein und wegen hohen Alters dem völligen Einsturz nahe war. Das Ordinariat beauftragte den damaligen Dekan Dr. Ringler, den ersten Baustein zu legen und einzusegnen. Von der alten Kirche blieb nichts als der Thurm übrig. Als Baumeister wird genannt der Italiener Johann Kaspar Bagnato. Im Jahre 1819 wurde die Kirche nothdürftig renovirt von Maurermeister Obrist von Gansingen. Im gleichen Jahre wurden von einem gewissen Jodokus Wilhelm von Bregenz alle drei Altäre und die Kanzel restaurirt.

Zur Pfarrei Wegenstetten gehört die Filiale Hellikon mit der dortigen Kapelle ad St. Sebastianum. Nach einstimmiger Ueberlieferung werden daselbst zwei Brüder Waldmeyer als Stifter dieser Kapelle genannt, von denen man erzählt, daß beide in der Fremde zur Zeit der Pest, ohne von einander Etwas zu wissen, das Gelübde gemacht hätten, zu Haus zu Ehren des hl. Sebastian eine Kapelle zu erbauen, wenn sie von der Krankheit verschont bleiben würden. Wirklich kamen beide wohl erhalten fast gleichzeitig nach Hause. Sie säumten nicht, ihr gemachtes Gelübde zu erfüllen. Noch bestehen daselbst vier Jahrzeiten für Stifter und Gutthäter der Kapelle und vier hl. Messen werden jährlich stiftungsgemäß dort gelesen für die Lebendigen und Verstorbenen der Familie Waldmeyer. Außer diesen Stiftungen sind daselbst gegen 30 andere Jahrzeiten. Früher war nur ein Theil von Hellikon, etwas mehr als die Hälfte nach Wegenstetten pfarrgenössig, nämlich jene Haushaltungen, die am rechten Ufer des Möhlinbaches wohnten. Der übrige Theil am linken Bachufer mit der Kapelle (ungefähr 30 Haushaltungen) war bis zum Jahre 1788 nach Zuzgen eingepfarrt. Erst in dem genannten Jahr wurde dieser Theil von Zuzgen abgelöst und der Pfarrei Wegenstetten einverleibt, allein ohne die mindeste Entschädigung, so daß der jeweilige Pfarrer von Zuzgen durch diese Aenderung in seinem Einkommen nichts verlor. Der-

selbe bezog nach wie vor von Hellikon seinen Wein- und Fruchtzehnten, seine Holzkompetenz ꝛc., nämlich 10 Vienzel Korn, 5 Vienzel Hafer, 30 Strohwellen, Weinzehnten von den Reben der betreffenden Häuser.

An religiösen Bruderschaften bestand in Wegenstetten eine berühmte Rosenkranzbruderschaft, von Pfarrer Dick 1670 gegründet. Dieselbe zählte auch außerhalb der Pfarrgemeinde, in den benachbarten Ortschaften Wittnau, Schupfart, Obermumpf und Zuzgen viele Mitglieder, woraus sich erklärt, warum in den genannten Orten nie besondere Bruderschaften oder Marianische Andachten und Prozessionen üblich gewesen sind. Die Leute aus diesen Ortschaften kamen an den Monatsonntagen und den Marienfesten Nachmittags nach Wegenstetten und nahmen hier an der marianischen Feierlichkeit Theil. Ganz besonders feierlich wurde alljährlich das Titular- oder Rosenkranzfest begangen, an welchem alle benachbarten Geistlichen (oft 15 an der Zahl) sich einfanden, mit einem Ehrenprediger, der 5 fl. Honorar erhielt. Am Nachmittag wurde unter Böllerschüssen der große Umgang (Prozession) durch das Dorf gehalten. Der beträchtliche Bruderschaftsfond bestritt die Kosten. Tags darauf war das Anniversarium für die verstorbenen Mitglieder, wieder mit Beizug vieler fremden Geistlichen und einer (zweiten) Gasterei im Pfarrhaus, an welcher auch weltliche Personen Theil nahmen. Im Anfang dieses Jahrhunderts wurde der Bruderschaftsfond säkularisirt und den beiden Schulfonds von Wegenstetten und Hellikon zu gleichen Theilen einverleibt, ausgenommen der Betrag für die Bruderschaftsjahrszeiten, welcher in den Kirchenfond kam. Es ist noch ein Verzeichniß der Bruderschaftsmitglieder vorhanden vom Jahr 1670—1850, seitdem hat keine neue Aufnahme und Einschreibung stattgefunden.

Wie bereits bemerkt, enthält das Pfarrarchiv keine ältern über die Zeit des Schwedenkrieges hinausgehende Urkunden, außer einer beglaubigten Abschrift der oben erwähnten Inkorporations-Urkunde vom Jahr 1551, wodurch die Pfarre Wegenstetten dem Stift Säckingen einverleibt wurde. Aus späterer Zeit kommen vor: mehrere Bruderschaftsfondrechnungen; Erneuerungsakte des marianischen Rathes der löblichen Erzbruderschaft des hl. Rosenkranzes; Vereine vom Jahr 1717—1740 über Grund- und Bodenzinsgefälle der Kirche von Wegenstetten im Gemeindebann Hellikon. Die letztere Vereinigung nahm im Namen der Stiftsherrschaft in Säckingen der Vogt Adam Hoier von Zuzgen vor mit Beizug von 10 beeidigten Männern von Hellikon, welche das Landmaß und

die betreffenden Besitzer wahrheitsgetreu anzugeben hatten. Endlich liegt im Archiv eine Bittschrift des Pfarrers Kern vom Jahr 1766 an den bischöflichen Offizial Cattin, Doktor der Theologie, wegen Einführung der Kreuzwegandacht in der Pfarrkirche, sowie das bezügliche Antwortschreiben. Laut Fassion vom Jahr 1766 betrug das Einkommen der Pfarre Wegenstetten in natura: 47 Vienzel Korn, 4 Viertel Hafer, 2 Viertel Gerste, 12 Saum Wein. Dazu Kleinzehnten: von den Erdäpfeln bei 18 Viertel; von Hausgeflügel der sogenannte Gartenhahn oder in Geld von jeder Haushaltung 5 kr.; vom Hanf ungefähr 12 Pfd. Reisten; von Obst und Reben etwa für 10 fl.; Heuzehnten wurde wenig in natura gestellt. Von 167 Jucharten Mattland hatte der Pfarrer nur 3 kr. per Jucharte und bei Aufbrüchen noch weniger oder gar nichts.

An der Kirche sind keine Inschriften oder Grabmäler angebracht, die ein geschichtliches Interesse haben dürften. Die älteste Glocke, die jetzt als große Glocke dient, trägt die Jahrzahl 1629 und war ursprünglich zum täglichen Engelsgrußgeläute bestimmt, jetzt dient dazu die mittlere Glocke vom Jahr 1811.

Das älteste Taufbuch geht zurück bis auf das Jahr 1639. Es ist unter Heinrich Pfister, Pfarrverweser, Fritz Brogle und Hans Jakob Hürbin, Kirchmeier, erneuert worden im Jahre 1653. Dann folgen zuerst die zur Zeit des Krieges vom Jahr 1639 an Getauften. Andere Aufzeichnungen merkwürdiger Ereignisse finden sich darin keine. Das Jahrzeitenbuch ist neuern Ursprungs von Pfarrer Becker geschrieben.

Reihenfolge der Pfarrer von Wegenstetten: Aus dem ältesten Taufbuch erhellt, daß vom Jahr 1639—1660 Heinrich Pfister die Seelsorge in Wegenstetten und Hellikon ausübte. Woher er gebürtig gewesen, steht nirgends eingeschrieben. Soviel ist gewiß, daß derselbe zu gleicher Zeit auch Pfarrer in Zuzgen war, wie das dortige Taufregister beurkundet. In späteren Jahren wurde Pfister zur Seelsorge nach Herznach berufen; es ergibt sich dies aus dem Tagebuch, in welchem er 14 Mal als Taufpathe und als Pfarrer von Herznach eingeschrieben vorkommt.

Auf ihn folgte im Jahr 1660 Johann Werner Spindler aus Liestal. Auch dieser erscheint gleich seinem Vorgänger öfters als Taufpathe (12 Mal). Er hat über 8 Jahre die Pfarre pastorirt. Von Mitte des Jahres 1669 bis zum 24. Juni 1675 war Jakob Dick von Luzern sein Amtsnachfolger. Dieser errichtete im nächstfolgenden Jahr die Rosenkranzbruderschaft für Wegenstetten und die benachbarten Orte und war

selbst der erste Präses derselben. Sein Nachfolger, Leonhard Keller von Säckingen, zuvor Pfarrer in Schupfart, ließ auf seine Kosten mehrere bauliche Verbesserungen vornehmen; er starb, nachdem er fast 21 Jahre als Seelsorger daselbst geamtet, am 18. Mai 1696. Während seiner langwierigen Krankheit versah Hilarius Leu aus Säckingen mehrere Monate und hernach der Kapitelsvikar Franz Bader über ein halb Jahr die Pfarre, bis im Anfang des Jahres 1697 Johann Baptist Hunebühl als Pfarrer eintrat. Dieser stiftete nebst dem Abendrosenkranz (dessen Abbetung an den Werktagen schon längere Zeit aufgehört) mehrere Jahrzeiten und starb am 30. Mai 1704. Sein Nachfolger im Jahr 1704 war Johann Jakob Schuler von Laufenburg, der nach vierzehnjähriger Pastoration plötzlich am 5. Januar 1719 im 54. Jahre seines Lebens starb. Im nämlichen Jahre wurde Fridolin Elgg von Säckingen zum Pfarrer in Wegenstetten ernannt. Nachdem derselbe die Pfarrei 15 Jahre verwaltet, fiel er in eine langwierige Krankheit, welche ihn zuletzt nöthigte, die Pfründe aufzugeben, wobei er sich nichts als Kost und Kleidung nebst 30 Pfd. jährlicher Einkünfte vorbehielt. Er starb bald darauf den 4. Juni 1734, 58 Jahre alt. Franz Joseph Regisser von Laufenburg war im Januar 1734 als Pfarrhelfer hieher gekommen und gelangte nach dem Tode seines Vorfahren zum völligen Pfarrbesitz. Unter ihm wurde das Pfarrgebäude ganz neu aufgeführt und im Jahre 1741 die Kirche von Grund auf zu bauen angefangen, welche dann im Jahr 1750 vom damaligen Fürstbischof von Basel Joseph Wilhelm Rink von Baldenstein feierlich eingeweiht wurde. Wegen des in den Mattenaufbrüchen vom Stift Säckingen beanspruchten Fruchtzehntens gerieth Regisser in große Verdrießlichkeiten, die zu einem förmlichen Prozesse erwuchsen. Doch der Tod, der am 19. April 1760 des Pfarrers Leben unvermuthet endete, machte auch dem Prozeß ein schnelles Ende. Im gleichen Jahre erhielt Johann Michael Simon Keßler, ein junger Priester von Landstuhl aus dem Bisthum Worms, von der damaligen Fürstabtissin Maria Anna von Hornstein-Göffingen die Pfarrei Wegenstetten unter der Bedingung, daß er gegen 6 Vienzel Korn Entschädigung die sämmtlichen in den Mattenaufbrüchen der Pfarrei zugehörigen Zehntrechte dem Stift Säckingen für immer abtrete, was denn auch geschah. Demzufolge wurde für den jeweiligen Pfarrer ein neuer Kompetenzbrief verfertigt und von der Abtissin und dem Bischof Josef Wilhelm unterzeichnet und besiegelt.

Unter Keßler ereignete sich folgendes Unglück: Zwei Jünglinge

hatten bei Gelegenheit einer Kindestaufe den Entschluß gefaßt, Freudenschüsse zu thun. In dieser Absicht legten sie Pulver an einen Holzschopf an; und als der Zunder nicht brennen wollte, waren sie unvorsichtig genug, denselben anzublasen. Plötzlich wurde das oben vom Schopf herabhängende Stroh vom Feuer ergriffen und dadurch entstund eine solche Brunst, daß aller Hilfe ungeachtet über 22 Gebäude in Schutt und Asche verwandelt wurden. Keßler verrieth viel Baulust. Er ließ nicht nur die Pfarrhöfe in Hochsal (Schwarzwald) und Mettau neu aufführen, sondern auch das neu aufgebaute Pfarrhaus in Wegenstetten ansehnlich erweitern. Er ließ ferner die Altäre neu erstellen und fassen, die Ringmauern des Kirchhofes frisch aufbauen und den Kirchthurm selbst um einen Stock erhöhen. Keßler wohnte die meiste Zeit im Stifte und wurde endlich im Jahr 1764 zum zweiten Chorherrn in Säckingen ernannt.

Franz Josef Kern von Laufenburg wurde im nämlichen Jahr 1764 des Vorigen Nachfolger. Dieser Pfarrer errichtete die Stationen in der Kirche, ließ die Kanzel ganz neu fassen, das sog. Beinhaus, das jetzt beseitigt ist, sowie das Kruzifixbild erneuern, das vor der Reformation in der Kirche zu Rothenfluh gewesen sein soll und jetzt in der Kirche gegenüber der Kanzel hängt. Kern forderte laut Kompetenzbrief den Zehnten von den Gartenbohnen, und da ihm einige Bürger denselben verweigerten, auch von einem gütlichen Vergleich nichts wissen wollten, kam es zum Prozeß, der zu Gunsten des Pfarrers entschieden wurde. Dies verursachte Erbitterung, die noch mehr zunahm, als der Pfarrer die Ausgelassenheit der Jugend scharf zu rügen pflegte. Einige Bürger verfolgten den Pfarrer so lange, bis er von Wegenstetten abberufen wurde. Mißmuthig über sein unverdientes Schicksal kehrte Kern im Sommer 1773 in seine Vaterstadt Laufenburg zurück, wo er bald Pfarrer wurde. Allein er wußte sich in seinen neuen Wirkungskreis so wenig zu finden, daß er in eine tiefe Schwermuth verfiel, und zuletzt irrsinnig geworden im Kapuzinerkloster in Laufenburg angefesselt werden mußte. Er starb bald nachher (30. März 1774).

Josef Theodul Meier von Rheinfelden, zuvor Pfarrer in Sulz, erhielt im Jahr 1773 die Seelsorge zu Wegenstetten. Er verbesserte den Chorgesang und schrieb selbst das große Choralbuch, das lange Zeit gebraucht wurde. Nachdem Meier kaum 2½ Jahr der Pfarrei vorgestanden, starb er den 22. Januar 1776 im 59. Lebensjahr. Derselbe ist bis zu dieser Stunde im besten Andenken. Im ersten Viertel des gleichen Jahres geschah es, daß Johann Georg Zepf von Laufenburg, als Seel-

sorger erwählt wurde. Unter ihm kam 1788 der nach Zuzgen eingepfarrte Theil von Hellikon an die Pfarrei Wegenstetten und zwar, wie gemeldet, ohne Entschädigung. Zepf hatte zwar durch einen Rechtsgelehrten in Freiburg einen Prozeß gegen diese neue Einverleibung eingeleitet, konnte aber diese dennoch nicht verhindern und entschloß sich erst im Jahr 1805, die in der Kapelle zu Hellikon gestifteten Jahreszeiten zu lesen. Zepf führte die Josefsandacht ein und förderte durch milde Beiträge das Wohl der Pfarrgemeinde. Er stiftete vier Jahreszeiten und verordnete eben so viele Almosenspenden für die Armen. Nachdem Zepf die Seelsorge über 38 Jahre mit lobwürdigem Eifer versehen, erhielt er, bereits 77 Jahre alt, eine Chorherrenstelle in Rheinfelden, er zog am 19. Juli 1814 dorthin und starb am 5. August 1819. Er war der letzte von der Fürstabtissin zu Säckingen ernannte Pfarrer. Zu seinem Nachfolger wurde von der Regierung des Kantons Aargau am 8. August 1814 erwählt Johann Kaspar Becker, seit 1807 Stiftskaplan und Jugendlehrer in seiner Vaterstadt Rheinfelden. Derselbe war Pfarrer bis zum Juni 1823, wo er, in Folge des Zehntloskaufs und der sog. „Pilgergeschichte" mit dem größern Theil der Bürgerschaft von Wegenstetten arg verfeindet, auf die Pfarrei Zeiningen kam. Auf ihn folgte Josef Dinkel, vorher Kaplan in Leuggern (von 1823 bis zum Sept. 1851 Pfarrer). Bei seinem friedlichen Charakter kam der Friede auch bald wieder unter die entzweiten Gemüther der Bürger. Dinkel war vieljähriger Dekan des Ehrw. Landkapitels Siß- und Frickgau. Auf ihn folgte der leutselige Denzler, bisher Pfarrer in Göslikon. Unter ihm wurde das alte Schulhaus neben der Kirche abgebrochen. Im Sommer 1858 ließ er sich nach Mumpf wählen. Er starb als Propst des Kollegiatstiftes Rheinfelden. Nach Denzler wählte die Regierung zum Pfarrer von Wegenstetten den jetzigen aargauischen in Solothurn residirenden Domherrn K. Herzog von Möhlin, bisher Pfarrer in Oeschgen, welcher am 18. August 1858 seine neue Stelle antrat und bis zum 20. Oktober 1875 dieselbe verwaltete. Sein Nachfolger wurde am 3. November des gleichen Jahres August Wunderlin von Wallbach, bisher Pfarrhelfer in Muri. Unter ihm ereignete sich am Weihnachtsfest 1875 im Schulhause zu Hellikon die schreckliche Katastrophe, bei welcher über 70 Personen das Leben verloren. Am 1. Oktober 1882 zog Pfr. Knecht in Ober-Mumpf als Pfarrer in Wegenstetten ein.

Das Rathhaus zu Liestal.

Von Ständerath Dr. **M. Birmann.**

Schon mancher durch Liestal Reisende hat vor dem Rathhause stille gestanden und dasselbe betrachtet. Seine im altdeutschen Style gehaltene Front ist die schönste des ganzen Ortes; nicht nur architektonisch, sondern auch wegen der rein angelegten und bis zum heutigen Tage wohl erhaltenen Malerei. Diese lehnt sich an die holbeinschen Façadebilder, wie die Basler Kunstsammlung in reichem Maße und manches einzelne Haus noch in erkennbaren Resten uns aufbewahrt hat.

Die Façade ist also erhalten geblieben, nur im Jahr 1798 erhielt sie in ganz ansprechender Weise den Wahlspruch der geistig gehobenen Zeit: „Eintracht macht unser Glück."

Das Innere des Hauses aber hat, wie so mancher ehrwürdige Zeuge vergangener Zeiten, dem Geschmack und den Bedürfnissen kommender Perioden folgen müssen, und dies zu seinem größten Nachtheile. Im schönen Rathsaale wurden im 17. und 18. Jahrhundert die Holzwände mit Farbe beschmiert und darauf Bilder und Reime für große und kleine Kinder gemalt, eine rohe Wandfibel für Solche, die man will denken und lesen lehren, der alte Schrank wurde mit Ockerfarbe überzogen, die krumme Säule mit elenden tannenen Brettchen eingefaßt, in den Fenstern war noch eine zusammengestoppelte Scheibe als armer Rest des einstigen Reichthums übrig geblieben; ein ungeschlachter eiserner Ofen entsprach dem Wärmebedürfniß in genügender Weise.

Der Schreiber dies regte schon 1860 die Herstellung des Saales in seiner ursprünglichen Schönheit an, aber es klang fremde; es wurde vielmehr in der untern Halle, zu deren völliger Verengerung, noch ein häßlich dunkles „Verwaltungszimmer" eingebaut. Da benutzte er lange Jahre hindurch die Muße vieler Sitzungen dazu, mit dem Messer die Farbe am Wandkästchen abzuschaben und die herrlich schöne, eingelegte Arbeit desselben bloßzulegen. Es datirt vom Jahr 1582. Die von ihm beigezogenen Herren, Architekt Paul Reber und Prof. M. Heyne, theilten seinen Wunsch und seine Ansichten über die Herstellung; auch die Behörden theilten sie, glaubten aber, es fehlten dazu die Mittel. Als man aber ernstlich

wollte, waren auch die Mittel da. Jetzt ist der Saal fertig gestellt, Jedermann zur Freude.

Es handelte sich dabei darum, die ursprüngliche Anlage wieder herzustellen und Fehlendes zu ergänzen, dabei alles korrekt zu schaffen, ohne Luxus und mit Anwendung möglichster Oekonomie. Da wo solides Eichenholz und Nußbaum geschnitzt und die solide Einlegearbeit angebracht war, bedurfte diese einfacher Reinigung und Auffrischung; die Ergänzung wurde mit uraltem und gesundem Hartholz beschafft, die Beschläge gereinigt und vernickelt. Die Schreinerarbeit wurde von Hrn. Hersberger, die Malerarbeit von Hrn. Seiffert ausgeführt, beides in trefflicher Weise. Der letztere stellte die geschnitzte Decke genau in Auffrischung verblichener Reste her. Geschnitzte Wappenschilde zieren die vier obern Ecken, ausgeführt von dem viel zu wenig gekannten Künstler Brodbeck in Lausen.

Ein grüner Ofen nach klassischem Modell nimmt eine der hintern Ecken ein, an beiden Seiten der Wände wie am Fenster zieht sich eine schöne und einfache Bank hin. Die Mittelsäule mit stattlicher Einfassung in altem braunem Holze trägt wieder ihren schönen Schmuck, große Hirschgeweihe; auch die Seitenwände sind mit solchen geziert. Der Boden ist in Parkett von Gschwind von Oberwyl gelegt.

Die beiden schönsten Stücke sind das eingemauerte Kästchen mit den Wappen der Gemeinderäthe von 1582, dem Todesjahre des trefflichen Archidekan Leonhard Strübin. Es ist ein wahres Schmuckkästchen. Ebenfalls schön ist geworden der einst vermoderte, verschupfte Bücherkasten oder das Känsterli. Alles daran ist eingelegt, es datirt von 1607, ist aber minder fein gearbeitet, als das ältere Stück. Dazu kommt nun ein schön stylisirter neuer Tisch von prächtigem altem Eichenholz. Herr Direktor Bubeck in Basel hat ihn gezeichnet und ist dem Ganzen mit meisterhaftem Rath an Hand gegangen.

An den Fenstern prangen 7 schöne Glasscheiben, wie Hr. Kuhn in Basel sie aus den überlieferten 11 Bruchstücken glücklich zusammengesetzt hat.

In Summa, es ist die Rathstube nun ein prächtiger Saal, eine Freude der Bürger wie der hier Sitzung haltenden Behörden, den schweizerischen Gästen wie den Fremden eine angenehme Ueberraschung. Der Dank gebührt zunächst der Gemeinde für den Aufwand der Mittel, dann dem Gemeinderath für das beharrliche Einstehen für die schöne Sache, endlich besonders Hrn. Gemeinderath Mangold für das Geschick und die unermüdliche Arbeit an der ihm lieb gewordenen Aufgabe.

Auf den Mauern des obern Theils der Wände, zwischen den Gewehren, sind wieder Sprüche angebracht. Sie bezeichnen mit wenig Worten die Perioden der städtischen Entwicklung, vom ursprünglichen Stande der Hörigkeit an bis zur Freiheit unserer Zeit.

Die erste Kunde von Liestal datirt von 1189 (siehe Urkundenbuch von H. Boos). Gerade war die Stadt von Hermann von Froburg erbaut. An der Stelle des jetzigen Regierungsgebäudes stand die feste Burg; das obere Thor und der Wasserthurm sind noch feste Zeugen aus jener alten Zeit. Es vergingen aber wohl hundert Jahre, bis das Kloster St. Urban in der Stadt unter all' den hölzernen strohbedeckten Häusern sein Haus in Stein aufführen ließ; daher der Spruch:

1189 Wall, Graben und Burg dem Herrn,
den Bürgern das Strohdach.

Im Jahre 1400 kam Liestal mit den Herrschaften Homburg und Waldenburg aus der Hand des Bischofs an die Stadt Basel, deren Bürger nun alle Herren wurden, wie einst die Bewohner der Burgen des Landes.

1400 Statt des Einen Herrn erhalten wir deren die Menge.

Im J. 1444 fochten und starben die von Liestal und den beiden Aemtern mit den Eidgenossen ausgezogenen Männer bei St. Jakob.

1444 Treu bis in den Tod;
(dann die Namen der 22 gefallenen Liestaler.)

In den Kriegen der Stadt Basel traten jeweilen die Liestaler Aufgebote auf. In den Burgunder Kriegen fochten sie herzhaft mit. Von Nancy brachte der spätere Schultheiß Heinrich Strübin die in diesem Saale heute noch verwahrte silberne Schaale.

1477 In Kampf und Noth zählt man nicht umsonst auf uns.

Bald darauf folgte der sog. Schwabenkrieg, der von Bünden an längs der ganzen Reichsgrenze bis Dornach sich hinzog. Die Liestaler hatten in den Burgunder Kriegen mit den Eidgenossen Bekanntschaft gemacht und deren Freiheiten kennen gelernt; Bern und Solothurn und die Länder lockten und zogen die Leute des Landes an sich und suchten den Bund mit ihnen; denn damals war Basel noch nicht im Bunde der Eidgenossen. Zur Schlacht bei Dornach und dem Gelingen trug Liestal, besonders ihr Schultheiß nicht wenig bei und innig fühlten die Bürger sich verbunden mit den Schweizern. Aus diesen Zeiten datiren die ersten Freiheitsbestrebungen des Landvolks:

1499 Kopf und Hand gehören der Stadt, das Herz aber den Eidgenossen.

Als bald darauf die Reformation alle Geister ergriff, da hoffte das Landvolk, daß das selige Wort der Freiheit des Christenmenschen auch ihnen frohe Lebensluft brächte:

1525 Ist es die Morgenröthe der Freiheit?

Wohl ward es innerlich frei und freier sein Umgang mit dem ewigen Gott, aber äußerlich wurden die irdischen Bande enger und immer enger. Das Bauernvolk der Schweiz sträubte sich und lehnte sich auf gegen das immer schwerer werdende Joch der Städte. Aber es unterlag, 7 Männer, 3 aus Liestal, fielen dem Götzen der Stadtsouveränität Basel's zum Opfer.

1653 Unterdrückt, aber nicht überwunden.

Und es kam, als die Zeit erfüllet war, der frische Lebenshauch in's Land. Die Stadt selbst brachte die frohe Botschaft der Freiheit und der Gleichheit und vor diesem Rathhause tanzten sie um den Freiheitsbaum und machten sie mit dem Stadtbürger Bruderschaft; in der Freude malten sie den Sinnspruch des Tages an das Rathhaus:

1798 Eintracht macht unser Glück.

Die guten Leute glaubten im Ernst an die Eintracht und an das Glück; die Städter aber vergaßen die frohen Feste und die ernsten Schwüre, als andere Zeiten in's Land kamen und Nord- und Ostwinde bliesen; bald wäre die einstige Herrlichkeit als ein vergangener süßer Traum erschienen, wenn nicht die Inschrift am Rathhause so schön geblieben wäre. Als wieder der Westwind eintrat und von Frankreich her blies, da weckte er das Gedächtniß und es entstand ein blutiger Streit um den Sinn dieser Inschrift am Rathhause. In der Stube hatte die provisorische Regierung ihre Sitzungen und wollte von ihrem Satz nicht abgehen:

1833 Von unserm Rechte weichen wir nicht, endlich siegt es doch.

Sechshundert lange Jahre bewegte sich die Menschheit auf dem Pfade der Entwicklung, bis die Hörigen der neuen Stadt Liestal zur Freiheit und Gleichheit mit den Bürgern der Stadt kamen; 35 weitere Jahre brauchte es, bis das gegebene Wort in anderer Weise zur Wahrheit wurde.

Hans Ludwig von Erlach.*

Ein Lebensbild.

Von **V. Fricker** in Schinznach.

(Mit Erlach's Portrait.)

Das Schloß Kasteln.

Ungefähr fünf Minuten oberhalb der aargauischen Ortschaft Oberflachs, da wo das fruchtbare Schinznacherthal mit seinen rebbekränzten Abhängen sich bergeinwärts zieht und links gegen die Gisulafluh hin sich öffnet, erhebt sich rechts fast unmittelbar neben der nach Thalheim und so nach der Staffelegg führenden Straße auf einem schroffen Felsen majestätisch das Schloß Kasteln.

Es schaut nicht weit hinaus über die Lande und tritt daher dem Wanderer erst vor das Auge, wenn er das Dörflein Oberflachs im Rücken hat. Die Burg mit ihren Nebengebäuden und dem anliegenden Garten bedeckt eine ziemlich umfangreiche Grundfläche. Südwestlich, in der Richtung gegen Thalheim hin, erhebt sich bis zu einer bedeutenden Höhe das im Rokokko-Styl aufgeführte Haupt- und Wohngebäude des Schlosses. In demselben befinden sich mehrere hohe und geräumige Zimmer mit geschnitzten und gemalten Decken und Getäfel. Bemerkenswerth sind namentlich die prachtvollen Oefen in den einzelnen Gemächern, sowie allerlei antike Möbel und eine, die drei Etagen des Schlosses verbindende, vorzüglich gebaute Schneckenstiege. Im Norden dieses Hauptgebäudes, aber um ein Stockwerk tiefer sind die Stallungen, Remisen und Holzbehälter angebaut; welche den untern Hof einschließen, in welchen man durch das äußere Thor gelangt. Im Osten der eigentlichen Burg, aber in gleicher Höhe mit der untern Etage derselben ist ein mit Mauern umschlossener, freier Platz vorgelagert. Inmitten desselben befindet sich ein Brunnen, den sieben mächtige

* Bruchstücke aus einer größern Arbeit: Das Schloß Kasteln und dessen berühmteste Besitzer. Mit theilweiser Benutzung des Werkes von Dr. Aug. v. Gonzenbach.

Linden kreisförmig umstehen und beschatten. Der schattendoldigen Linde, dem altdeutschen Liebesbaum begegnet man überhaupt fast auf allen noch erhaltenen Burghöfen, wie auch da und dort noch auf freien Dorfplätzen. Die Liebe zu diesem altgermanischen und vaterländischen Baume spricht aus vielen mittelalterlichen Gedichten. Und wie viele Volks- und Minnelieder gedenken der Linden und der Lenz-, Liebes- und Tanzfreuden unter ihnen! *— An den Schloßhof grenzt der auf einer tiefer liegenden Terrasse sich ausbreitende große und wohlgepflegte Garten.

Die Entstehung der Burg Kasteln verliert sich im Dunkel des Mittelalters. Die noch vorhandenen, auf dieselbe bezüglichen Urkunden reichen nur bis in's Jahr 1236 zurück und halten uns über den Erbauer derselben sowie über die Zeit ihrer Erbauung im Ungewissen. Doch lassen sich aus der Uranlage dieser Veste, sowie aus den allgemein historischen Verhältnissen einige Schlüsse über ihre ungefähre Entstehung ziehen. Je mehr nämlich unter Karls des Großen Nachfolgern die Verwirrung, die Fehden, das Faustrecht, die Macht und Willkür auch der kleinern Edeln und Freien wuchsen, um so mehr kam die Sitte auf, die Familienwohnungen in ein schützendes Asyl zu verlegen. Das 12. und 13. Jahrhundert waren am furchtbarsten in der Erzeugung dieser Schutzwehren der Anarchie und des Feudalzwanges, denn da hatte der Schrecken des Faustrechtes seine größte Höhe erreicht; die in diesen beiden Jahrhunderten entstandenen Vesten wurden daher durchweg auf hohen, möglichst unzugänglichen und leicht zu vertheidigenden Punkten aufgeführt. Ein solcher Punkt ist nun Kasteln nicht und wir glauben daher nicht fehl zu gehen, wenn wir in weiterer Berücksichtigung der ursprünglichen Gestalt der Burg, über die wir uns hier nicht einläßlicher verbreiten können, die Uranlage derselben in's 11. Jahrhundert verlegen.

Im 13. Jahrhundert lagen zwei Burgen des Namens Kasteln auf dem gleichen Hügel, eine vordere und eine hintere; die letztere wurde nach ihren Besitzern gewöhnlich „Ruchenstein" genannt. Im Jahr 1256 war Ritter Berchtold Schenk Herr von Kasteln und auf ihn folgten noch zwei Besitzer gleichen Namens. Um's Jahr 1300 besaß der Ritter Johannes von Kilchen Kasteln und die hintere Burg war im Besitze Rudolfs

---

* Tristan 555. Im schate bi der sunnen,
Die linde bi dem brunnen.
u. a. O. m.

von Ruchenstein. Der Erstere verkaufte bald nachher seine Besitzung an den Ritter Berchtold von Mülinen, der im Jahr 1311 durch Kauf auch Ruchenstein an sich brachte. Das Geschlecht derer von Mülinen blühte nun rasch empor wie wenige in unseren vaterländischen Gauen und war dem österreichischen Fürstenhause in unverbrüchlicher Treue ergeben und eine seiner kräftigsten Stützen. Der genannte Berchtold folgte dem österreichischen Banner zum Kampfe gegen die Waldstätte am Morgarten. In den Jahren 1361 bis 1367 erwarb sich Egbrecht von Mülinen die bischöflichen Edellehen zu Thalheim, Umiken und Oberflachs, ferner die ehemaligen Lehen der Herren von Grünenberg und Kienberg in Schinznach und auf dem Bötzberge. Sein Sohn Albrecht von Mülinen fiel mit der Blüthe des aargauischen Adels im Jahr 1386 in der Schlacht bei Sempach, und wurde mit dem ritterlichen Herzoge Leopold in der Kirche von Königsfelden beigesetzt.

Nach der Eroberung des Aargaues im Jahr 1415 verlangten die Berner von den Herren von Kasteln und Ruchenstein die Leistung des Huldigungseides. Aber diese weigerten sich mit Ausnahme eines einzigen Geschlechtsangehörigen, des Ritters Hans Albrecht von Kasteln, dem Verlangen zu willfahren und folgten — wahrscheinlich auf die Restitution des Aargaues und die Rückgabe desselben an seinen alten Herren hoffend — dem Panner der Herzoge von Oesterreich nach dem Tyrol. Aber mit der alten Ritterherrlichkeit war's zu Ende; das Aufblühen der Städte hatte mächtig begonnen und mit ihm eine neue, an Mitteln, Zielen und Bestrebungen von der frühern Epoche grundverschiedene Zeit. Die Hoffnungen der Herzoge von Oesterreich und der ihnen in Liebe anhänglichen Edlen von Mülinen erfüllten sich nicht. Im Jahr 1460 leistete der Herzog Sigismund auf die aargauischen Besitzungen seines Hauses förmlich Verzicht und jetzt erst ließen sich die Söhne des vorhin erwähnten Ritters Hans Albrecht in's bernerische Bürgerrecht aufnehmen und hier in der Zähringer Stadt begann für ihr Geschlecht wiederum eine neue Blüthezeit. Hemmann der Aeltere vermählte sich mit der Enkelin des Schultheißen Rudolf von Rigoltingen und Hans Albrecht der Zweite unter ihnen heirathete die Tochter des heldenmüthigen Vertheidigers von Murten im Jahr 1476, Adrians von Bubenberg, der trotz seiner schweren Bedrängniß an die Berner Regierung die bekannten Worte schrieb: „So lange in uns eine Ader lebt, gibt keiner nach." An den für die Eidgenossen so glorreich verlaufenen Burgunder Kriegen nahmen die Herren von Mülinen einen hervor-

ragenden Antheil und bedeckten sich mit unsterblichem Ruhme. Hemmann von Mülinen empfing nach der Schlacht bei Grandson und Hans Friedrich, der tapfere Anführer des Kontingentes von Biel nach dem heißen Kampfe bei Murten auf dem Schlachtfelde durch den Grafen Oswald von Thierstein den Ritterschlag. Von einem Sohne des Hans Friedrich und der Barbara von Scharnachthal, Namens Kaspar, der später in der Eidgenossenschaft als einer der einflußreichsten bernerischen Magistraten eine wichtige Rolle spielte, und von dessen Sohne, dem Schultheißen Beat Ludwig stammt das heute noch in Bern blühende Geschlecht ab.

Die ältern Brüder des vorgenannten Hans Friedrich blieben indessen auf ihren Stammgütern im Aargau und vereinigten mit denselben noch die Herrschaften Wildenstein und Auenstein.

Nach mehrmaligem Eigenthumswechsel zwischen verschiedenen Geschlechtslinien derer von Mülinen ging im Jahr 1627 die ganze Herrschaft Kasteln an Hans Ludwig von Erlach über. Diese nicht auf ganz rechtmäßige Weise vor sich gegangene Handänderung veranlaßte einen mehrjährigen Streit zwischen einigen sich benachtheiligt glaubenden Geschlechtsangehörigen und eigentlich gesetzmäßigen Eigenthümern von Kasteln und dem genannten Hans Ludwig von Erlach, der seine vollständige Erledigung nie gefunden hat und auf den wir wegen Raummangels hier nicht näher eintreten können.

Das große Vermögen, das Erlach von seiner Gemahlin erhielt, benutzte er nun dazu, das Schloß Kasteln, dessen Lage ihn so mächtig angesprochen hatte, und in dem er einst die Tage seines Alters zuzubringen hoffte, zu renoviren und seinem Geschmacke entsprechend einzurichten. Im Jahr 1642 ließ er die alte baufällige Burg Ruchenstein ganz und Kasteln theilweise abtragen und das Schloß aufführen in seiner heutigen Gestalt. An die Stelle der erstern setzte er einige Wirthschaftsgebäude.

Da Erlach keine männlichen Erben hinterließ, so kam Kasteln nach seinem Absterben an seine drei Tochtermänner: die deutschen Freiherren von Dörringsberg, von Taupadel und von Stein, welche einen Verwalter über die Herrschaft setzten. Im Jahr 1732 verkaufte sie dann ein Herr von Riedesel in seinem und seiner Miteigenthümer Namen um die Summe von 90,000 Thalern (385,000 neue Franken) an die Stadt Bern, welche daraus eine Landvogtei bildete, der sie noch einige aus der ohnehin schon zu weitläufigen Schenkenberger Amtei zugab. Mit diesem Kaufe ging auch die Kollatur der Pfründe Thalheim an Bern über und den Bewohnern

des Schlosses wurde jetzt die Kirche zu Schinznach zum Gottesdienste angewiesen.

Bis zur Konstituirung des Aargaues im Jahr 1803 blieb Kasteln der Sitz eines Landvogtes; von da an ließ der Kanton Aargau die Herrschaft durch einen Schaffner verwalten. Im Jahr 1837 verkaufte die aargauische Regierung das Schloß und die dazu gehörenden Liegenschaften mit Ausnahme des sog. Junkernholzes. Anno 1855 kaufte dann Herr Fr. L. Schmutziger von Aarau das Schloß; er ließ es wieder herstellen und gab es dem Armenverein zur unentgeltlichen Benutzung hin. Viele hundert arme und verwahrloste Kinder sind seither in der vorzüglich geleiteten Anstalt schon zu guten und brauchbaren Menschen herangezogen worden. —

Wenn wir uns in Gedanken in jene Zeit zurückversetzen, „wo abwechselnd das Stampfen der Pferde, der Schall der Jagdhörner, das Gerassel der Ketten, der süße Ton des Minneliedes, das Gebet der Bedrängten, und wieder der Jubelruf heimkehrender Sieger die verlassenen Burgräume belebte" — welch' ein Unterschied zwischen Einst und Jetzt! — Welcher Wechsel in der Gestaltung menschlicher Verhältnisse und Zustände tritt uns auf diesem kleinen Raume entgegen! Die Burgräume von Kasteln, Jahrhunderte lang bewohnt von berühmten und stolzen Geschlechtern, sind heute eine Stätte geworden für die Sprößlinge der Armuth und die beklagenswerthen Opfer verhängnißvoller Fügungen menschlicher Schicksale. Glanz und Schimmer sind geflohen aus den weiten Hallen, in denen einst edle Frauen und tapfere Ritter gewandelt; in die Mauern, die einst wiederhallten vom Schalle der Waffen, ist ein neuer, ruhiger Geist eingezogen: das stille Walten edler Humanität und Nächstenliebe, arbeitend am großen Werke des Friedens, der Menschenbeglückung und Gesittung! Möge Kasteln noch lange eine Heim- und Bildungsstätte für unsere vom Schicksale schwer heimgesuchten jungen Mitmenschen bleiben, dann wird auch das Andenken der Erbauer und ehemaligen Bewohner des Schlosses stets im Segen bleiben!

1595 — 1626.

Hans Ludwig von Erlach wurde am 30. Oktober 1595 in Bern geboren. Sein Vater Rudolf von Erlach war Mitglied des souveränen Rathes und von 1600—1606 Landvogt von Morges; seine Mutter war Katharina von Mülinen von Wildenstein. Die Familie war ursprüng-

lich in Aarberg begütert, ließ sich aber um 1191 in's bernerische Bürgerrecht aufnehmen. Hans Ludwig von Erlach war der erste von sechs Söhnen und wurde der Sitte der damaligen Zeit gemäß für die militärische Laufbahn bestimmt. Im Alter von 13 Jahren wurde er zur Erlernung der französischen Sprache nach Genf gebracht, wo er in der Schule große Intelligenz an den Tag legte und nach dreijährigem Aufenthalte daselbst dieser Sprache in Wort und Schrift vollkommen mächtig wurde. Hierauf ging er (1611) „zur Erlernung mehrerer Sitten" als Page an den Hof des Fürsten Christian von Anhalt. Als er zwei Jahre darauf „wehrhaft" gemacht worden war, begab er sich zum Prinzen Moritz von Oranien nach den Niederlanden, wo er indessen nicht lange blieb. Im Jahr 1618, als die Wirren des dreißigjährigen Krieges begannen, trat er, um seiner Mutter die Sorge um die starke Familie zu erleichtern — da sein Vater mittlerweile in Piemont als Hauptmann eines im Dienste des Herzogs von Savoyen stehenden Berner Regimentes gestorben war — als Fähnrich in das von seinem ehemaligen Dienstherren Christian von Anhalt befehligte Unionsheer, in dem er zum Hauptmann vorrückte. Am 8. November 1620 kam es am Weißen Berg bei Prag zum ersten Kampf zwischen der Unionsarmee und den Truppen Tilly's und Maximilian's von Bayern. Die Letztern siegten und mit dem jungen verwundeten Fürsten von Anhalt wurde auch der Hauptmann von Erlach gefangen genommen und nach Wien geführt. Nachdem er sich dort losgekauft, nahm er Dienst im Heere des Markgrafen Johann Georg von Brandenburg-Jägerndorf. Als Major machte er im Juli 1621 die Belagerung von Neuhäusel in Ober-Ungarn mit, und wurde da durch eine Drahtkugel am linken Schenkel gefährlich verwundet. Nach seiner Herstellung trat er mit Majorsrang in die Armee des Herzogs Christian von Braunschweig, kämpfte unter dessen Fahnen am 6. Juni 1622 mit Auszeichnung in der blutigen Schlacht bei Höchst am Main, im gleichen Jahre noch bei Fleuri (Fleurus) und half bald nachher die von den Spaniern belagerte Festung Berg op Zoom entsetzen. Im folgenden Jahr rückte er zum Oberstlieutenant vor, und gerieth nach der für die Protestanten so unheilvollen Schlacht bei Stad-Loo im Münster'schen am 6. August 1623 abermals in kaiserliche Kriegsgefangenschaft. Nach bald erfolgtem Loskauf begab er sich unter die Fahne des Königs Gustav Adolf von Schweden, der damals mehrere deutsche Regimenter errichtete und bekleidete unter dessen Oberbefehl zuerst die Stelle eines Oberstlieutenants im neu geworbenen Leibregimente des Königs und im

Jahr 1625 im Kriege gegen Polen diejenige des General-Quartiermeisters mit Oberst-Rang. Im Laufe dieser ersten Kriegsjahre hatte sich Hans Ludwig von Erlach zu einem tüchtigen Offizier ausgebildet und die Achtung und Zuneigung des großen Königs in hohem Maße erworben. Dieser zeichnete ihn bei verschiedenen Anlässen aus und verwendete ihn wiederholt zu diplomatischen Missionen. Er war der Hausfreund des Kanzlers Oxenstjierna und mit dessen Tochtermann, dem Feldmarschall von Horn, befreundet. Stets war er für das leibliche Wohl seiner Truppen besorgt und daher kam es, daß er trotz seiner Strenge und seiner strammen Aufrechthaltung der Disziplin bei den Soldaten fortwährend in großer Achtung stand.

1626 — 1638.

Nach dem Friedensschlusse zwischen Schweden und Polen 1626 verließ Hans Ludwig von Erlach den schwedischen Dienst in der Absicht, seine reiche Base Margaretha von Erlach, die er sich gewogen wußte, zu ehelichen. Durch diese Heirath, die am 19. Juni 1627 stattfand, wurde Erlach Herr von Kasteln und Ruchenstein. Die Brautleute waren ein schönes Paar. Erlach war damals 31 Jahre alt; schlank und hochgewachsen, hatte er blondes, auf die Schultern herabfallendes Haar und blaue Augen. Die erst sechszehnjährige Gemahlin war zart gebaut, hatte feine, schöne Gesichtszüge, dunkles Haar und braune Augen; ihr ganzes Wesen zeigte etwas Vornehmes, Selbstbewußtes. Die Ehe war eine sehr glückliche. — Die jungen Eheleute nahmen ihren Wohnsitz auf Kasteln und trotzdem sich Erlach in den hohen gesellschaftlichen Kreisen, in denen er sich früher bewegt, einen gewissen Luxus angewöhnt, hatte er sich in dem neuen Kreise doch bald zurecht gefunden. Mit Verständniß und Eifer nahm er sich der Bewirthschaftung seines großen Gutes an. Zunächst ging er an die Verbesserung des Rebbaues und verschaffte mit dem Klange seines Namens und durch seine weite Bekanntschaft dem Kasteler Wein das Renommée, das er heute noch besitzt; er betrieb ferner den Handel mit Getreide, der ihm bedeutende Summen eintrug, da er für dasselbe in jenen Kriegszeiten reißenden Absatz fand. Seine landwirthschaftlichen Bestrebungen und Neuerungen waren für das ganze Thal von großem Nutzen. Da die Bewirthung der ausgedehnten Güter eine zahlreiche Dienerschaft erforderte, so war er genöthigt, zur Beaufsichtigung derselben sowie zum Einzug der Zinse und Gefälle einen besondern Amtmann zu bestellen. Einen zuver-

läſſigen Amtmann fand er in der Perſon des Hans Konrad Müller von Pfullingen im Würtembergiſchen, der ſpäter Haushofmeiſter des Herzogs Bernhard wurde, aber nach deſſen Tode wieder in Erlach's Dienſte trat. In Kaſteln lebte der Oberſt von Erlach als ein reicher Landedelmann, hatte einen ſchönen Viehſtand, ſchöne Pferde und war dabei ein eifriger Jäger; der Geflügelzucht und dem Gartenbau ſchenkte er alle Aufmerkſamkeit. In allen Richtungen war er ein Mann der Ordnung, die er in Haus und Hof, in Garten und Stall mit Strenge handhabte. In den Wintermonaten wohnte Erlach nicht etwa in Bern, ſondern im Domhof in Baſel. Später erwarb er ſich dort ein Haus in der St. Johann-Vorſtadt (die heutige Nr. 17, den Erlacher-Hof).

Nachdem der Oberſt von Erlach in ſeine Heimath zurückgekehrt war, fanden ſeine militäriſchen Kenntniſſe, ſein weitſchauender Blick und ſein ſicheres Urtheil über Perſonen und Verhältniſſe bei ſeinen Mitbürgern raſch die verdiente Anerkennung. Schon zu Oſtern 1627 wurde er daher in den Großen Rath von Bern und 1629 in den Kleinen Rath (Regierung) gewählt. Seine hervorragenden geiſtigen Eigenſchaften und ſeine kriegswiſſenſchaftliche Tüchtigkeit lenkten bald auch den Blick der mit Bern verbündeten evangeliſchen Städte Zürich, Baſel und Schaffhauſen auf ihn, und dieſe übertrugen ihm, als der wilde Religionskrieg, der Deutſchland ſchon ſeit einem Jahrzehnte verheert hatte, ſeine Wogen gegen die Schweiz heranwälzte, auf ihrer Konferenz in Baden am 19. Juni 1629 den ehrenvollen Auftrag, ein kurzes Projekt eines Defenſionswerkes auszuarbeiten. Im Jahr 1630 übernahm Hans Ludwig von Erlach die Anführung eines Regiments von 3000 Mann, entſetzte mit demſelben die Feſtung Cazal im Tyrol, die von den Spaniern belagert worden war. In Folge von Mißhelligkeiten zwiſchen Frankreich und der ſchweizeriſchen Tagſatzung wegen Soldabzügen im genannten Feldzuge wurde Hans Ludwig von Erlach nach Paris geſandt, wo er die einflußreichſten Perſonen und die Art des Geſchäftsganges am franzöſiſchen Hofe kennen lernte, was ihm ſpäter ſehr zu ſtatten kam. Kaum von Paris zurückgekehrt, wurde Oberſt von Erlach vom Schwedenkönig Guſtav Adolf in das Lager nach Franken beſchieden, bis wohin dieſer vorgerückt war. Hier machte ihm der König günſtige Dienſtanerbietungen, die Jener indeſſen vorläufig nicht annehmen zu können glaubte. Als im Jahr 1633 die feindlichen Armeen den Grenzen der Schweiz immer näher rückten und um die Waldſtädte am Rhein und um das Frickthal kämpften, da bot Bern zum Schutze der aargauiſchen Grenzen

seine Milizen auf und übergab das Kommando über dieselben dem Obersten Hans Ludwig von Erlach von Kasteln. Wiederholt nahm Erlach in der Folge noch an den Tagsatzungen und an den Konferenzen der evangelischen Kantone hervorragenden Antheil, ging am 25. Oktober 1634 — obgleich ungern — nochmals nach Paris, um mit der französischen Regierung über verschiedene Angelegenheiten zu unterhandeln und sich deren Hilfe gegen die „Lieben und Getreuen, alten Eid- und Bundgenossen" auszuwirken, falls die Umstände solche erheischen sollten. Anfangs März 1635 kehrte er wieder in die Schweiz zurück, begann hier seine militärische Thätigkeit mit erneutem Eifer und erwarb sich in allen seinen Stellungen die vollste Anerkennung von Seite seiner zuständigen Behörden. Doch nicht mehr lange sollte Johann Ludwig von Erlachs militärische und politische Bildung seinem Vaterlande ungetheilt zu Gute kommen. Schon von der zweiten Hälfte des Jahres 1637 an war seine Thätigkeit eine getheilte. Obgleich noch schweizerischer Magistrat, handelt er doch schon mehr als Rathgeber des Herzogs Bernhard von Weimar, der nach dem Tode des Königs Gustav Adolf von Schweden den Oberbefehl über die schwedischen und französischen Truppen übernommen hatte.

Als im Frühjahr 1637 die feindlichen Armeen der Schweizer Grenze näher rückten, ließ Bern Truppen aufbieten, um die Pässe gegen das Frickthal hin zu besetzen. Das Kommando über das Unteraargauische Auszüger-Regiment war Hans Ludwig von Erlach zugedacht. Dieser lehnte jedoch durch Schreiben vom 20. August dasselbe ab mit dem Vorgeben, er habe andere Geschäfte und sei die wenigste Zeit zu Hause, in Wirklichkeit aber wahrscheinlich deßhalb, weil seine Gedanken sich schon mehr mit der weimarischen Armee beschäftigten, deren Führer ihm ohne Zweifel bei der kurz zuvor stattgehabten Zusammenkunft, höchst günstige Offerten im Falle des Eintrittes in dieselbe gestellt hatte.

Am 5. Juli 1637 ließ ihn dieser nämlich durch ein eigenhändiges Schreiben, welches ihm der weimarische General-Quartiermeister Mörshofer persönlich in Kasteln überreichte, zu einer Zusammenkunft nach Lüders einladen, um sich mit ihm über die Proviantirung seiner Truppen und über das weitere Vorrücken derselben zu besprechen. Zu dieser Unterredung wurde Oberst von Erlach durch einen Trupp Weimarischer Ritter abgeholt und mit acht Kompagnien wieder zurück begleitet. Die freundschaftlichen Beziehungen zu Bernhard von Weimar benutzte Oberst von Erlach dazu, die feindlichen Truppen von den schweizerischen Grenzen ferne zu

halten und aus diesem Grunde hat er sich unbedingt ein bedeutendes Verdienst um sein Vaterland erworben, wenn er auch die Waffen in der Folge nicht mehr für dasselbe getragen.

Unablässig folgte er den Bewegungen der weimarischen Truppen und stand dem Herzog Bernhard mit Rath und That zur Seite. Auf Verlangen des Letztern begab er sich im September 1637 zu einer nochmaligen geheimen Besprechung nach Benfelden, und erklärte sich bei diesem Anlasse auf das Gesuch des Herzogs bereit, binnen kürzester Frist definitiv in die weimarische Armee einzutreten. Gemeinsam wurde nun der künftige Feldzugsplan vorberathen und die definitive Ausarbeitung desselben dem Obersten von Erlach übertragen. Dieser war daher im Stande, dem Rathe zu Bern von der Stellung und den Bewegungen der weimarischen Truppen immer rechtzeitig Kenntniß geben zu können, damit dieser die nöthigen Vorkehrungen treffen konnte. Den Einfall der Weimarer Truppen in's Frickthal meldete Erlach schon am 19. Januar 1638 nach Bern durch einen Brief von Bötzen aus, wohin er denselben entgegen geritten war. Zwei Tage später, am 21. Januar, schrieb er aus Kasteln, Herzog Bernhard habe Säckingen, Laufenburg und Waldshut genommen und gedenke, bevor er sich nach Schwaben wende, Rheinfelden zu berennen. Auf wiederholtes Gesuch des Herzogs Bernhard von Weimar um eine geheime oder öffentliche Unterredung begab sich Hans Ludwig von Erlach am 17. Februar 1638 in dessen Hauptquartier bei Beuggen, um „nach Kräften zu helfen und Alles zum guten Ende zu bringen." Es wurde nun beschlossen, den Angriff auf die Kaiserlichen am Morgen des 18. Februar zu eröffnen.

In Erwägung der schlimmen Folgen, welche ein mißlicher Ausgang dieser Schlacht für ihn und seine Familie haben könnte, schickte von Erlach am Abend des 17. Februar den Oberstlieutenant Wolf Friedrich Löscher nach Kasteln mit dem Auftrag, seine Frau und Kinder schleunigst nach Schenkenberg in Sicherheit zu bringen. Seine Ahnung hatte ihn nicht betrogen. Während des ganzen Kampfes war er in Bernhards Nähe und gerieth bei allzu raschem Vordringen auf's Neue in kaiserliche Haft. Als die Kunde von seiner Gefangennahme am 19. Februar nach Kasteln gelangte, wendete sich der dortige Amtmann Konrad Müller an den Schultheißen von Bern mit der Bitte, er möchte mit Ernst für die Freilassung des Obersten wirken, damit die besorgte Frau Oberstin bald durch eine gute Nachricht möchte erfreut werden. Am 14. März wurde nach Unterzeichnung der Kapitulation von Rheinfelden Hans Ludwig von Erlach

wirklich frei und kehrte hierauf in den Schooß seiner Familie nach Kasteln zurück. Obschon innerlich überzeugt und auch befriedigt, daß er seinem Vaterlande in letzter Zeit nach mancher Richtung wichtige Dienste hatte leisten können und obgleich diese Dienste namentlich von den evangelischen Ständen auch anerkannt wurden, schien ihm doch seine Doppelstellung als Rathgeber des Herzogs von Weimar und anderseits als Magistrat und Oberst seines Vaterlandes immer unhaltbarer zu werden, was ihn veranlaßte, beim Rathe zu Bern seine Entlassung aus dem bernerischen Staatsdienste zu verlangen, welche ihm unterm 28. April 1638 denn auch ertheilt wurde. Hierauf trat er mit dem Grade eines Generalmajors (ungefähr gleicher Rang wie der eines heutigen Chefs des Generalstabes) in die Armee des Herzogs Bernhard von Sachsen-Weimar.

1638 — 1648.

Um den kaiserlichen Heeren in Zukunft mit mehr Erfolge die Spitze bieten zu können und wohl auch, um seinen Kriegsruhm zu befestigen und sich das Elsaß später als Eigenthum zu sichern, faßte Bernhard von Weimar schon im Jahre 1637 den Plan, sich enger an Frankreich anzuschließen, um von dieser Seite — gestützt auf verschiedene vorangegangene, geheime Verträge — größere Unterstützung an Geld und Truppen zu erhalten, als bis jetzt geschehen war. Zu diesem Behufe sollte ein Abgesandter (Vertrauter) in seinem Namen mit den Machthabern in Frankreich sich über einen neuen Feldzugsplan verständigen, die Höhe der finanziellen Leistungen von Seite Frankreichs festsetzen und die Räumung der von den französischen Heeren besetzten Plätze im Elsaß, sowie die Uebertragung des Oberkommando's über sämmtliche Truppen an den Herzog Bernhard, als Generalissimus der Unionstruppen verlangen und Verhaltungsmaßregeln bezüglich der Belagerung und der allfälligen Einnahme der Festung Breisach entgegen nehmen. Zu dieser wichtigen Sendung wurde Johann Ludwig von Erlach auserwählt, der von seiner Tüchtigkeit als Politiker und Militär bereits schon rühmliches Zeugniß abgelegt und dessen Vertrautheit mit der französischen Sprache ihn mehr als jeden Andern von des Herzogs Offizieren zu dieser diplomatischen Mission befähigte. Er begab sich im Mai 1638 mit den nöthigen Instruktionen versehen nach Paris und wurde wenige Tage nach seiner Ankunft von König Ludwig XIII. in St. Germain freundlich empfangen. Gleicher Aufnahme erfreute er sich bei den Ministern des Noyers und Chavigny und beim allmächtigen Rath-

geber des Königs, dem Kardinal Richelieu. Der Generalmajor entledigte ſich ſeiner Aufgabe, wenn er auch nur wenige Wünſche ſeines Herren durchzuſetzen vermochte, in vorzüglicher Weiſe, ſo daß ihm der Kardinal eine Penſion anbieten ließ, die er jedoch ohne Weiteres ablehnte. Dieſe Ablehnung war ohne Zweifel eine Folge des Unmuthes darüber, daß Richelieu ſich ſeinen Forderungen in betreff der Uebertragung des Oberkommando's über alle Unionstruppen an Herzog Bernhard von Weimar als Generaliſſimus und der Abtretung des Elſaſſes an denſelben, beharrlich widerſetzte oder ihn doch wenigſtens mit ausweichenden Antworten hinzuhalten geſucht hatte, während er gleichzeitig mit dem Herzoge von Longueville in der gleichen Angelegenheit unterhandelte und ihm beſtimmte Anerbietungen machte.

Der Aufenthalt Erlachs in Paris dauerte bis in den Auguſt hinein. Nach ſeiner Rückkehr wurde er von einer Krankheit befallen, wahrſcheinlich infolge der ausgeſtandenen Anſtrengungen der letzten Zeit. Um ſich beſſere Pflege verſchaffen zu können, begab er ſich wahrſcheinlich ſchon Mitte Auguſt in den Kreis ſeiner Familie nach Kaſteln. Nach ſeiner bald erfolgten Herſtellung zu Anfang des Septembers 1638 übernahm er an der Stelle ſeines, in Kolmar erkrankten Herzogs die Leitung der Armee und der Befeſtigungsarbeiten um Breiſach, und traf Anſtalten gegen die durch die feindlichen Heere von verſchiedenen Seiten drohenden Gefahren. Am 22. Oktober 1638 treffen wir ihn wieder mit der Befeſtigung von Rheinfelden und Laufenburg beſchäftigt. Hier traf ihn ein Schreiben vom obgenannten Datum aus dem Feldlager vor Breiſach, worin ihn Bernhard von Weimar bat, er möchte unverzüglich zu ihm in's Lager eilen, um in den bevorſtehenden Aktionen vor der Feſtung das Kommando zu führen. Am 25. Oktober übernahm von Erlach den Oberbefehl über die Belagerungstruppen und behielt ihn ununterbrochen bis zum 19. Dezember, dem Tage der Uebergabe der Feſtung. Während dieſer Zeit entfaltete er nicht nur als Belagerungskommandant eine rührige Thätigkeit, welcher der Herzog die ſo raſch erfolgte Kapitulation des ſtrategiſch wichtigen und vom öſterreichiſchen Feldzeugmeiſter von Reinach heldenmüthig vertheidigten Platzes weſentlich zu verdanken hatte, ſondern beförderte auch noch die Befehle des Herzogs an die franzöſiſchen Truppen, welche unter Graf Guébriant und Vicomte de Türenne auf dem linken Rheinufer ſtanden. Am 30. Dezember 1638 ernannte Bernhard von Weimar den Johann Ludwig von Erlach von Kaſteln zum Gouverneur der Feſtung Breiſach und zum Statthalter

mit unbeschränkter Militär- und Civilgewalt über den ganzen Breisgau, nach welcher Stelle auch die zwei schon genannten hervorragenden französischen Generäle Guébriant und Türenne umsonst gestrebt hatten, nachdem am 26. Dezember die Einnahme der Festung auf der Burg selbst gefeiert worden war. Diese Auszeichnung, welche dem Generalmajor von Kasteln durch seine Wahl zum Gouverneur zu Theil wurde, ist einerseits ein Beweis des unbegrenzten Vertrauens, mit dem Bernhard von Weimar denselben von Anfang an beehrte und das von Erlach in allen seinen bisherigen Stellungen im weimarischen Heer nach besten Kräften zu rechtfertigen gesucht hatte, anderseits ein Zeugniß für die Uebereinstimmung in Geist und Charakter der beiden Männer. Bernhard von Weimar und von Erlach waren entgegen den Gewohnheiten der damaligen Zeit moralisch und streng gegen sich selbst wie auch gegen Andere; sie waren dem evangelischen Glauben vom ganzen Herzen zugethan und bekämpften daher im Hause Oesterreich die Stütze des Katholizismus. Daneben leistete von Erlach dem Herzoge von Weimar vorzügliche Dienste durch seine staatsmännischen Kenntnisse und seine diplomatischen Fähigkeiten, welche er sich als Glied der Berner Regierung und als Abgesandter derselben bei verschiedenen Anlässen erworben hatte, sowie auch als Kenner der französischen Sprache in Wort und Schrift.

Mit dem Antritt seines neuen Postens in Breisach beginnt Johann Ludwig von Erlachs Hauptthätigkeit als Administrator, Militär und Diplomat in fremdem Dienste; aber überall stellte er seinen Mann, und zeigte sichere Haltung und Takt, vergab sich nicht leicht Etwas. Von den seinem Befehle unterstellten hohen und niedern Offizieren, Kommissarien und Civil-Beamten verlangte er gewissenhafte Befolgung ihrer Obliegenheiten, war daneben aber gegen sie wohlwollend und freundlich. Seine nächste Obsorge galt den Befestigungswerken von Breisach, die er durch tüchtige Genieoffiziere theils ausbessern, theils neu — und stärker als die frühern waren — aufführen ließ. Aber schon Ende März des Jahres 1639 schickte ihn der Herzog Bernhard auf's Neue mit einer Mission an den Hof von Frankreich, wo er in seinem Namen dem Könige und der Königin zur Geburt des Dauphin Glück wünschen, sowie Richelieu des Herzogs unveränderlicher Zuneigung versichern und gleichzeitig um kräftigere Unterstützung für dessen Truppen bitten sollte. In Anerkennung der vortrefflichen Dienste, welche der Generalmajor der gemeinsamen Sache geleistet, verabfolgte ihm der König von Frankreich durch Brevet vom 20. April eine Pension von

12,000 Livres, deren Annahme durch den Gouverneur die Veranlassung gab, daß man ihm ungerechtfertigter Weise Wohldienerei, Bestechlichkeit, ja sogar Ehrlosigkeit und Verrath vorwarf.

Mittlerweile war Bernhard von Weimar wieder auf's Krankenlager geworfen worden, von dem er sich nicht wieder erheben sollte. Sein Ende nahe fühlend, bat er den in Paris weilenden Generalmajor durch Schreiben vom 28. Juni, an sein Sterbebett zu eilen und aus seinem Munde den letzten Willen zu vernehmen. Das genannte Schreiben schließt mit den, Bernhard von Weimar, wie Hans Ludwig von Erlach gleich ehrenden, Freundschaft und Wohlwollen athmenden Worten: „Ich bin allezeit, weil ich lebe, sein dienstwilliger, treuer Freund." Sofort machte sich von Erlach auf, langte am 8. Juli bei dem schon mit dem Tode ringenden Herzoge an und nahm dessen letzte Willensäußerung entgegen, nach welcher dem Generalmajor von Erlach nach des Herzogs Tode das Oberkommando über die Armee übertragen wurde. Aus Bernhards Privatvermögen sollte er ferner eine Anzahl Pretiosen im Werthe von ungefähr 20,000 Reichsthaler erhalten.

Vom 8. Juli bis zum 29. September blieb Erlach an der Spitze des Heeres, welches er mit Umsicht und Festigkeit führte. Dann ging das Oberkommando an den Herzog von Longueville über und er mußte wieder in seine Gouverneursstelle zurücktreten. Diese Mißachtung der letzten Willensverordnung Bernhards von Weimar von Seite Frankreichs mußte von Erlach schwer kränken. Dieselbe hat indessen ihren ganz natürlichen Grund. Die französischen Generäle waren schon längst neidisch auf den vom Herzog Bernhard und dem Hofe Frankreichs bevorzugten Schweizer und glaubten dazu nun um so eher berechtigt zu sein, als nach dem Tode des Weimarers Frankreich die Hauptrolle in den kriegerischen Aktionen der Folgezeit — sowohl in Bezug auf Kriegsleitung als auch in Hinsicht auf finanzielle Leistung — zufiel. Sie versäumten daher nichts, was den Generalmajor in den Augen der französischen Staatslenker erniedrigen konnte. Auch als er sich auf seinen Gouverneurposten zurückgezogen hatte, suchten Mißgunst und namentlich religiöse Skrupel ihm — dem streng-gläubigen Protestanten — allerlei Schwierigkeiten zu bereiten und Frankreich setzte ihm sogar einen königlichen Statthalter zur Seite in der Person des Barons von Oysonville. Von Erlach erblickte in dieser Maßnahme ein unverdientes Mißtrauen und schrieb daher am 28. März 1640 an Richelieu: „wenn man ihn nicht behandeln wolle wie andere benachbarte

Gouverneure, denen kein königlicher Statthalter zur Seite gestellt worden sei, obschon sich dieses eher als in Breisach rechtfertigen ließe, so würde er es vorziehen, von seiner Stelle zurück zu treten."

Ein Eingriff des Gouverneurs von Erlach in die Geschicke seines Vaterlandes muß hier auch erwähnt werden. Er ließ nämlich im Jahr 1640 seinen ehemaligen politischen Gegner, den Deutsch-Seckelmeister Hans Frischherz, der sich Veruntreuungen hatte zu Schulden kommen lassen, in Rheinfelden verhaften und an den Rath von Bern ausliefern, der ihn mit einem geringen Stimmenmehr zum Tode verurtheilen und hinrichten ließ.

Unzufrieden mit der französischen Regierung, daß sie den vertraglich festgesetzten und schon im August 1639 verfallenen Sold noch nicht ausbezahlt und die Bestimmungen des Testamentes des Herzogs von Weimar nicht zur Ausführung gebracht hatte, begab sich Hans Ludwig von Erlach im November 1640 wiederum nach Paris in der Hoffnung, durch seine persönliche Anwesenheit von Frankreich die vertraglich bestimmte Unterstützung zu erhalten und die Ernennung des Baron d'Oysonville als königlichen Statthalter in Breisach rückgängig machen zu können. Das Letztere gelang ihm jedoch nicht und er reiste daher schon Mitte März 1641 trotz der ihm erwiesenen großen Ehren wieder nach Breisach zurück. Eine wichtige Aufgabe fiel ihm bald nachher zu. Es handelte sich nämlich um die Auswechslung des in der Nördlinger Schlacht am 5. September 1634 gefangen genommenen schwedischen Feldmarschalls Gustav Horn gegen den im zweiten Treffen bei Rheinfelden am 3. März 1638 in Haft gerathenen kaiserlichen und kurbayerischen Feldmarschalllieutenant Jean de Werdt. Von Erlach that die nöthigen Schritte bei den kriegführenden Mächten und nach kurzen Unterhandlungen wurde die Auswechslung wirklich vollzogen. Im Jahr 1642 starb Richelieu und mit dessen Tode hatte von Erlach einen mächtigen Gönner verloren. Es war nun ein Glück für ihn, daß der Nachfolger Richelieu's, der Kardinal Mazarin sowie der neue Staatssekretär Le Tellier ihm ebenfalls durchaus freundlich gesinnt waren. Ohne diese Stützen am Hofe Frankreich's hätte er seine Stelle gegenüber dem Statthalter d'Oysonville, dem Günstling des französischen Kriegsministers, der ihm allerlei Schwierigkeiten in den Weg legte, schwerlich erfolgreich behaupten können.

Bei der Ueberrumpelung von Tuttlingen, am 3. Dezember 1643, war von Erlach auf seinem Gute in Kasteln, um seine Angelegenheiten zu ordnen, die er während des ganzen Jahres hindurch zu vernachlässigen gezwungen war. Er hatte im Jahr 1642 das Schloß Ruchenstein abtragen und mit

dem Material desselben 1643 Kasteln neu aufbauen lassen. Auf die Kunde der Niederlage eilte er aber sofort nach Laufenburg und traf Anstalten zur Vertheidigung der verschiedenen Plätze und zur Aufnahme der Flüchtigen.

Als bald darauf Türenne den Oberbefehl über sämmtliche Truppen übernahm, fühlte sich von Erlach zurückgesetzt, weil er glaubte, derselbe werde ihn in seinen bisherigen Kompetenzen beeinträchtigen. Er verlangte daher sofort seine Entlassung und verließ, ohne auch nur seiner Frau die Gründe derselben zu nennen, ganz allein die ihm anvertraute Festung Breisach und zog sich nach der Schweiz zurück nach Kasteln, in dem Momente, als die Feinde in der Nähe standen. Dieses eigenmächtige Verlassen des ihm anvertrauten, wichtigen Postens hätte für den Gouverneur höchst verhängnißvoll werden können, wenn er sich nicht einer so mächtigen Protektion zu erfreuen gehabt und namentlich wenn Türenne ihm wirklich übel gewollt hätte. Der Letztere behandelte ihn aber großmüthig, ließ ihm einen eigenhändigen Brief nach Kasteln bringen, in dem er ihn bat, wieder nach Breisach zurück zu kehren, wo er seine Befugnisse in keiner Weise zu schmälern beabsichtige. Erlach sah seinen Fehler ein und kehrte sogleich in seine Stellung zurück. Indessen dauerten die Reibereien zwischen ihm und dem Statthalter d'Oysonville, welcher seine Thätigkeit seit 1639 immer gehemmt hatte, ununterbrochen fort. Auch in der Festung Breisach hatte er mit Schwierigkeiten zu kämpfen. Wegen verspäteter Soldauszahlung brachen zwei Revolutionen aus, von denen die letztere damit endigte, daß die Rädelsführer standrechtlich verurtheilt wurden, worauf Ruhe eintrat. Das Jahr 1645 schien sich für den Gouverneur günstiger zu gestalten, als die vorangegangenen. Sein Ansehen am französischen Hofe war größer als je. Als Zeichen hoher Anerkennung schickte ihm daher die Königin von Frankreich Ende März 1645 durch seinen Vetter Sigismund von Erlach ihr und des Königs Bildniß mit Diamanten verziert. Dieses Zeichen der Würdigung seiner Verdienste verlieh ihm frischen Muth und neue Begeisterung. Er nahm bald hierauf nach kurzen Unterbrechungen Lichtenau, Stollhofen und Kuppenheim ein und erntete hiefür, sowie für die am 17. April 1646 erfolgte Einnahme und nachherige Schleifung der Festung Wildenstein im Elsaß von Seite des französischen Königs und seinen Ministern den wohlverdienten Dank. Im Verlaufe des Krieges von 1646 entfaltete Hans Ludwig von Erlach nicht nur als Soldat, sondern auch als Diplomat und Politiker eine bedeutende Thätigkeit, die zu einem großen Theil auch unserm Vaterlande zu Gute kam, um welches er sich damit ein unvergängliches Verdienst erworben.

1648 — 1650.

Als nach gänzlicher Erschöpfung der kriegführenden Armeen die europäischen Mächte sich bereit zeigten, zu Münster und Osnabrück in Unterhandlungen zu treten, da verwendete sich von Erlach bei denselben dafür, daß man auch der Schweiz gestattete, einen eigenen Vertreter an den Friedenskongreß zu senden. Hiezu wurde der Bürgermeister von Basel, Johann Rudolf Wettstein auserwählt, mit dem von Erlach schon längst in freundschaftlichen Beziehungen gestanden hatte. Derselbe kaufte 1642 in Erlachs Auftrag zu Basel die Paravicinische Behausung mit dahinter liegendem Garten, sowie das Gesellschaftshaus zur „Mägd". Schon im Dezember 1645 hatte Erlach dem Herzog von Longueville die Interessen der Schweiz warm empfohlen und Longueville ihm darauf geantwortet: „Er werde alle Wünsche der Schweiz unterstützen, insofern diese ihm durch den Generalmajor empfohlen werden, da er selbst dabei interessirt sei." Nachdem so die Unterstützung Frankreichs der Schweiz gesichert war, wurde es dem schweizerischen Abgeordneten eher möglich, seine Wünsche mit Erfolg durchzusetzen und die vereinigten Mächte durch seine persönliche Klugheit zu vermögen, die Selbständigkeit der Schweiz und deren Lostrennung vom deutschen Reiche feierlich anzuerkennen. Vor dem Abschluß des westphälischen Friedens wurde dem Generalmajor von Erlach von Seite Frankreichs noch eine hohe Ehre und die um dieses Land schon längst verdiente Anerkennung zu Theil. Am 5. Dezember des Jahres 1647 ernannte ihn nämlich der junge König Ludwig XIV. zum Inhaber eines aus Franzosen und Deutschen bestehenden und 5000 Mann starken Kavallerie- und Infanterie-Regimentes und zum Generallieutenant von Türenne's Armee. Nebstdem blieb er Gouverneur der wichtigen Festung Breisach und der dem Gouverneur dieser Festung untergeordneten Plätze Hohentwiel, Laufenburg, Säckingen, Rheinfelden, Landskron, Pfeffingen, Hüningen, Thann, Neuenburg, Stollhofen und Dachstein, und Statthalter des Breisgaues und Sundgaues. Der König begleitete diese Ernennung mit folgenden Worten: „Von dem Wunsche beseelt, das Kommando des Regimentes einem Führer anzuvertrauen, der durch sein Ansehen und durch das Vertrauen, das er genießt, dasselbe im guten Stande halten könne, habe er nicht geglaubt, eine bessere Wahl treffen zu können, als indem er dieselbe auf ihn, den Herrn von Erlach, lenke, der sich unter den Kriegsleuten einen großen Ruf erworben, indem er sich bei vielen wichtigen Anlässen ausgezeichnet habe zur Zeit,

als er der Krone Schwedens gedient für die gemeine Sache, und seither, in der Statthalterschaft, die er bekleide und bei andern Aufträgen, die der König ihm anvertraut habe, bei welchen Anlässen allen er Beweise abgelegt von Muth, Kriegserfahrung, Vorsicht, guter Haltung und von gänzlicher Treue und Vorliebe für den Dienst des Königs, wofür ihm hiemit die Genugthuung des Königs bezeugt werden solle, auf daß er in Zukunft noch größere Dienste zu leisten im Falle sei."

In der Ernennungsurkunde heißt es ausdrücklich, dem Könige sei bekannt, daß er eine Stellung von dieser Bedeutung Niemanden übertragen könnte, der dieselbe würdiger auszufüllen im Stande wäre, als sein vielgeliebter und hochgeschätzter Herr von Erlach, sein Gouverneur und Statthalter und Generallieutenant von Breisgau und Sundgau und besonderer Gouverneur der Stadt und Festung Breisach, welcher durch Geburt und persönliche Eigenschaften, gleichwie durch die ausgezeichneten Dienste, die er dem König und dem französischen Staate seit mehreren Jahren geleistet, es verdient habe, zu den ersten Stellen erhoben zu werden, indem er sich große Kriegserfahrung, Vertrauen und Ansehen bei den französischen und fremden Truppen in verschiedenen Stellungen und Kommando's in der Armee des Königs und derjenigen der Alliirten erworben habe, in welchen er jederzeit große Fähigkeiten, Klugheit, Vorsicht und vor Allem eine unverbrüchliche Treue und Sorge für die Wohlfahrt dieses Staates und den Vortheil des Dienstes entfaltet habe, so daß man Grund habe zu hoffen, daß, wenn ihm Gelegenheit gegeben werde, seine Kräfte in dieser Richtung ferner zu verwenden, er dieses mit neuem Eifer und Sorgfalt thun werde. Aus diesen und andern guten Gründen finde der König sich veranlaßt, in Uebereinstimmung mit der Königin Regentin, seiner hochgeehrten Frau Mutter, den erwähnten Herren von Erlach durch gegenwärtiges (Patent) zu seinem Generallieutenant und Stellvertreter seiner Person in der deutschen Armee zu machen, zu ernennen und einzusetzen, welcher unter dem Oberkommando seines Vetters, des Marschalls Türenne stehe, und in dessen Abwesenheit (und während seiner Autorität) die vorgenannte Armee zu kommandiren und die Truppen, aus welchen dieselbe demnächst bestehen werde, zu gebrauchen und zu verwenden habe, gegen unsere Feinde und deren Verbündete und Gehilfen, wie dieses zur Erreichung der Ziele, die der König sich vorgesetzt, nothwendig und zweckmäßig sein werde.

Der Generalmajor von Erlach hatte am 30. Oktober vorher das

51. Lebensjahr zurückgelegt, als ihm der zweithöchste Rang in der französischen Armee, den vor ihm noch kein Schweizer bekleidet hatte, derjenige eines Generallieutenants zu Theil wurde. Große Freude und Genugthuung gewährten ihm die vielen rührenden Beweise der Theilnahme, die ihm bei Anlaß der Ernennung zu dieser hohen militärischen Würde von allen Seiten entgegengebracht wurden, namentlich von Solchen, die schon lange unter ihm in dieser oder jener Stelle gedient hatten.

Wiederholt noch fand der Generallieutenant von Erlach Gelegenheit, sich dem französischen Hofe für die ihm erwiesene Ehre erkenntlich zu zeigen. Als im Jahr 1648 der durch die Fronde geschürte Bürgerkrieg ausbrach, war er es namentlich, der aus Achtung gegen den vom Adel so sehr gehaßten Kardinal Mazarin und für die königliche Familie in die Schranken trat und die deutsche Armee in Treue erhielt, während zahlreiche französische Truppen sich zu den Gegnern der Krone schlugen. Ein unvergängliches Verdienst um die königliche Familie erwarb er sich aber besonders durch den Sieg bei Lens, im August 1648, der hauptsächlich sein Werk war. Aber welches war der Lohn für alle diese aufopfernde Treue und diese Hinhebung an die Sache seines königlichen Herrn? Schnöder Undank wurde ihm zu Theil wie Allen, welche die Waffen führen im Dienste fremder Fürsten, und sich nur von der einen Triebfeder, Ruhm und Ehre zu erwerben, leiten lassen und denen nicht im Donner der Schlachten der Gedanke an das Wohl des Vaterlandes Talisman und Leitstern ist. Die zahlreichen guten Dienste, die von Erlach der französischen Sache geleistet im Verlaufe von mehr denn einem Jahrzehnt, waren bald vergessen und kalte Zurückhaltung und Rücksichtslosigkeit trat an die Stelle der früher so warm zugesagten Unterstützung. Erlachs Reiterregiment, vor Kurzem noch der Stolz des jungen Königs, erhielt nicht mehr die nöthigen Subsistenzmittel; sein Führer sollte büßen, und vielleicht auch, daß er Protestant war und er einst Bernhards Interessen vertreten. Rings um ihn erhoben sich die Neider und scheuten kein Mittel, um seinen Einfluß am französischen Hofe zu brechen.

Ränkesucht und Neid wagten sich aber namentlich an ihn, seitdem eine schwere Krankheit begonnen hatte, seine Kräfte zu verzehren und die persönliche Führung seines Regimentes unmöglich zu machen. Am 24. Dezember 1649 war daher der Generallieutenant genöthigt, an seinen Sekretär Demarchais in Paris zu schreiben: „Sie werden Ihrer Eminenz (dem Kardinal Mazarin) und Herrn Le Tellier sagen, da man meinem Reiter-

regiment nicht die nöthigen Subsistenzmittel gewährt, um weiter dienen zu können, so werde man mir wenigstens die Gnade erweisen, das Regiment zu lizenziren und Offiziere und Reiter nicht mit leeren Händen zu entlassen, sondern ihnen wenigstens die nöthigen Mittel geben, um nach Hause zurückkehren zu können, da sie schon so lange gedient, ohne Bezahlung von Seite des Königs zu erhalten, so daß sie nicht hätten bestehen können, wenn ich ihnen nicht, wie Sie wissen, Vorschüsse gemacht hätte. Sie werden die Sache so gut wie möglich vorstellen und auf einen Entscheid dringen und dabei nicht verschweigen, daß die Behandlung, die mein Reiterregiment erfährt, eine unwürdige ist, zumal vier Kompagnien sich bei demselben befinden, die seit zehn Jahren im Dienste des Königs gestanden; man scheint mich bei seiner Eminenz in ein schlechtes Licht gestellt und angeschwärzt zu haben, da der Kardinal gestattet, daß ich so schlecht behandelt werde. Stellen Sie ihm dieses vor und beschweren Sie sich über das Unrecht, das mir angethan wird."

Die Vorstellungen, die von Erlachs Sekretär, gestützt auf obiges Schreiben, zuständigen Ortes in Paris machte, blieben aber ohne Erfolg. Der Sold blieb nach wie vor aus und das stolze Reiterregiment ging rasch wie sein Führer der Auflösung entgegen. Am 5. Januar 1650 schrieb Oberstlieutenant August von Leitzschen, der in Erlachs Abwesenheit dasselbe kommandirte, an diesen: „In was beschwerlichem Zustande ich nun hier beim Regimente bin, können Euer Gnaden nicht glauben, und ist solches nicht zu beschreiben, wie ich stündlich von Offizieren und Reutern angeloffen werde, theils ihren Abschied, andere nur Urlaub nach Deutschland begehren, wenn ich's ihnen vergönnte, würden in wenig Tagen nicht viel mehr hinterbleiben, und wenn nicht gar eine gute Resolution von Hofe kommt, so wird das Regiment eilends zergehen, und man thue auch, was man wolle, nicht mehr zu erhalten sein. Es ist vergebens alle Mühe und Fleiß angewendet worden, denn die Reuter noch immer darauf verbleiben, und Vorhabens, mich mit Gewalt zu nehmen und mit sich nach Deutschland zu führen, welches ich nun muß dahin gestellt sein lassen, und zu Niemand als zu Gott meine Hilf und Trost habe, mir aus diesem mühseligen Wesen zu helfen."

Als dieser Brief in Breisach ankam, konnte er dem Generallieutenant nicht mehr vorgelegt werden, da dessen Zustand sich in der letzten Zeit von Tag zu Tag verschlimmert und bereits jede Hoffnung auf Genesung ausgeschlossen hatte.

Den Keim zu der Krankheit, die sein thatenreiches, von der Sonne irdischen Glückes so reich bestrahltes Leben vor der Schwelle des Greisenalters knickte, hatte von Erlach auf seinen vielen Kriegszügen geholt. Zum vollen Ausbruche kam dieselbe erst zur Zeit des schon oben erwähnten Krieges gegen die Fronde, in dem von Erlach eine Hauptrolle spielte.

Am 25. Mai 1649 hatte er nämlich im Lager vor Riblemont einen heftigen Fieberanfall, der ihn auf's Krankenbett warf. Zwei Tage später ließ er sich nach St. Quentin führen, wo er während 14 Tagen in ärztlicher Behandlung blieb, bis er sich wieder stark genug fühlte, um das Kommando über seine bei Cambray stehende Armee zu übernehmen. Da wurde er aber plötzlich von einer heftigen Kolik befallen und mußte infolge derselben wieder 17 Tage lang das Bett hüten. Hierauf trat er vom Kommando seines Heeres zurück und begab sich zu besserer Pflege nach Breisach in den Kreis seiner Familie. Auf den Rath der Aerzte ging er aber schon am 13. Juli in's Bad Griesbach im Schwarzwald, um dessen eisenhaltige Quellen zu gebrauchen. Diese Heilquelle hatte indessen für ihn nicht die gehoffte Wirkung, weßhalb er nach einem vierzehntägigen Aufenthalte in dort kränker nach Breisach zurückkehrte, als er hergekommen war, und auf's Neue bettlägerig wurde. Von der Luftveränderung eine Besserung seines Leidens erwartend, begab er sich wahrscheinlich schon Anfangs September, als sein etwas günstiger gewordener Gesundheitszustand ihm die Fahrt ohne Gefahr erlaubte, nach seiner Burg Kasteln. Hier erholte er sich nach und nach, was der Hoffnung auf seine gänzliche Genesung wieder Raum gab. Kaum war er wieder nach Breisach zurückgekehrt, so trat am 3. Oktober schon ein Rückfall der Krankheit ein, dem aber im November wieder eine Besserung folgte, die auf eine gänzliche Wiederherstellung hoffen ließ. Doch alle Hoffnung war eitle Täuschung und trotz der sorgsamen Pflege von Seite seiner Angehörigen und der kundigen Behandlung des Basler Arztes und Professors Johann Kaspar Bauhin nahmen die Kräfte von Erlach's seit Ende November stetig ab und Ende des Jahres 1649 war er so schwach, daß er nur mit Mühe noch seine Unterschrift zu geben vermochte. Vom 5. Januar des Jahres 1650 an begann sich die Krankheit mit erneuerter Kraft geltend zu machen und beim Generallieutenant sowie bei seiner Umgebung schwand der letzte Rest der Hoffnung auf Wiedergenesung.

Am 18. Januar, Morgens früh, glaubte man, das Ende sei nahe,

Hans Ludwig von Erlach, 1595—1650.

aber die Kräfte hoben sich wieder, bis am 26. Januar, Mittwoch Morgens etwas nach 8 Uhr, das Leben der sterblichen Hülle entfloh.

Hans Ludwig von Erlach starb als ein ächter Christ. Er hatte dem Tode auf dem Schlachtfeld schon oft in's Auge geschaut und sah nun auch auf dem Sterbebette dem letzten Augenblicke mit Muth und christlicher Fassung entgegen. Auf seinem langen Krankenlager hatte er Zeit genug,

ſich mit ſeinem Gotte auszuſöhnen und ihm ſeine Seele zu befehlen. Als ihn der Pfarrer der reformirten Gemeinde in Breiſach, Lukas Gernler, kurz vor ſeinem Ende fragte: „wie es in ſeinem Herzen ſtünde, ob er nicht auf Jeſum Chriſtum unſern einzigen Troſt und Helfer, ſeine Hoffnung gerichtet habe," antwortete er: „ich hab's euch zuvor geſagt," und als die Umſtehenden mit ihm beten wollten, verlangte der Sterbende ruhig zu ſein mit dem Bemerken, „er hätte es ſchon gethan." Mit dieſen Worten wollte er andeuten, daß er den Tod nicht fürchte, und daß er ſich ſchon der Barmherzigkeit ſeines Gottes und Schöpfers empfohlen und alle Sorgen dieſer Welt abgelegt habe, um nun befreit von den Feſſeln ſeiner Leiden dem göttlichen Rufe in die Ewigkeit zu folgen.

Von Erlach's treue Gemahlin Margaretha überlebte ihren Gatten nur um fünf Jahre. Nach deſſen Tode ſiedelte ſie nach Baſel über, wo ſie die meiſte Zeit zubrachte bis zum Jahr 1655, dem Jahre ihres Todes. Sie ſtarb in Kaſteln den 15. Oktober. Ein gemeinſchaftliches Grab in der Kirche zu Schinznach umſchließt die ſterblichen Hüllen der Beiden, die ſich einſt im Leben in Liebe und Treue nahegeſtanden. Wir laſſen ihre mit reicher Skulptur umgebenen Grabſchriften hier folgen:

I.

Statue Fides — Statue Constantia

D(eo) M(aximo) O(ptimo) S(acrum)

Johannes Ludovicus ab Erlach, d(omin)us, in Casteln et Gauenstein, Christianissimi regis Ludovici XIV. imperator bellicus fortalitii Brisacensis provinciarumq(ue) inde dependentium difficill(imis) tempor(ibus) XI. ann(os) gubernator, posteaquam bellicas majorum laudes aemulatus Deo fidem regi virtutem integrita(te)mq(ue) suam probasset, relig(ionem) orthodoxam praeclare juvisset, nominis sibi parasset existimationem numquam intermorituram, lenta tandem febricula exsiccatus, ex ipsis terr(estris) militiae laborib(us) supernos ad triumphos evectus, mortale q(uod) supererat magnae mortalium matri heic reddidit Margaretha ab Erlach, XXIII. annos conjunx, Cath(arina) Susanna, Maria et Johanna Loisa filiae superst(ites) moestiss(im)ae, mariti parent(is) desidera(n) tiss(imae) amaris cum lacrimis p(onendum) c(uraverunt.

Natus Bernae an(no) C̄IↃ. IↃ. XCV. D(ie) III. Kal. IX. br.(novembris) denatus Brisaci an(no) CIↃ. IↃ. C. L d(ie) VII. Kal. febr.

Statue Treue. Statue Beharrlichkeit (Beständigkeit).

Gott dem Allmächtigen, Allerhöchsten geweiht.
Eines Schattens Traum (ist) der Mensch.*

Johann Ludwig von Erlach, Herr auf Kasteln und Gauenstein (Auenstein), des allerchristlichsten Königs Ludwig XIV. Oberfeldherr, in den schwierigsten Zeiten 11 Jahre lang Gouverneur der Festung Breisach und der davon abhängigen Provinzen hat — nachdem er, den Kriegsruhm seiner Vorfahren nacheifernd, Gott die Treue, dem Könige seine Tapferkeit und Redlichkeit bewährt, die rechtgläubige Religion vortrefflich gefördert und sich einen unvergänglichen Ruhm seines Namens erworben, endlich durch ein langandauerndes Fieber entkräftet, aus den Mühsalen des irdischen Kriegsdienstes zu himmlischen Triumphen erhoben — hier, was Sterbliches von ihm übrig blieb, der großen Mutter der Sterblichen (der Erde) zurückgegeben. Margarethe von Erlach, 23 Jahre seine Gattin und die überlebenden Töchter Katharina Susanna, Maria und Johanna Luisa ließen in tiefer Trauer um den geliebten Gatten und Vater ihn unter bittern Thränen beisetzen.

Geboren zu Bern am 30. Oktober 1595.
Gestorben zu Breisach am 26. Januar 1650. **

---

* Aus einer Ode des Dichters Pindar als Ueberschrift genommen.

** Ich kann nicht umhin, an dieser Stelle den HH. Pfarrer Müri in Schinznach und Professor Kägi an der Universität Zürich den verbindlichsten Dank auszusprechen, für die Bereitwilligkeit, mit welcher sie mir beim Uebersetzen der beiden Inschriften an die Hand gingen. Die beiden Epitaphien und namentlich dasjenige der Frau von Erlach hat sehr viele Abkürzungen und bloße Andeutungen, die sich der Skulpteur wahrscheinlich aus Mangel an Platz zu Schulden kommen ließ. Die Ergänzungen, (dieselben stehen in Parenthesen) waren höchst schwierig, sind aber Hrn. Professor Kägi bestens gelungen. Nachdem die Hauptarbeit, die Herstellung des vollständigen Textes geleistet war, war die Uebersetzung leicht. Die Inschrift Hans Ludwig von Erlachs bot — weil fast vollständig ausgesetzt — wenig Schwierigkeiten. Das B und Θ ist gewiß als βι'ος (Leben, Lebenszeit) und δάλατος (Tod, Todeszeit) zu

Charitas II. Patientia.
Mem(oria). S(acrum).
Margaretha

Et sang(uine) et connub(iali) foedere Erlachia Domina in Cast(elen) et Auenst(ein) v(iri) ill(ustrissimi) Joh. Lud. ab Erlach vidua II filior(um), sed superst(itum) filiar(um). III mater piet(atis), fidei conjug(ialis), sanctim(oniae) singularis q(ue) in glor(iae) fastig(io) humilit(atis) exemplar emendatiss(imum), cum vitae post mariti funus acerbit(atem) sacror(um) dulced(ine) Basil(eae) dilluisset Castellae quo reb(us) suis de more provisura concessit morbo dysenter(ico) ex-

---

deuten. Herr Professor Kägi hat statt ☉ ein ♁ gelesen aus Schuld des Abschreibers und mußte daher ergänzen: O (biit) = sie starb, dem Sinne nach ist Beides dasselbe.

Ueber den Verfasser der beiden Grabschriften habe ich aus den mir zu Gebote stehenden Quellen nichts erfahren können. Ebenso habe ich keine Anhaltspunkte dafür, wann die Beisetzung der beiden Verblichenen in das Grabgewölbe der Kirche zu Schinznach erfolgte. Dasselbe (das Grabgewölbe) soll eine Höhe von 10 Fuß haben. Es wurde zum letzten Mal aufgedeckt am 5. Juni 1839 im Beisein der damaligen Gemeindsbehörde und des Pfarrers von Schinznach. Von dem Allem, was man an Schmuckgegenständen und Waffen auf der Leiche von Erlachs zu finden hoffte, war keine Spur. Auf seinem schmucklosen Sarge lagen einzig drei Fahnenstangen, die jetzt im Gemeindsarchiv aufbewahrt werden.

Die Grabmäler mit dem Grabgewölbe der Familie von Erlach sind durch eine Thüre, welche mit einem starken Eisengitter geschützt ist, vom Chore der Kirche abgeschlossen. Die Stäbe zeigen nun einige, offenbar durch Gewalt verursachte — Krümmungen und es ist eigenthümlich, was die Tradition hierüber behauptet. Elsässer Bauern, sagt sie, hätten aus Rache darüber, daß von Erlach sie gezwungen, zahllose Frohndienste nach Kasteln zu leisten, dessen Leiche im Grabe schänden wollen und zu diesem Zwecke die Thüre zu sprengen versucht.

Ob dieser Ueberlieferung ein historischer Kern innewohnt, müssen wir entschieden bezweifeln. Einmal bieten die auf Erlach bezüglichen Quellen auch nicht den geringsten Anhaltspunkt, der uns die Berechtigung gäbe, ihn als Tyrannen zu betrachten, der das Volk bedrückte in seiner dienstlichen Stellung oder zu seinem persönlichen Vortheil. Es gab allerdings eine Zeit, wo der Name „Erlach" in denjenigen Gegenden, welche die Turenne'schen Truppen durchzogen, von der Bevölkerung mit Schrecken genannt wurde. Dieses kam daher, daß die Soldaten der genannten Armee sich alle möglichen Ausschreitungen erlaubten, die aber der Generallieutenant selbst am meisten bedauerte. Nichts desto weniger kam es vor, daß man Erlach für die geschehenen Ausschweifungen verantwortlich machen wollte und ihn als grausam, blutdürstig und als brutalen Menschen (erlague) verschrie, ihn, der ja — wie wir bereits wissen — infolge Krankheit genöthigt war, schon im Mai 1649 das Kommando über die Truppen niederzulegen.

tincta mariti heic jungitur* tumulo* perenni* cum eo victura thalamo*, quamq(ue) nuice spirav(it) speravit, fide in Jesum Christum gratis accep(it) coel(estis) glor(iae) coron(am) amarantinam.

B.** ann(os) XLIV. H(ebdomades) XXX. D(ies). II. θ(biit) an(no) CIↃ. IↃC. LV. XV. VIII. B.

Liebe. Geduld.

Dem Andenken geweiht.

Margareta,

sowohl durch Abstammung als durch eheliches Bündniß dem Geschlechte der Erlach angehörig, Herrin von Kasteln und Auenstein, des allerdurchlauchtigsten Joh. Ludwig von Erlach Wittwe, zweier Söhne und dreier noch lebender Töchter Mutter

von Frömmigkeit, von ehelicher Treue, von gottgefälligem Wandel und auch auf dem Gipfel ihres Ruhmes ein tadelloses Beispiel von außerordentlicher Demuth (ist), nachdem sie des Lebens Bitterkeit nach dem Tode des Gatten durch des Gottesdienstes Süßigkeit in Basel verscheucht hat,

zu Kasteln,

wohin sie sich begab, um der Sitte gemäß über ihr Vermögen Verfügung zu treffen, an der Ruhr gestorben und wird hier dem Grabe ihres Gatten vereint, um mit ihm in beständiger Ehe zu leben, und empfing, wonach sie einzig getrachtet und gehofft, durch den Glauben an Jesum Christum ohne Verdienst die unverwelkliche Krone himmlischen Ruhmes.

Lebenszeit: 44 Jahre 30 Wochen 2 Tage.

Tod: 15. Oktober 1655.

---

* Alle diese Ausdrücke erinnern unwillkürlich an Ovid, dem der Verfasser hier offenbar Ausdrücke entlehnte, sei's auch nur aus Erinnerung.

** Ist eine unverständliche Abkürzung.

Das Wirthshaus im Mittelalter.

Von F. A. Stocker.

Das Wirthshaus! Welcher Kranz von Geschichten und Sagen, Liedern und Legenden, Erinnerungen und Begebenheiten flicht sich um das altehrwürdige, oft und viel von den Dichtern besungene deutsche Wirthshaus. Tausende von Liedern und Sängen haben dort beim fröhlichen Zechgelage ihren Ursprung genommen; dort steht von tausend harmlosen Schwänken und geistreichen Einfällen die Wiege. Wer sich des Lebens Noth und Qual für einen Augenblick vergessen machen wollte, der ging — und das war zu allen Zeiten Brauch und wird auch noch lange so bleiben, — in's Wirthshaus zu Wein und Bier, zu Kartenspiel und Würfellust und wer zu neuen Entschlüssen den Muth sich schaffen wollte, der saß zur Flasche und suchte sich Lebenstrost und Hoffnungskraft für die Zukunft.

Schon Johann Michael Moscherosch (1645) singt:

Ich preise lebenslang den Wein,
Er lindert alle Sorg und Pein,
Er kann Melancholei verjagen.

Das Wirthshaus ist der Ort der Geselligkeit, wo man eher als zu Hause dem Freunde sich anvertraut. So singt denn auch Simon Dach, ein Zeitgenosse Moscherosch's und bekannt als Dichter des „Aennchen von Tharau":

Die Red ist gegeben,
Damit wir nicht allein
Für uns nur sollen leben,
Und fern von Leuten sein:
Wir sollen uns befragen
Und sehn auf guten Rath,
Das Leid einander klagen,
So uns betreten hat.

Und wo könnte man dies besser als im Wirthshaus, wo der Wein die Zunge löst und auch dem Unberedten den Muth der Rede verleiht. Der Regensburger Konsistorialpräsident Johann Ludwig Prasch, geb. 1690, möchte Recht haben, wenn er in seinem Bacchusliede singt:

Siehe da! Germaniens Wein
Lehret meine Zung Latein!

Der gelehrte Herr ſcheint aber nicht nur den Inhalt, ſondern auch die Schaale geehrt zu haben, denn er ſagt in ſeinem Lied auf das Weinglas:

Du Ruhm Venedigs von Muran
Du edles Glas —

und fährt dann fort in acht Strophen von dieſem italieniſchen Trinkgeſchirr, von Wein und Wirth zu reden. Von einem ziemlich größern Weingefäß, dem Heidelberger Faß, dichtet Friedrich von Hagedorn in einem Recitativ:

Die Weisheit lehret: Trinkt und liebt!
Es liebt und trank Pythagoras;
Und wenn auch der kein Zeugniß giebt,
So giebt's das Heidelberger Faß.
Wie lautet das?

Der Chor giebt Antwort auf dieſe Frage:

Es werden wenig Männer ſein,
Die Weiber haſſen und den Wein.

Dieſer frohen Lebensſtimmung giebt auch Ewald Chriſtian von Kleiſt Ausdruck:

Freund, verſäume nicht zu leben,
Denn die Jahre flieh'n,
Und es wird der Saft der Reben
Uns nicht lange glühn.

Lach der Aerzt' und ihrer Ränke!
Tod und Krankheit lauert,
Wenn man bei dem Froſchgetränke
Seine Zeit vertrauert.

Moslerwein, der Sorgenbrecher,
Schafft geſundes Blut.
Trink' aus dem bekränzten Becher
Glück und frohen Muth!

Und wer erinnert ſich bei der Erwähnung des Moſelweines nicht an das Rheinweinlied von Math. Claudius:

Bekränzt mit Laub den lieben, vollen Becher!

und an das Weinlied von Novalis (Hardenberg):

Auf grünen Bergen ward uns geboren
Der Gott, der uns den Himmel bringt,
Die Sonne hat ihn ſich erkoren,
Daß ſie mit Flammen ihn durchdringt.

Vom gleichen Geiste beseelt sind die Worte von Ernst Moritz Arndt:

Aus Feuer ward der Geist geschaffen,
Drum schenkt mir süßes Feuer ein,
Die Lust der Lieder und der Waffen,
Die Lust der Liebe schenket ein,
Der Traube süßes Sonnenblut,
Das Wunder glaubt und Wunder thut!

Wie unendlich innig und sinnig hat Uhland das Wirthshaus zur Folie genommen für seine „Einkehr“:

Bei einem Wirthe wundermild,
Da war ich einst zu Gaste.
Ein goldner Apfel war sein Schild
An einem langen Aste.

Und wie humorvoll sodann schildert Johann Heinrich Voß in seinem „Reigen“ das Leben in und um die Schenke:

Sagt mir an, was schmunzelt Ihr?
Schiebt's Ihr auf das Kirmeßbier?
Daß ich so vor Freude krähe
Und auf einem Bein mich drehe?
Schurken um und um!

Aber horch! Durch den Wald tönt das Horn des Postillons. Der hochbeladene gelbe Postwagen hält vor der Waldschenke an und den schmucken Rosselenker empfängt des Waldwirths schlanke Maid.

In dem Wald ist sie geboren,
Ist des Schenken Töchterlein.
Klang der Becher, Zank der Zecher,
Mußt ihr Wiegenliedchen sein.

Aber sie die flinke Dirne,
Weiß mit Geistern umzugeh'n,
Wenn ihr Schlüsselbund nur klappert,
Läßt kein Spuk sich weiter seh'n.

Und wie trefflich kann sie bannen
Geister auch von Fleisch und Bein,
Der Berauschten, sei's von Liebe,
Sei's von Bier und Branntewein.

Aber freundlich und gesprächig
Ist sie dem bescheidnen Gast,
Und an ihrem Thor vorüber
Rollt kein Wagen ohne Rast.

So geht es die ganze deutsche Literatur hindurch bis zum „Gaudeamus" von Scheffel mit den urwüchsigen Liedern vom Rodenstein und dem altassyrischen „Schwarzen Wallfisch zu Askalon", bis zu dem Lied von den drei Burschen und der Wirthin Töchterlein und hinunter bis zu dem Kneiplied vom frommen preußischen Minister Mühler:

Grad aus dem Wirthshaus komm' ich heraus,
Straße wie wunderlich siehst Du mir aus . . .

Bei einer Literatur, die sich auf Hunderte von Citaten erweitern ließen, muß man billig fragen: Gilt das Lied, der Ausfluß dieser poetischen Stimmung allein dem Weine, der Wunder schafft, gilt er dem Haus, das mit seiner Gemüthlichkeit uns umgiebt, gilt er dem Wirthe, der uns den labenden Trank beschert, gilt er dem flinken Mädchen, das uns mit freundlicher Miene den vollen Humpen darbringt? Nein, es gilt dem Ganzen, in dem das Wirthshaus verkörpert ist, in dem zweiten gemüthlichen Heim, das so Manchem die fehlende Familie ersetzt. Möge man es sich nur recht klar machen, im Wirthshaus, dem Orte der Geselligkeit, liegt ein Zauber, den man nicht durch gemeinnützige Schriften, sondern nur durch die Ausgestaltung des Familienkreises zum wahren heimeligen Sitze der Gemüthlichkeit, des Behagens, des Wohlseins und des sittlichen Ernstes verbannen kann.

Die Bedeutung des Wirthshauses im Gegentheil zur Familie ist eine so hochwichtige, daß es sich verlohnt, das Wirthshaus auch nach der historischen Seite zum Gegenstand von Untersuchungen zu machen, zu denen nach einem bestimmten Programm zeitweise diese Blätter benutzt werden sollen.

* * *

Die Geschichte der Wirthshäuser ist ein noch wenig angebautes Gebiet der Forschung in den Schätzen vergangener Zeiten, indessen tauchen doch allmälig die Ergebnisse dieser Untersuchungen in bestimmter Gestalt auf und liefern in ihrem Gesammteindrucke das beachtenswerthe Bild einer Industrie, die heutzutage auf einen hohen Grad von Vervollkommnung und Verfeinerung gelangt ist, und deßhalb wohl verdient, in ihren Uranfängen gekannt und gewürdigt zu werden.

Zu den Zeiten der Römer und Griechen, wo die Gastfreundschaft in hoher Blüthe stand, gab es allerdings schon Wirthshäuser und Tavernen, aber ehrbare Leute kehrten vor deren Thüren um, wenn sie nicht

gezwungen waren, einzutreten, und die Hebräer hatten für Wirthin und Courtisane nur einen Ausdruck, womit sie zwei Begriffe vollständig deckten. Die alten Germanen kannten die Wirthshäuser nicht. Die Gastfreundschaft stand bei ihnen in so hohen Ehren, daß solche vollständig überflüssig waren.

Während wir schon aus den Zeiten Theodorich's von italienischen Wirthshäusern und Schenken Kenntniß erhalten, während uns schon aus dem 6. Jahrhundert Klagen der Wirthe in Gallien über die hohen Geflügelpreise überliefert sind, so wie über die Weinpreise in Frankreich vom 6. bis zum 9. Jahrhundert, sind wir über die Anfänge des Wirthschaftswesens in unserm Vaterlande so ziemlich im Dunkeln. Das allgemeine Entstehen der Gasthäuser in unsern Städten dürfen wir nicht eher als in's 13. Jahrhundert stellen, obschon vielleicht der Bestand von einzelnen solcher aus früherer Zeit nachzuweisen wäre. Auf dem Lande mag das Entstehen derselben in den Anfang des 15. Jahrhunderts verlegt werden. Der Grund, warum solche nicht früher aufkamen, liegt in dem Mangel des Bedürfnisses. So lange die altgermanische Gastfreundschaft eine ausgedehnte Anwendung fand, hatten die Gasthäuser keine Existenzberechtigung. Das Reisen war eine unbequeme und gefährliche Sache und wurde nur nothgedrungen eine Reise unternommen; fahrendes Kriegsvolk wußte sich schon Unterkunft zu verschaffen; Geistlichkeit und Adel fanden Aufnahme unter Ihresgleichen. Arme und kranke Fremde erhielten in den sog. Elenden- und Fremden-Herbergen, die überall in den Städten von Vereinen und Privatleuten für die Unterkunft frommer Pilger erstellt worden waren, für eine Nacht Herberge und Verpflegung. So existirte eine Elenden-Herberge am Kohliberge zu Basel.

War die Gastfreundschaft in den Elenden-Herbergen auf einen Tag beschränkt und eine Nacht, so war in deutschen und skandinavischen Landen im Allgemeinen bei drei Tagen Anwesenheit in einer Herrenburg, in einem Kloster oder in einem Privathause der Landessitte ein Genüge gethan. Wohl wußte man das schöne Wort zu ehren: Den „Gast senden die Götter" oder „den Gast soll man ehren", aber sie hatten auch ein anderes Sprichwort und das hieß: „Dreitägiger Gast ist eine Last." Sie empfanden dies nicht allein darum, weil die Bewirthung mit Kosten und Umständen verknüpft, sondern weil nach ihrem Brauche der Wirth für alle Handlungen seines Gastes verantwortlich war.

Aber auch als die Wirthschaften und Gasthäuser entstanden, pflanzte

sich die Gastfreundschaft in denselben fort. Wollte man einen fremden Herren besonders ehren und auszeichnen, so bezahlte man seine Zeche in der Herberge und hielt sein Gefolge ebenfalls frei, außerdem machte man ihm noch ein besonderes Gastgeschenk, das sich oft auf einen ziemlich hohen Betrag belief.

Aus der Geschichte der Stadt Basel sind uns im 14. Jahrhundert eine Menge Beispiele von Bewirthungen von Gesandten der Fürsten und Städte aufbewahrt worden. Gewöhnlich traktirte man die vornehmen Herren auf den Zunft- und Trinkstuben zur Mucken (Stube für den hohen Adel), und Brunnen, zum Seufzen (niedere Stube), den Trinkstuben des niedern Adels und der Bürgerlichen. Bei denselben spielten neben dem Weine „Zuckererwiß", Aepfel, Kirschen, Birnen, Kirschwein, Koffete (Konfekt) und Meertrauben eine vorzügliche Rolle. Zur freundlichen Bewirthung gehörte auch, daß dergleichen Gesandte in die Badstube geführt wurden. Ja, kamen berühmte Werkleute oder Gelehrte oder eine Gesellschaft fremder Kaufleute nach Basel, so verehrte der Rath ihnen wenigstens den Schenkwein, so z. B. den Kaufleuten, welche von Mailand kamen. Den größten Aufwand aber machte der Rath, wenn Kaiser oder Könige in die Stadt einritten. Da zogen ihnen die Rathsherren mit „Tscheppelin" (kleinen Hüten) geziert entgegen und geleiteten den Fürsten in den Hof oder das Kloster, wo er Herberge nahm. Die Straßen, durch welche er kam, wurden mit Gras bestreut, Weiber und Kinder in die Häuser gebannt. In die Herberge ließ der Rath mehrere Fuder Wein in bekränzten Fässern legen; was am Ende übrig blieb, wurde in's Siechenhaus nach St. Jakob geschenkt.

Von jenen Schenkungen her datirt das heute noch im Munde des Basler Volkes lebende Wort der Aufforderung zum Essen bei der Mahlzeit: Esset, wir wollen nichts in den Spittel tragen.

Beim Mahle eines Kaisers bedienten zwölf junge Rathssöhne die Gäste. In die Herberge ließ der Rath Betten, Kissen, Pfulwen, Flaumbetten, Leinlachen, Schuhe und Socken, zur Beleuchtung Tortschen und Kerzen schaffen. An der Herberge war des Kaisers oder Königs Wappenschild angeschlagen und vor derselben hielten abwechselnd die Zunft in Helm und Harnisch Wache. Geschenke an Geld in silbernen Köpfen (d. h. Schaalen, cupa) durften nicht fehlen, Königinnen wurden auch Psittiche (Papageien) in kostbaren Käfigen verehrt. Endlich gingen Pfeifer, Spielleute und Hofnarren des hohen Gastes auch nicht leer aus.

Prächtige Tänze auf der hohen Stube zur Mucken verherrlichten die festlichen Tage.

Die ältesten, urkundlich nachweisbaren Wirthshäuser finden wir in den Städten. In Basel bestand z. B. der Gasthof zur Blume (die heutigen Drei Könige) schon im Jahre 1240, der Gasthof zum Schnabel (das heutige Hôtel de la Poste) 1347; der Thurm zum Rheine und das Schiff in der Schwanengasse, welche beide nicht mehr bestehen, 1339; im Jahre 1433 14 Gasthäuser, wovon keines mehr existirt, das letztere, der rothe Löwen ist vor wenigen Jahren eingegangen. In Zürich finden wir im 14. Jahrhundert 13 Wirthshäuser, wovon heute noch bestehen: Safran, Meise, Schwert, Ruder und Schiff, der blaue Esel, Hôtel Hecht am See; ist nunmehr auch eingegangen. Der allbekannte Rappen wird erst 1412 genannt.

Aarau zählte im Jahre 1480 bei 26 Tavernen und Pinten. Als älteste erscheint der große oder Rothe Löwe (1335), dann der wilde Mann (1350). In der Halde stand ein Wirthshaus zur Wilden Sau (1498).

Zofingen: Mohren 1300, Raben (Rappen) 1358, Gryffen 1380, Krone 1400. Bremgarten: Bären 1529, Ochsen 1538, Wildermann (des Reformator Bullinger's väterliches Geburtshaus). In Luzern existiren im Jahre 1393 schon 28 Gastwirthschaften und 20 Schenken. In Schaffhausen: Rothe Kreuz 1392. Greyerz 1333. Liestal: Schlüssel 1374. Murten: Adler 1448. Lausanne: Goldene Löwen 1476. Rolle: Engel 1476. Yverdon: Wirthshaus Joccet 1454.

Ueber die Beschaffenheit der Herbergen in der Schweiz und in Deutschland giebt uns der berühmte Humanist Erasmus von Rotterdam aus dem Jahre 1520 allerlei erbauliche Aufschlüsse.

„Bei der Ankunft im Gasthause," schreibt er u. A., „grüßt Niemand, damit es nicht scheine, als ob man viel nach Gästen frage. Nachdem Du lange geschrieen hast, streckt endlich einer den Kopf durch das kleine Fensterchen der geheizten Stube hinaus. Die Frage nach dem Stall wird mit einer Handbewegung beantwortet. Dort kannst Du nach Belieben Dein Pferd nach Deiner Weise behandeln, denn kein Diener legt eine Hand an.

„Ist das Pferd besorgt, so begiebst Du Dich, wie Du bist, in die Stube, mit Stiefeln, Gepäck und Schmutz. In dieser allen Gästen gemeinsamen Stube ziehst Du die Stiefel aus, bequeme Schuhe an und kannst auch das Hemd wechseln. Hier kämmt der eine sich das Haupthaar, dort wischt sich ein anderer den Schweiß ab, und wieder ein anderer reinigt sich seine Schuhe oder Reitstiefel.

„Kommst Du um 4 Uhr Nachmitttags an, so wirst Du doch nicht vor 9 Uhr speisen, nicht selten erst um 10 Uhr, denn es wird nicht eher aufgetragen, als bis sich Alle eingefunden haben. Sobald sich Alle an die Tische gesetzt haben, so erscheint der sauersehende Ganymed mit grauem Bart, geschornem Haupthaar, grämlicher Miene und schmutzigem Gewande. Bald kommen mit großem Gepränge die Schüsseln.

„Es tritt jener Bärtige nur auf mit der Speisetafel in der Hand, auf die er mit Kreide einige Kreise oder Halbkreise gezeichnet hat. Die das Geschriebene kennen, legen, und zwar einer nach dem andern, ihr Geld darauf, bis die Tafel voll ist. Dann merkt er sich diejenigen, die gezahlt haben. Niemand beschwert sich über eine ungerechte Zeche.

„Wünscht ein von der Reise Ermüdeter gleich nach dem Essen zu Bette zu gehen, so heißt es, er solle warten, bis die Uebrigen sich niederlegen. Dann wird Jedem sein Nest gezeigt, und das ist weiter nichts, als ein Bett, denn außer dem Bette ist nichts, was man brauchen könnte, vorhanden; die Leintücher sind vielleicht vor 6 Monaten zuletzt gewaschen worden."

Wie die Herbergen an den Heerstraßen im Lande Thüringen eingerichtet waren, darüber giebt uns Professor Brückner in seiner Schilderung des Judenbacher Luther-Wirthshauses auf dem Schönberg bei Koburg Kunde. Dieses Haus war gleichsam ein Prototyp der Wirthshäuser des Landes, und dessen Einrichtungen mögen auch für die Landwirthshäuser der Schweiz in alter Zeit zutreffend gewesen sein. Brückner schildert jenes berühmte Gasthaus, in dem Kaiser und Könige wohnten, folgendermaßen:

Der Hauptnerv solcher Straßenwirthshäuser bildete ein quadratischer Hofraum, dem links und rechts Pferde- und Viehställe und Futterscheunen zur Seite standen: Hier lag der Hochquell der Einnahmen. Es war eine alte Heerstraßenregel: die Straßenthiere gehen den Reisenden vor. Diese Regel, der sich Kaiser und Wagenknechte fügten, hat sich in ihrer Menschlichkeit und Rentabilität bis jetzt erhalten, wie man in jedem Wirthshaus, wo Fuhrleute einkehren, beobachten kann. In zweiter Linie kam erst das Gasthaus, das sich durch ein Thierschild oder das Drudenflonner als ein solches kennzeichnete. Der niedrige Hauptstock des Hauses bestand aus Dachwerk, das hohe spitzzulaufende Dach bedeckten grauweißliche Schindeln. In diesem untern Stocke betrat man zuerst den Hausern, d. h. einen geräumigen Vorplatz mit festgestampftem Lehmfußboden. Von diesem Hausern führten Thüren in die einzige und darum sehr große Gaststube, dann in

einige Kammern und Nebengemächer und in die nach ihrer Wichtigkeit würdig ausgeweitete Küche. Auf der Treppe nach oben gelangte man wieder zu einem geräumigen Vorplatze mit Thüren in eine Mansarden-Gaststube und mehrere Bodenkammern.

In der Wirths- oder Gaststube fallen uns zunächst die kleinen Schiebefenster und der große Ofen auf. Die Größe des Ofens war schon dadurch gerechtfertigt, daß er der einzige im Hause war; alle übrigen Räume, selbst wenn das Haus ein zweites Stockwerk und in demselben eine „gute Stube" für die „großen Herren" besaß, waren nicht heizbar. Desto umfangreichere Reisigbündel, Holzscheite und Baumstrünke nahm der grünkachelige Riesenofen in sich auf, hatte er doch nicht bloß Menschen zu wärmen, sondern auch ihre nassen Gewänder zu trocknen, denn dazu waren die Stangen da, die oben um den Ofen herum in ihren an der Decke befestigten Leisten hingen. Um den Ofen in Sitzhöhe zog sich die Ofenbank; aber an den Wänden hin liefen die Wandbänke mit getäfelten Lehnen, und vor denselben standen die Langtische mit weißgescheuerten Tischplatten auf ihren stämmigen, gekreuzten Beinen mit den durch Querhölzer stark verschränkten Füßen. Die Stühle waren den Tischen ebenbürtig. An der Gegenwand der Hauptfront der Stube befand sich das Kammbrett, auf welchem die zur Bewirthung dienenden Trinkgeräthe paradirten, vornehmlich die ansehnlichen weiß und blau geflammten Steinkrüge mit Zinndeckeln, Weingläser in hoher Kelchform, ferner zinnerne und irdene mit Reimsprüchen auf Tellern und Schüsseln.

In der Küche waltete die Wirthin, stolz auf ihre Vorrathsschränke, namentlich auf den Küchenschrank mit den Geschirren von Kupfer und Zinn, und auf ihren Herd mit dem großen Koch-, Schlacht- und Waschkessel. Nicht weniger stolz war sie aber auf ihre Betten in der Herrenstube. Faßte dieselbe auch nur wenige Hausgeräthe, so fielen die zwei großen, zweischläfrigen Himmelbetten mit ihren festgefüllten und hochaufgebauten Unter- und Deckbetten desto mehr in's Auge. Für Leute, die nicht zu den „großen Herren" gehörten, standen in den Kammern Betten bereit und in Zeiten starker Einkehr mußten auch, besonders für die Wanderer aus den untern Volksschichten Strohbündel auf den Fußboden, die Bänke der Wirthsstube oder Heuboden und Pferdestall zum Nachtlager gut thun. Auf diese Weise konnte ein von Außen unansehnliches Gebäude eine große Anzahl von Menschen zugleich beherbergen.

In frühern Jahrhunderten gab es noch keinen besondern Styl für

die Erbauung der Wirthshäuser. Nur selten wurden Häuser zu Wirthschaftszwecken erbaut, in den meisten Fällen wurde das Recht, Wirthshäuser zu erstellen oder eine Wirthschaft einzurichten, vom Grundherren verliehen oder auf ein schon bestehendes Gebäude übertragen.

Wie im 14. Jahrhundert in der Schweiz im Allgemeinen einfach und ärmlich gebaut wurde, so ist auch anzunehmen, daß die Wirthschaften damals recht primitiver Natur waren und noch keinen Komfort zeigten. Erst in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts begann sich, wohl in Folge des zunehmenden Wohlstandes, ein Trieb zu monumentalen Unternehmungen an öffentlichen und Privatgebäuden zu regen. Oftmals bewahrte auch jetzt noch das Aeußere eine höchst dürftige Haltung und wurde ein gewisser Schmuck nur dem Innern zu Theil. Indessen wurde schon in Bezug auf das Baumaterial eine bessere Auswahl getroffen und es fehlt nicht an Berichten, welche das Aussehen der Städte zu Ende des 15. Jahrhunderts vermöge des zahlreichen Heiligen- und Bilderkultus als ein recht malerisches schildern.

Mitten aus dem genannten Bilderkultus entstand auch die Sitte, die Wirthshäuser mit Schildern aller Art und Namen zu behängen, ein Gebrauch, der schon im 12. Jahrhundert zu Paris in Aufnahme gelangte. Aus jener Zeit der späten Gothik und des Beginns der Renaissance sind uns leider nur wenige Wirthshäuser erhalten, die noch den Schmuck der vergangenen Tage aufweisen. In den größern Städten ist Alles dem Drucke des nivellirenden Modernen erlegen, nur in kleinen Städten finden wir bemerkenswerthe Reste gothischen Styls. Namentlich ist es die Westschweiz, die sich darin auszeichnet; ich erinnere an das Hôtel de la Poste in Moudon, an den Hirschen in Romont, an die Krone in Mezières (Waadt), an das Stadthaus zu Lutry, die zwei Salmen zu Orbe, den Mohren in Avenches. Besondere Erwähnung verdient das Wirthshaus in Heitenried (Freiburg), als das originellste Ensemble eines alten Bauernwirthshauses mit dem früher oft gebrauchten Schild: Hier können Gäste zu Fuß und zu Roß logiren.

In der Centralschweiz finden wir den Hirschen in Münster (Luzern), den Ochsen in Zug, zwei Wirthshäuser in Schwyz, das Kreuz in Sachseln u. s. w.

In der Ostschweiz einige Wirthshäuser in Schaffhausen, Stein a. Rh., Hundweil in Appenzell, Rorschach, die Post in Lax (Graubünden).

Im Aargau und dessen Umgebung finden wir das Wirthshaus zum

Schwanen in Merenschwand, ein interessanter Bau aus dem Ende des 17. Jahrhunderts, das Wirhshaus zu Bonigen bei Aarburg, zum Bären in Wildegg, endlich ein merkwürdiges Haus in Holzkonstruktion in Büelisacker im Freiamt. Bald ist es eine gothische Façade, bald ein Portal, bald ein interessantes Fenstergesimse, eine imposante Fensterreihe, bald eine schöne Freitreppe, oder sonst ein Rest aus kunstsinniger Zeit, was an diesen Häusern unsere Aufmerksamkeit fesselt. Seltener sind es Wandmalerein, welche die Façaden zierten und auf unsere heutige Zeit übertragen worden sind. Noch im Anfange des gegenwärtigen Jahrhunderts waren in manchen Gasthäusern Glasgemälde zu sehen, die aus der besten Zeit der Glasmalerkunst stammten (vrgl. Dr. H. Meyer, Sitte der Fenster- und Wappenschenkungen, 1884).

Als Göthe seine zweite Schweizerreise machte, bewunderte er, wie sein Tagebuch berichtet, die schönen Glasgemälde im Gasthaus zum Kopf in Bülach, wo er zu Mittag speiste. Auch in der Krone in Stanz und im Ochsen in Zug fand er gemalte Fensterscheiben, über die er einige Notizen hinterlassen hat. (Noch heute heißt das Zimmer, das er in letzterm Gasthof bewohnte, das „Göthezimmer". Glasgemälde wurden überhaupt den Gasthäusern gerne geschenkt, wenn solche neu erstellt wurden.

In die Zeit der Spätgothik fallen auch die meisten Bauten unserer städtischen Zunfthäuser, die theilweise großes architektonisches Interesse bieten und je nach dem Vermögen der betreffenden Zunft auch im Innern dem Ansehen und dem Kunstverständniß der Zunftherren entsprechend ausgestattet sind. Zürich, Bern und Basel (Schlüssel- und Geltzunft) weisen Zunfthäuser auf, die das Interesse der Kunstfreunde sowohl als der Techniker in hohem Grade erregen, indessen gehören diese Häuser nicht unbedingt in den Rahmen meiner Ausführungen, obwohl sie städtische Trinkstuben der Zunftgenossen sind.

Wenn nun auch in der That ein eigentlicher Styl für den Bau der Gasthäuser nicht nachgewiesen werden kann, wenn viele Häuser erst, nachdem sie vielleicht schon ein ganzes Jahrhundert gestanden hatten, zu Wirthshäusern umgebaut wurden, so ergab sich doch aus der Art des Gewerbes eine konstante Praxis, die nicht umgangen werden konnte, wollte man die vorhandenen Bedürfnisse der Gäste in's Auge fassen.

Vor Allem war auch in den Städten für Scheune und Stallung Bedacht zu nehmen; zu einer Zeit, wo der Straßenverkehr mit Pferden und Wagen noch ein lebhafter war, erzeigte sich die Sorge hiefür als unerläß-

liche Bedingung. Bauern, die mit Vieh und Wagen in die Städte kamen, suchten ihre Herbergen in den Vorstädten; vornehme Reisende wohnten in den Wirthshäusern am Markt, dem reichsten und bedeutungsvollsten Theile der Stadt. Hier trat man, im Gasthause angekommen, durch das in kräftigem Styl gehaltene und auf eine kleine Freitreppe sich stützende Portal in einen breiten Hausgang, der auf der einen Seite zur großen getäferten Stube der Handwerker und Bauern führte, in welcher die Schilder der Zünfte von den Decken hingen, ländliche Schränke und Spinden herumstanden und in der an soliden eichenen Tischen die Burger und Handwerker zechten, während die fremd zugereisten Gesellen an jenem Tische Platz nahmen, über dem ihr Handwerksschild hing und unter dessen Schutz sie sich befanden. Im Hintergrunde stand die Schenke mit den Büffets und den Trinkgeräthen. Durch ein Schiebfenster verkehrte das geschäftige Dienstpersonal mit der Küche. Auf der andern Seite des Hausganges lag die Wohnung des Hausherrn, hinter derselben die Metzgerei für Kleinvieh.

Die Bürger gingen zum Trinken in ihre Zunft- und Trinkstuben, die Gasthäuser waren hauptsächlich für die Fremden berechnet, die Fuhrleute (die Nürnberger Fuhrleute lebten bekanntlich sehr gut,) aßen ihr Ordinäri im allgemeinen Wirthslokal. Reiche Kaufleute, Adelige und vornehme Bürger fanden sich in der großen Stube im ersten Stockwerk zusammen, von welchem aus man den Markt überblickte. Da war das Geräthe schon feiner, die Bedienung gefälliger als zu Erasmus Zeiten, die Speisen und Getränke an Menge und Güte derart, daß selbst der zartbesaitete Gelehrte sich zufrieden gestellt hätte.

Wie die Kunst des Buchdrucks, die Malerei und andere Fertigkeiten der menschlichen Hand je nach den Jahrhunderten wechselten und in auf- und absteigender Linie sich bewegten, so ist auch das Wirthsgewerbe je nach den Zeiten ein ganz verschiedenes gewesen. Während Erasmus von Rotterdam über die Wirthschaften seiner Zeit, wie schon gesagt, bei seiner Griesgrämigkeit ein sehr düsteres Bild entwirft, weiß der französische Reisende Montaigne, der 1580 Deutschland, Italien und die Schweiz bereiste, ein farbenreiches Gemälde seiner Touren zu entwerfen. Zu seiner Zeit fand er ganz prächtige Gasthäuser mit reichlich ausgestatteten Sälen, Gast- und Wohnzimmern. Die Fenster waren mit gemalten Glasscheiben besetzt, das Getäfer reich geschnitzt, nicht selten bunt bemalt und vergoldet. Große Vogelbauer beherbergten eine ganze Schaar von Vögeln, die nach den

Tönen einer Orgel, eines Spinetts, einer Viola oder Geige ihren Gesang erschallen ließen. An den Wänden herum liefen mit Leder gepolsterte Wandbänke und die geschnitzten Stühle waren breit und bequem zum Sitzen. In manchen Gasthäusern war es Gebrauch, die Gemächer und Schlafzimmer mit Wohlgerüchen zu sättigen, eine Sitte, die sich lange erhielt, indem noch ein Reisender des 17. Jahrhunderts, der München passirte, davon spricht.

Statt den heutigen Schlafzimmerchen, die uns mit ihren oft geschmacklosen Tapeten fremd und kalt anmuthen, fand man zu jener Zeit große geräumige Gemächer, mit schönem Hartholzgetäfer oder Tapeten von gepreßtem Leder und Goldverzierungen; Vorhänge mit Seide brodirt oder mit Goldfäden durchwirkt. Prachtvolle Kamine dienten dazu, eine fortwährende sanfte Wärme zu verbreiten und waren namentlich den verwöhnten Franzosen sehr willkommen. Die Betten mit geschnitzten Gestellen waren hoch und mit Matrazen, Unterbetten, Bettdecken und Ueberzügen mit feinen Bordenstickereien ausgestattet, die Berge von Eiderdunen enthielten. Decken aus dem feinen Barchent des Mittelalters, aus dem man sonst Fahnen und Meßgewänder herstellte, bedeckten die hochaufgethürmten Betten. Das Tafelgeschirr der besten Gasthäuser war nicht aus bloßem Zinn, sondern aus Silber; glänzend weiße, gefirnißte und oft mit schönen Malereien gezierte Holzteller gehörten zu einem vornehmen Service, wenigstens für den Nachtisch. Die Trinkgeschirre waren aus Silber, sehr oft vergoldet, reich ciselirt und mit Wappen geschmückt, die Löffel bestanden aus Holz und hatten einen silbernen Stiel. Die Küche fand Montaigne in den meisten Gasthöfen ausgezeichnet und besser als in den Schlössern des französischen Adels. Fleisch- und Fischspeisen waren reichlich vorhanden und überragten alle andern Speisen an Bedeutung, Krebse waren sehr gesucht, und von den Forellen, die noch nicht genug gewürdigt worden, aß man nur die Leber; der Salm war gewöhnlich. Statt der faden Erstlinge der Beeren- und Obstfrüchte, aß man nur wohlgereifte und saftige Obstsorten.

Man blieb drei bis vier Stunden bei Tische, und kannte noch nicht die schlechte Gewohnheit, Wasser in den Wein zu gießen. Um sich einen richtigen Begriff von dem Gasthofsleben der damaligen Zeit zu machen, muß man die Berichte der Zeitgenossen nachlesen und wird sich ergötzt finden von den meist zutreffenden, oft sehr naiven Schilderungen. Montaigne lobt aber nicht nur, er tadelt auch. So fand er z. B. in Baden im

Aargau die Gasthofsrechnung sehr theuer, während er der prächtigen Einrichtung der Zimmer alle Gerechtigkeit wiederfahren läßt. Er sagt nebenbei auch, daß man damals in Baden bei Tische noch keine Gabeln hatte; jeder Schweizer hatte sein Messer bei sich, womit er Alles anfaßte, ohne daß er mit den Händen in die Schüsseln griff.

Wer im 14. Jahrhundert bei einem Wein- oder Gasthaus Basel's vorbeiging, hörte Abends den Gesang fröhlicher Zecher und man konnte den Ruf der Würfelspieler vernehmen, wenn die Würfel gefallen waren: Quartere! Thusen! Zinke! Drie! Esse! Und als um's Jahr 1377 in Basel das Kartenspiel aufkam, mochte man auch die Kartenspieler mit kräftiger Hand auf den Tisch pochen hören. Wehe dem, der bei dem Spiele unredlich war, „über das Blatt" spielte, oder mit dem Bögelin oder mit dem Finger deutete, was Einer auswerfen sollte, damit er den Leuten das Ihre abgewönne. Denn das Gericht sprach, als einst Klage geführt wurde über einen Spieler, der sich Solches zu Schulden kommen ließ, das Todesurtheil, und derselbe wäre „billig vom Leben gethan worden", wenn nicht auf gewichtige Fürbitte hin ihm die Todesstrafe in ewige Leistung jenseits des „lampartschen Gebirgs" verwandelt worden wäre. Zwar wurde Würfelspiel oder andere Spiele innerhalb der Kreuzsteine des (Stadtbannes) wiederholentlich verboten, dennoch aber scheint es immer wieder getrieben worden zu sein. Unverbesserliche Spieler wurden als solche den Mitbürgern dadurch kenntlich gemacht, indem sie verurtheilt wurden, eine Zeit lang einen gelben Kugelhut ohne Zipfel zu tragen. Auf diesem Hute waren drei schwarze Würfel mit großen weißen Augen aufgenäht. Wenn aber auch erlaubte Spiele wie Wurfzabel und Schachzabel in den Weinhäusern und auf den Trinkstuben gespielt wurden, so mußte Jedermann, ob er auch bei einem angefangenen Spiele saß, wenn man gegen das Wetter läutete, aufhören, „um daß uns der allmächtig Gott destereh sin göttlich gnad mittheilen und gut wetter verliehen wolle."

Die Essenszeit in den Wirthshäusern richtete sich nach den bürgerlichen Gewohnheiten. Aloysius von Orelli berichtet 1555, daß in Zürich „der gemeine Mann" um 6 Uhr und der Vornehme „auf's Späteste" um 7 Uhr zu Nacht speiste. Zu Bern und Basel hielt man noch später, 1580, dieselben Stunden für die Abendmahlzeiten ein. Im 14. Jahrhundert aß der König von Frankreich Morgens 8 Uhr zu Mittag und ging Abends um dieselbe Stunde zu Bett. Zur Zeit Philipp's des Guten von Burgund galt der Spruch: „Steh' auf um 5, iß zu Mittag um 9,

zu Abend um 5, geh zu Bett um 9, und du wirst leben der Jahre 99." Unter Heinrich IV. und Ludwig XIV. ging man um 12 Uhr zu Tische, unter Ludwig XV. um 2 Uhr. Noch Anfangs dieses Jahrhunderts aß der König von Spanien um 12 Uhr zu Mittag. Unter Heinrich VIII. von England frühstückte die vornehme Welt um 7 Uhr und dinirte um 10 Uhr, unter Königin Elisabeth war 11 Uhr die Stunde des Mittags- und 5 Uhr die Stunde des Nachtmahls.

Christian II. von Dänemark hatte 1515 in seiner Hofinstruktion verordnet, daß am Hofe zwischen 9 und 10 Uhr die erste, und Abends zwischen 4 und 5 Uhr die zweite Mahlzeit eingenommen wurde. Aus diesen Aufzeichnungen ist ersichtlich, daß wir die Abhaltung unserer Mahlzeiten um mehrere Stunden vorgerückt haben, indem man heutzutage auf dem Lande um 11 Uhr, in den kleinern Städten um 12 Uhr, in den größern je nach dem Grade der Wohlhabenheit und des Berufes um halb 1 Uhr, 1 oder halb 2 Uhr ißt. Es mag wohl bereits aufgefallen sein, daß die Essenszeiten unter Christian von Dänemark ziemlich genau der Table d'hôte unserer heutigen ersten Gasthöfe entsprechen sowie dem déjeuner und dem diner der Franzosen, dem breakfast und dem dinner der Engländer.

Ueber die Tischgebräuche hat uns die Kulturgeschichte eine Menge merkwürdige Einzelheiten überliefert. Wir können uns heute selbst im bescheidensten Wirthshause keine Mahlzeit denken ohne Tischtuch und wo möglich Serviette, und doch haben vor uns große Herren gespeist und es sich wohl schmecken lassen, ohne diesen Luxus zu kennen. Erst zur Zeit Karls V. kam diese Verschönerung der Tafel auf, während man vorher gegerbte Felle zum Bedecken der Tische gebraucht hatte. Und die Leinwand oder der Damast war anfangs so kostspielig, daß sich ihrer nur fürstliche Häuser bedienen konnten. Für Sendungen von Basler Rathsgliedern nach Außen wurden besondere Tischtücher gehalten, woraus man schließen darf, daß es in den Herbergen keine solche gab. Auch bei Kriegszügen wurden sie mitgenommen.

Was die Tischgeräthe betrifft, so habe ich bereits Einiges erwähnt und hole hier noch kurz dasjenige nach, was im Betriebe des Wirthshauses und des bürgerlichen Haushaltes unbedingt nothwendig erschien. Die Tischgeräthschaften des Mittelalters waren von den heutigen vornehmlich dadurch unterschieden, daß man zum Essen keine Gabeln gebrauchte. Die festen Speisen wurden nämlich zerlegt auf den Tisch gebracht und

mit Löffeln gegessen. Man hatte allerdings Gabeln, welche aber nur zum Vorlegen der Speisen und zum Gebrauch in der Küche dienten, ihre Anwendung zum Essen selbst fand im Mittelalter gar nicht oder doch nur äußerst selten statt. Ein italienischer Professor, Giovanni Lumbroso, hat eine kleine aber sehr anziehende Studie über die Geschichte der Gabel veröffentlicht, die von der sorgfältigsten Forschung über das Thema Zeugniß ablegt. Lumbroso weist zunächst nach, daß im klassischen Alterthum die Gabel nicht in Gebrauch war. Vor tausend Jahren taucht dann die Forchetta auf, und zwar in der venetianischen Chronik des Damiano. Derselbe erwähnt, daß die Gabel von einer byzantinischen Prinzessin in Venedig eingeführt wurde. Aber der zierliche Brauch ward von den Venetianern nicht gut aufgenommen. Durch zwei Jahrhunderte machte die Gabel in Italien keine Fortschritte, denn die Geistlichkeit betrachtete den Gebrauch derselben als sündhafte Ueppigkeit; sie hatte im übrigen Europa noch weniger Glück. Im Jahre 1360 taucht sie in Florenz auf, aber der Autor zweifelt, daß es eine wirkliche Gabel war, vielmehr scheint es eine Art Scheere gewesen zu sein, welche von Damen an den Kleidern hängend getragen wurde. Im 15. Jahrhundert verbreitet sich endlich der Gebrauch der Gabel in Frankreich, in Deutschland im 16. Jahrhundert und merkwürdiger Weise taucht sie in England erst im 17. Jahrhundert auf.

Auf einem Kupferstiche von Hans Konrad Meyer von Zürich aus dem Jahre 1645, überschrieben „Tischzucht", welcher zugleich ein anmuthiges Bild aus dem Leben einer bürgerlichen Familie wieder gibt, ist ersichtlich, daß auf dem Tische, an welchem gespeist wird, nur Messer und Löffel vorhanden sind, eine Gabel aber nur am Platze des Vorschneiders, der die Speisen verkleinert.

Die Schüsseln, vom Althochdeutschen Skuzila, mhochd. schüzzel, bestanden aus Buchsbaumholz oder aus Zinn, das man aus England bezog. Dr. Felix Weber behauptet in seinen Gastronomischen Bildern (Leipzig 1882), daß das Wort Teller (mittelhochd. teler, aus dem italienischen tagliero, das Küchenhackbrett, auf dem man zerschneidet), vor dem Ende des 15. Jahrhunderts fast niemals vorkomme, sondern in dem Worte Schüssel einbegriffen sein müsse, Dr. Ernst Götzinger dagegen sagt, daß Teller von Thon, Holz und Metall schon bei den deutschen Völkern ältester Zeit vorgekommen seien, doch wurden darin bloß die Speisen aufgetragen, worauf jeder Tischgenosse sein Stück auf eine Brodschnitte gelegt erhielt

und mit dem Messer zerkleinerte. Erst im 12. Jahrhundert setzte man nach Götzinger den Gästen noch besondere Teller vor und zwar anfänglich je einen für zwei Tischgenossen. Die Teller der Armen waren von Holz, seltener von Thon, diejenigen der Wohlhabenden von Zinn, die der Reichen von Silber. Die Teller waren klein, in der Form den unsrigen ähnlich, vertieft und flach.

Die Tischmesser werden so selten erwähnt, daß man auf einen spärlichen Gebrauch derselben im Mittelalter schließen muß. Es darf angenommen werden, daß jeder Mann beim Essen sich seines Taschenmessers bediente. Auch kann man wohl nur vermittelst einer solchen Annahme es erklären, daß in Frankfurt a. M. die Antoniterherren bei dem festlichen Besuch, welchen die Gesellschaft Limburg ihnen auf Fastnacht machte, allen Mitgliedern derselben ein Messer zu schenken pflegten.

Eine hübsche Sammlung von Eßgeräthen ist neben einer Anzahl von Basler Gebäckmodeln in der Mittelalterlichen Sammlung in Basel ausgestellt. Löffel-, Gabel- und Messerform ist hier in ihrer Entfaltung und Wandelung vom 15. bis zum Ende des 17. Jahrhunderts zur Anschauung gebracht. Von Löffeln ist vertreten der rohgeformte Holzlöffel des Bauern aus dem 16. Jahrhundert; der zierlichere aus gleichem Material und gleicher Zeit mit auffallend kurzem Stiel; der Holzlöffel, am Griff mit Silber beschlagen, wie er vor 300 Jahren an den Essen der Weinleuten-Zunft zu Basel aufgelegt wurde; der silberne Löffel in mehrfacher Gestalt; der sogenannte Apostellöffel, endlich der zierlich geschnitzte elfenbeinere Luxuslöffel mit Bildschnitzereien aus der biblischen und antiken Geschichte und Mythologie. Die älteste Gabel in der Mittelalterlichen Sammlung stammt aus dem 15. Jahrhundert, sie ist mehr ein kleiner Spieß mit Handhabe als eine Gabel nach heutigem Begriff. Im 16. und ziemlich durch das ganze 17. Jahrhundert hat die Gabel nur zwei Zinken, das untere Ende des Heftes verläuft in eine kleine Ausbuchtung, die sich genau ebenso beim Messerheft dieser Zeit findet.

An Trinkgefäßen, theilweise aus Basler Wirthshäusern stammend, sind hübsche Exemplare von Krügen, Kannen, Flaschen, Bechern und Gläsern vorhanden. Die Krüge, wie sie im Mittelalter die Stadt Frankfurt besaß, waren steinerne und hießen „Kruseln"; der Ausdruck „Chruse" für Steinkrug ist heute noch bei uns im Volksmunde. Kannen und Flaschen von Blech und Zinn werden in den Inventarien unserer Zunftstuben oft erwähnt. Gläser wurden namentlich beim Probiren des Weines gebraucht.

Dies geschah besonders in Fällen, wo man den Wirth oder der Wirth die Gäste durch farbige Gläser über das Aussehen der Weine zu täuschen suchte, weßhalb z. B. der Rath von Frankfurt den Gebrauch farbiger Gläser verbot.

Außer den Trinkgläsern hatte man Becher und Trinkfässer (auch Köpfe, cupa, Schauern genannt), die meistens von Silber und vergoldet waren. Von diesen Bechern her erhielt der Gasthof zum Kopf in Basel (Hôtel belle vue am Rhein) im Mittelalter seinen Namen. Er führte einen solchen Stauf (cupa) im Schilde. Der Erfindungsgeist gab den Bechern oft sonderbare und höchst phantastischen Formen, je nach Größe und Stoff (Muskat, Eichel, Kokosnuß, Traube, Strauß, Pelikan, Hirsch, Schwan, Schiff, Mönch, Nonne, Narr, Reiter, Greifenklaue, Horn u. s. w.) Bei den Kredenz- oder Doppelbechern bildete ein Deckel den Becher des andern. Die Vorstadtgesellschaft zur Mägd in Basel (der ich angehöre), besitzt einen solchen Doppel-Becher, der eine Jungfrau, die Mägd (die Jungfrau Maria) darstellt, deren Kopfstück abgenommen wird und die dem Unkundigen beim Trinken meist einen Schabernak spielt.

Nicht ohne Interesse sind die alten Wirthstische aus Eichenholz oder mit Schiefertafeln belegt, deren ruhiges gesättigtes Schwarzgrau sich so wenig aufdringlich und doch so wirkungsvoll aus dem braunen hölzernen Rahmen heraushebt, zu denen die heutigen, langweiligen, unschönen und auch unsoliden Eß- und Wirthshaustische in grellem Gegensatze stehen. Aber nicht nur die Tischplatte, sondern auch das Gestell erhielt eine künstlerische Behandlung. Treffend veranschaulichen den Gedanken des Tragens jene Füße, welche Thierfüße darstellen. Es kehrt dieses Motiv beim Schrank, bei der Kommode, beim Ofen und beim Sessel des vorigen Jahrhunderts wieder und viele Zunft- und Trinkstuben haben noch von jenen Exemplaren aufzuweisen. Endlich gewährt der Wirthstisch mit gekreuztem Schragen, wie er auch noch in vielen alten Bauernhäusern sich zeigt, das beruhigende Gefühl der Sicherheit, der Solidität und des Behagens bei Tische.

Inventarien von Gasthäusern sind uns eine ganze Anzahl aufbehalten worden, so vom Rothen Ochsen in Baden von 1518, von den Drei Königen in Basel vom Jahr 1765, vom Weißen Kreuz in Basel, u. a. m., die ein merkwürdiges Bild liefern des innern Haushaltes eines Gasthausbetriebes. Interessant ist auch die innere Eintheilung eines solchen Hauses. In den Drei Königen in Basel finden wir 1765: 20 Säle,

Zimmer, Stüblein und Kämmerlein, wovon 5 tapezirt, die andern getäfert oder gemalt waren. Die einen Räume trugen Namen, die andern Nummern, die Dritten beides zusammen. Bemerkenswerthe Lokalitäten waren: das weiß Sälin, das roth Sälin, das Gnädig Herren Stüblin (für die Rathsherren und Adeligen bestimmt), der Schneckensaal, das Sarasin-Stüblin, der Türken Saal, das Hauptmann Stüblin (wahrscheinlich für Offiziere von Hüningen, die wegen der guten Küche hier gerne einkehrten), das Paradies u. s. w.

Auch im Gasthof zum Storchen in Basel trugen die Säle und Zimmer keine Nummern, sondern gleich den Häusern der Stadt originell und an irgend die Verwendung des Raumes sich anknüpfende Namen. So finden wir im Jahre 1521 daselbst: die Kammer zum Bären (das Zimmer, das gewöhnlich den Berner Gesandten und Gästen eingeräumt wurde), die Straßburger Kammer (das Zimmer der Straßburger Gäste), die Kammer zur Rose, zum Affen, zum Venedig (wo die italienischen Kaufleute wohnten), zur Jungfrauen, das Stübli zum Storchen (wo die Stammgäste, Basler Burger, zechten), die Solothurner Stube und Kammer. Das Jungfrauengemach war ohne Zweifel für weibliche Gäste vorbehalten. Alle diese gemüthlichen Stubennamen existiren heute nicht mehr, sondern haben der prosaischen Nummer weichen müssen, wie denn auch heutzutage der Gast im Hotel nicht mehr Mensch, sondern nur Nummer ist.

Eine nicht unwichtige Sache für den Wirth war der Wirthshausschild. Zwar sagt ein altes französisches Sprichwort „A bon vin, point d'enseigne", allein es hat nur halb Recht und seit alten Zeiten bis auf Haasenstein & Vogler hat sich der Satz bewahrheitet, daß das Geschäft der Reklame nicht entbehren kann. Schon die Römer kannten den Aushängeschild, der meist gemalt war und den Beruf des Verkäufers andeutete oder die Eigenthümlichkeit des Wirthes. Aus dem lateinischen taberna ist unsere Taverne entstanden und noch heute weist das Dorf Les Tavernes im Kanton Waadt auf die Straße von Vevey nach Aventicum hin und auf die römische Herberge, die ½ Stunde von Oron entfernt, an der Straße stand. Die reichste Epoche für den Aushängeschild war das Mittelalter. Zu jener Zeit hatten die Straßen nicht immer die eigenen Namen und das Numeriren der Häuser kam zunächst in Paris, aber erst 1728 auf. Um sich daher gerade in einer großen Stadt zurechtzufinden, hingen die Bürgerlichen Berufsschilde an ihre Häuser und die Adeligen verzierten sie mit ihren Wappen. Auch war es in Paris nicht selten, daß man eine

gestickte Fahne aushing, die das Bild des Schutzpatrons des Hauses oder irgend eines andern Heiligen trug; oder man wählte einen Rebus, der auf die Bestimmung des Hauses Bezug nahm, ein komisches Gemälde, eine Legende oder einen dramatischen Vorfall. Ferner bediente man sich in Paris der Enseignes parlantes. Es waren dies riesige Embleme, Fässer, Federn, Handschuhe, Krüge, Flaschen und Schlüssel u. s. w., welche für den Beruf sprachen.

Die Schilder waren mehrfach Gegenstand königlicher Erlasse; bald schrieb man die Größe vor, bald die Art und Weise der Anbringung an den Häusern, bald die Höhe und Tiefe von der Straße aus; erst 1761 war es, als der Stadtpolizeilieutenant de Sartines anbefahl, es seien die Schilder nicht mehr in den Straßen aufzuhängen, sondern es soll die betreffende Bezeichnung des Geschäftes unmittelbar an's Haus angemalt oder befestiget werden. Die Schilder waren ebenso sehr der Mode und der Politik unterworfen, wie jeder andere Gegenstand, der mit der Oeffentlichkeit zu thun hatte. Namentlich war dies der Fall zur Zeit der französischen Revolution. Zu jener Zeit, als der Name des von Ludwig XIV. erbauten Elsäßer Dorfes Saint Louis in Bourglibre (Freidorf) umgetauft wurde, taufte auch Dreikönigwirth Iselin in Basel, ein Anhänger der französischen Republik, den Schild seines Gasthofes zu den Drei Königen in ein Hôtel des trois Magots um, wie denn zu jener Zeit Alles, was an das Königshaus erinnerte, verpönt war.

Sehen wir, wie es in Deutschland mit den Wirthhausschildern stand.

Die ersten Märkte, woran noch der Name „Messen" erinnert, werden mit den kirchlichen Festen in Verbindung gebracht. So entstanden die ersten Gast- und Pilgerhäuser meistens in der Nähe der Kirchen und Klöster und nahmen deshalb ihre Titel mit Vorliebe aus den Vorstellungen der kirchlichen Kunst. In einer Zeit, welche noch unbefangener war im religiösen Glauben als die unsrige, ahnte man keine Profanation und beging auch keine, indem man die Wirthshäuser auf kirchliche Namen taufte. Die Attribute des Kirchenpatrons, die man auf den Bildern desselben erblickte, wurden auch auf den Schildern der Pilgerhäuser angebracht, wie sie mehrfach auch in die Stadtwappen aufgenommen wurden, z. B. der Löwe des hl. Markus in das Stadtwappen von Venedig, das Rad des hl. Willigis, eines Radmachers Sohn, in das Wappen von Mainz u. s. w.; die Raben des heil. Meinrad in das Wappen von Einsiedeln.

Wirthshäuser mit kirchlichen Namen treffen wir besonders in der Stadt Augsburg. Riehl erzählt davon ausführlich in seinen „Kulturstudien“:

So findet oder fand sich in Augsburg ein Wirthshaus zur Hochzeit von Kanaan; zum Fischzug Petri; zum guten Hirten; zum Osterlamm; zum hl. Georg; zum hl. Jakob; zu den hl. Dreikönigen.

Höchst charakteristisch sind die Umwandlungen bei den alten Aufschriften voll Derbheit, Cynismus und Humor, die der modernen Prüderie gar zu saftig klangen. In Augsburg bestanden z. B. (oder bestehen jetzt noch) folgende Bezeichnungen: Die Froschlache, das Stockhaus, das Regenbögle, das Bettelhäusle, das blutige Wams (die Frühstückskneipe der Metzger), die Weiberschule (das Stelldichein der Metzgerfrauen zum Frühstück von Wein und Wurst und Gogelhopf), die finstere Stube, das bayrische Häubl, das Kühloch, unter der Stiege, zum leeren Trog, zum blinden Eck, zum Paritätswirth, zum Lochwirth, zur Lungenwurst, zur Lechhütte, zur Rauchhütte, zum Bierkönig, das vierblättrige Kleeblatt des Mohrenkopfes, des Mohrenköpfles, des Mohrenkönigs und der berühmten drei Mohren.

Besonders reich ist Augsburg an solchen Wirthshausnamen, die um des reinen Parfüms der Alterthümlichkeit willen bemerkbar sind: der Eisenhut, die Sackpfeife, das hohe Meer, das kaiserliche Werbehaus, die weite Kanne, das blaue Krügel, der Güterwagen, der rostige Harnisch, zum Lutz am Bock, der braune und der weiße Scherer.

Um nun auch noch eine Stadt aus welschem Lande zu citiren, wähle ich die Stadt Genf mit ihrem heute noch ersichtlichen gallo-romanischen Charakter.

Versetzen wir uns in's Herz der Stadt, auf den Platz Sainte Madelaine. Auf diesem Platze stand das Gasthaus zur Mauleselin (la mule) Das Haus steht heute nicht mehr; es lag der Magdalenen-Kapelle gegenüber und hatte im 15. Jahrhundert Leute vom niedern Adel zu Besitzern, wie das häufig vorkam. Die Kapelle hat heute noch in ihrem Wappenschilde auf azurfarbenem Grund eine gesattelte Mauleselin, die ein Engel im Purpurgewande leitet, eine goldene Flasche in der Hand. Von hier nahmen die Wallfahrten nach Rom ihren Ausgang. Von hier stieg man herab zum See, um sich dort einzuschiffen; da ging es vorbei an den Wirhshäusern zum Anker, zur Bügeltasche (escarcelle), zur Débridée (ohne Zaum), zu den drei Stufen, zur Flasche, zur Sirene, zur Sense, zum Stauf (Kopf) u. s. w. Auf dem kleinen Platze Bourg de four finden wir 1523 nicht weniger denn 12 Gasthäuser: die Muschel (also

wieder ein Schild, der an die Pilgerreise erinnert), den goldenen Apfel, den Greifen, das Haus zur Eiche, zum grünen Kopf, zum grünen Löwen, zum Felsen, zum Wachholderbaum u. s. w., endlich in der Rue St. Leger das Lamm Gottes bei der Dreieinigkeitskapelle und dieser gegenüber das Gasthaus zum weißen Hemd.

Gehen wir von den Sachen zu den Personen über, so finden wir zwei eigenthümliche Erscheinungen. Während im Allgemeinen das Gewerbe der Wirthe ein ziemlich verachtetes war, keinerlei Privilegien als das der Ehehafte besaß, vielerlei die Freiheit des Betriebes einschränkende und demüthigende Bestimmungen sich gefallen lassen mußte, waren es anderseits wieder angesehene Familien der Städte, die sich diesem Gewerbe widmeten; im Jahre 1422 finden wir in Luzern etwa 20 der besten Familienhäupter als Wirthe, auch zu Anfang des 16. Jahrhunderts die Ruß zur Krone, die von Laufen zum Schlüssel, die Tammann; Letzterer wurde in den Adelsstand erhoben, die von Wyl, Geilinger und Knab. Der Storchenwirth Amorth war 1530 Gesandter Luzerns auf dem Reichstag zu Augsburg. In Genf gehörten ebenfalls mehrere Wirthe dem Adelsstande an (Blavignac, Les Enseignes P. 11.); auch in Basel waren mehrere Adelige Wirthe und Weinhändler, so die Pfaff zu 3 Königen, die von Laufen. Eine gemeinsame Zunft bildeten sie in Basel nicht, sondern sie waren zu Gartnern zünftig, deren Vorgesetzte die kleinen Streitigkeiten schlichteten.

Das Gewerbe der Wirthe war in seiner freien Handlungsfähigkeit durch viele staatliche Verordnungen eingeschränkt und bevormundet, abgesehen davon, daß bis auf den heutigen Tag besondere und manchmal sehr drückende Abgaben auf ihm lasteten. Jede Stadt hatte gegenüber den Wirthen ihre besondern Gesetze und Verordnungen und sorgte für strenge Handhabung derselben. Ausführliche Satzungen enthält nach dieser Richtung z. B. das ungedruckte „Ansechenbuch" der Stadt Luzern, aus dem mir Rektor Dr. Bucher daselbst einen umfangreichen Auszug zur Verfügung gestellt hat.

Sehr zahlreich sind darin die Verordnungen über das Dingsgeben, das Borgen der Wirthe beim Weinkauf. Im Jahre 1508 verfügte der Rath von Luzern: Welcher Wirth und Weinschenk irgend welchen Wein dings oder auf Borg kauft, der soll um die Kaufssumme den Gnädigen Herren zur Strafe verfallen sein.

Eine Notiz aus dem Jahre 1585 belehrt uns, daß in Luzern die

Wirthe, Weinschenke und Stubenknechte nur am Montag und nicht vor ein Uhr und am Dienstag auf dem Weinmarkt Wein kaufen durften und ihn auf dem Platze bezahlen mußten — bis auf 20 Maß. Eine ähnliche Bestimmung bestand auch für den Weinmarkt in Basel. Es waren gewöhnlich Elsäßer, Oberbirger, Kolmarer und Türkheimer Weine, welche auf den Markt kamen. Die Weinführer durften den Bürgern, nicht aber den Wirthen Wein auf Borg geben, bei Uebertretungen wurde kein Recht gehalten. Dieses Privilegium der Bürger, Wein auf Borg zu kaufen, wurde aber 1592 wieder aufgehoben.

Wie die Wirthe ihrerseits in der Regel den Wein baar bezahlen mußten, so waren sie auch angewiesen, ihren Gästen nichts Dings zu geben, bei 20 fl. Buß ohne Nachlaß. Wenn aber Einer so frech wäre, in der Uerte zu sitzen und nicht bezahlen könnte, so soll der Wirth einen Solchen ohne alles Verschonen anzeigen, damit derselbe nach seinem Verdienen gestraft werde. Es soll in Zukunft überhaupt, so lautet eine Vorschrift aus dem Jahre 1588, keiner irgend welche Zeche oder Uerte dings thun, sondern der Wirth soll Einen fragen, ob er Geld habe oder nicht. Wenn er findet, daß derselbe kein Geld hat, so soll der Wirth einen Solchen dem Schultheißen oder Rathsrichter zur Bestrafung anzeigen.

Noch schärfer lautet der folgende Artikel: Es sollen alle Wirthe, Weinschenken und Stubenknechte alle diejenigen Bürger, Handwerksleute, Taglöhner, die kein anderes Gut haben, als was sie mit ihrer Handarbeit bekommen, weder zechen noch spielen lassen. Diejenigen (Gäste), welche darin ungehorsam wären, sollten sie dem Stadtknecht anzeigen; der soll sie sofort in den Thurm legen. Diese Bestimmung war augenscheinlich auf das leichtsinnige Volk gemünzt.

Die Vorsorge des Rathes erstreckte sich übrigens noch auf viele andere Seiten des Wirthschaftswesens; gar Manches, was gegenwärtig dem Ermessen des Einzelnen überlassen ist, war damals amtlich geregelt, so die Preise der Weine; ebensowenig stand es den Wirthen frei, die Gewinnprozente von sich aus zu fixiren. Alle Diejenigen, welche welschen Wein (Italiener), von Uri in die Stadt Luzern einführen, sollen von der Maß nicht mehr Gewinn nehmen, als einen Kreuzer, wie die andern Weinschenken (1588).

Die Polizeistunde wurde 1586 auf 9 Uhr angesetzt. Abends nach der Betzeitglocke durfte den Einheimischen außer den ordentlichen Mahlzeiten nichts mehr verabreicht werden, ausgenommen waren die Kindbetterinnen,

die Kranken, Fremden und Reisenden. Ein Einheimischer durfte ohne begehrte Noth und rechtmäßige Verhinderung in einem Wirthshause der Stadt nicht übernachten.

Eine sehr heikle Aufgabe wurde den Wirthen zugeschoben mit dem Reglemente, daß sie mit Treue aufmerken und acht haben sollten, ob sie Jemanden in Betreff der Obrigkeit insgemein oder einzelner Personen „hinterreden" (üble Nachrede) hörten. Eventuell hatten sie das sofort bei ihren Eiden anzuzeigen; die es nicht thäten, sollten als meineidige Leute bestraft werden.

Die „landsordnung" für die Freiämter vom Jahre 1551 verordnete, es dürfe kein Wirth einem Gast (Fuhrleute, Bemittelte und Borgfähige sind ausgenommen) mehr Speise und Trank verabreichen, als für ein Pfund, widrigenfalls er des Rechtes verlustig ginge, den Schuldner vor Gericht zu belangen.

Zu den Obliegenheiten der Wirthe gehörte auch die Führung eines Fremdenbuches; leider sind wenige solcher auf unsere Zeit übertragen worden, was vorhanden ist, bietet indessen mancherlei Anziehendes. Ein werthvolles Fremdenbuch ist das des Gasthofes zum Wildenmann in Basel aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges, angelegt von dem Wirthe Johann Georg Schorndorffer. In demselben sind eine Menge berühmter Kriegsmänner eingezeichnet, die damals den Gasthof mit ihrer Gegenwart beehrten (S. Vom Jura zum Schwarzwald II. S. 137.) Eine Art Fremdenbuch liefern auch die Rechnungsbücher der Wirthe selbst. Solche sind uns aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts aufbehalten aus dem oft erwähnten Gasthofe zu den Drei Königen in Basel. Der schon genannte Wirth Iselin legte das erste derselben an im Jahre 1739, mit dem Motto: „Gottes Brünnelein hat Wasser der Fülle." Der erste Gast war den 27. August der Graf von Leiningen mit Gefolge, der auch im folgenden Jahre wieder dort logirte. Was er verzehrte, ist genau aufgezeichnet, wie überhaupt bei allen Gästen. Ihm folgt eine Menge Adeliger aus aller Herren Länder, am 21. Juni 1740 kam der Markgraf von Baden-Baden sammt 6 Kavalieren, Controlleurs, Sekretär, Kammerdiener, Mundkoch und zehn Bedienten; ferner kamen viele schweizerische Offiziere. Die adeligen, geistlichen und bürgerlichen Herren sind alle mit Namen aufgeführt. Auch schlechte Schuldner finden sich darunter: 1741, 6. Oktober. Hr. Hauptmann Fäsch von Benken 39 Fl. 43 kr., hat Alles versoffen und ist nach seinem Tod Niemand bezahlt worden. 18. Mai, den Patres von

Dornach Essen mit aufs Schiff, haben nicht bezahlen wollen. 23. Juli 1744. M. le médecin de Huningue. Ein Schelm, so mich betrogen. 29. August 1772. Mad. et Mlle. d'Arnoncourt (französische Flüchtlinge) bleiben mir schuldig 3655 Livres 4 kr. 14. Februar 1744. M. Dumoulin von Freiburg. Ist gestorben und verdorben. Die Prinzen von Hessen logirten vom 6.—8. Febr. 1744 bei Iselin und verzehrten mit Gefolge 164 fl. Dazu schreibt der Wirth: Zahlt mit aller Generosität und zwei Dukaten Recompens.

So geht die Liste fort, die namentlich wegen der Gasthofspreise von Werth und Interesse ist.

Ich eile zum Schlusse.

Es liegt in der Natur des Gewerbes begründet, daß die Wirthe am politischen Leben eines Volkes einen hervoragenden Antheil nehmen; in den Schenken und Trinkstuben der frühern Zeit war jeder Bürger heimisch, in diesen heimeligen Räumen wurden und werden durch privates und allgemeines Gespräch die öffentlichen Angelegenheiten verhandelt, und oft haben die wichtigsten politischen Bewegungen von hier ihren ersten Ursprung genommen. Daß die Wirthe an diesem Treiben dann mehr oder weniger Antheil nahmen, sei es, daß sie nur hörten und horchten, sei es, daß sie sich selbst an die Spitze stellten, oder thätig mitwirkten, ist natürlich. Und so sehen wir denn in alten und neuen Tagen der Schweizergeschichte manche Wirthe eine Rolle spielen, einige als Spione oder Verräther der bei ihnen vorbereiteten Dinge, die meisten aber als thätige Führer demokratischer Bewegungen. In meinem im Dezember 1882 in der Historischen Gesellschaft in Basel gehaltenen Vortrage habe ich dieses Thema einläßlich behandelt. Der Kürze wegen will ich nur anführen, daß jene Aufzeichnungen die Thaten von 50 Wirthen enthalten, wovon sich 30 beim großen Bauernkrieg namhaft hervorgethan haben. Aus dem Aargau waren beim Bauernkriege betheiligt Jakob Hurter zum Falken, der zur Herrenpartei hielt und der Ochsenwirth von Sarmenstorf. Bern lieferte nur einen Wirth, soweit mir bekannt ist, den Leonz Glanzmann von Trachselwald; Olten zählte vier Wirthe, welche zum Volke standen: Peter Klein zum Löwen, Hans Jakob von Arx zum Mond, Johann von Arx zum Thurm und der Weibel Lienhard Kandel; Erwähnung verdienen auch die Wirthe Georg Baumgartner in Oensingen, Hans Staub von Trimbach und Joggi Fluri von Balsthal. Michel Schwendimann zur Krone in Schönenwerd hielt zur Regierung. Vertheidiger der Volksrechte

in Baselland waren der Rößliwirth Gysin in Höllstein, der Schlüsselwirth Samuel Merian in Liestal, der Schlüsselwirth Werli Bory in Waldenburg, Joggi Buser zur Sonne in Buckten und Urs Schweizer von Reigoldswyl. Mehrere büßten mit dem Leben ihren Muth und ihr Beginnen; Andere wurden zu hohen Geldstrafen verurtheilt.

Im 18. Jahrhundert sehen wir die Wirthe thätig im Wilchinger Handel 1717, im Udlischwyler Handel 1725, im Schumacher Handel 1763, den Pfauenwirth Karl Dominik Pfeil von Einsiedeln, 1786 den Badwirth Josef Suter von Gonten, Appenzell, der seine politische Thätigkeit mit dem Leben bezahlte. Ja auch im gegenwärtigen Jahrhundert haben die Wirthe die alte Tradition nicht außer Acht gelassen, das Politisiren nicht lassen können, dafür zeugen die beiden Wirthe und Volksgenerale Buser von Sissach und Fischer von Merenschwand aus den Dreißiger Jahren. Die Regierungen, welche in den meisten Volksaufständen Sieger blieben, vergriffen sich nun nicht bloß an den Personen, sondern auch an den Sachen. So wurden beim Aufstande des Majors Peter Chenaux im Kanton Freiburg im Jahre 1781 nicht bloß die Verschwörer an Gut und Blut gestraft, sondern auch das Gasthaus zum Schwert in Bülle, wo die Verschwörung stattgefunden hatte. Es wurde nämlich der Wirthshausschild drei Tage eingekerkert und dann auf öffentlichem Platze verbrannt.

Ich wollte in den vorliegenden Darstellungen nicht ein Wirthshaus beschreiben, wie wir solche aus den Bildern der beiden Holländer Maler Teniers kennen, mit den drolligen Figuren der Biertrinker, Tabakraucher, den Karten- und Würfelspielern, den Küchen-, Rüst- und Speisekammern des 16. Jahrhunderts, und all den ergötzlichen Dingen, welche die beiden Humoristen gemalt haben, ich hatte nur die Absicht, für die Geschichte eines Gewerbes zu interessiren, dessen Vertreter eine nicht unwichtige Rolle in der Kulturgeschichte gespielt haben und welches Gewerbe im Guten wie im Schlimmen eine großartige Ausdehnung gewonnen hat, das aber von den Behörden noch immer nicht in seiner richtigen Bedeutung gewürdigt wird.

Am Rheinfall.

Von **August Steiger.***

Sag mein Rhein, was soll dies Tosen,
Dieses wilde Fluthgebraus,
Dieses glühendheiße Schäumen,
Deiner Wogen Donnergraus?

Ist's ein Weh, ein längst verhalt'nes,
Das Du von der Brust Dir ringst?
Sind es bange Klagelieder,
Was Du diesen Felsen singst?

Alles holst Du aus den Tiefen,
Was ein Gott in Dich gelegt;
O das ist ein herrlich Schauen —,
Solche Seele, schmerzbewegt!

So möcht' ich in reichen Liedern
Mich von meinem Schmerz befrein,
Drin mein Bestes offenbarend,
Wie Du hier, Du tiefer Rhein!

* August Steiger, Gedichte. Zürich, 1885. Cäsar Schmidt.

St. Chrischona bei Basel.

Von **Gottlieb Linder**, Pfarrer in Riehen.

„Die Stätte, die auf dem Berge liegt,
kann nicht verborgen bleiben."

Auf dem äußersten südwestlichen Höhepunkte des Dinkelbergs, ungefähr gleich weit entfernt von den ringsum um eine Wegstunde entfernten und meist tiefer liegenden schweizerischen und badischen Dörfern Riehen, Inzlingen, Rührberg, Wyhlen, Grenzach, von dem näher herangerückten Dorfe Bettingen aber nur eine halbe Wegstunde entfernt, noch auf Schweizer- und Basler-Gebiet, aber zunächst an der badischen Grenze,

steht die St. Chrischonakirche, umgeben von einigen Wohn- und Oekonomiegebäuden.* Von der Terrasse der St. Chrischonakirche und vollends von ihrem Jedermann zugänglichen Thurme aus bietet sich dem Naturfreunde eine schöne Rundsicht: Schwarzwald, Vogesen und Jura, Rheinthal, Wiesenthal und Birsthal; und an hellen Morgen und Abenden präsentirt sich dem, der den Weg auf den „Basler Rigi" nicht gescheut hat, von ferne her in feiner Zeichnung über das schweizerische Hügelland hervorragend der größte Theil der nördlichen Alpenkette.

Und wie St. Chrischona weithin schaut, so wird sie auch von weither gesehen und bildet so ein eigentliches Signal, das Bindeglied zwischen Jura, Schwarzwald und Vogesen.**

Die Entstehung dieser Kirche und die Schicksale dieses Ortes sollen uns nun beschäftigen. Während die Geschichte der umliegenden Dörfer alte Urkunden aufweist, fehlen über St. Chrischona und theilweise auch über Bettingen die Urkunden bis ungefähr in's 16. Jahrhundert, aber ein um so reicherer Sagenkranz umwindet die Stätte. Merkwürdigerweise ist außer dem Wenigen, das Wurstisen und Bruckner melden, über die Geschichte von St. Chrischona noch nichts geschrieben worden.

I. Sage und Legende.

1. Ein Blick auf das große Sagengebiet, dem die Chrischonasage angehört.***

Vom deutschen Rhein bis an die lateinische Sprachgrenze, von Hamburg bis in's tyrolische Pusterthal erstreckt sich ein in mannigfaltigster Variation (vgl. die Sagensammlungen von Panzer, von Sepp, von Schönwerth) auftretender Volksglaube, eine Sage von „drei heiligen Jungfrauen", „drei Schwestern", „drei Müttern" (matres), die bald mit bestimmten

---

* Nach den Angaben des Herrn Ingenieur Christen aus dem Jahr 1884 ist die Chrischonakirche 526 Meter über Meer, der Nullpunkt des Rheinpegels bei Basel 248,1 Meter über Meer.

** Bei der St. Chrischonakirche tritt einer der wenigen zerstreuten Keuper-Fetzen zu Tage, die sich an den Hochflächen und an den Thalgehängen des Dinkelberges befinden. (Vergl. Müller: Geologische Skizze des Kantons Basel. pag. 17. Bern. Dalp. 1884.)

*** In diesem Abschnitte folge ich den freundlichen Mittheilungen des sachkundigen Herrn Dr. E. L. Rochholz in Aarau, der die Güte hatte, mir seine Forschungen speziell über die Chrischonasage zum literarischen Gebrauche mitzutheilen.

Namen benannt sind, bald unter dem Namen der drei christlichen Tugenden: Glaube, Liebe, Hoffnung erscheinen. Ihre Attribute sind gewöhnlich Quelle und Baum, manchmal auch ein erhöhter Ort mit Bäumen bepflanzt, „ara virginum", Altar oder Bett (lectulus) der Jungfrauen genannt (z. B. „lectulus Brunihilda" schon im Jahr 1043 urkundlich vorkommend; ferner die drei Schwestern von Arth, die im kalten Bade am Rigi ihren Tod finden). Quelle und Baum sind wohl auf den eddischen Urdharbaum und auf die Welt-Esche Yggdrasyl des germanischen Kultus zurückzuführen, die Dreizahl mit den tria fata der Römer, den drei Nornen der Germanen in Verbindung zu setzen. Ursprünglich aber ist diese Dreizahl aus dem eingöttlichen Fatum hervorgegangen, und die Art, wie bei vielen dieser Sagen diese ursprüngliche eingöttliche Gestalt neben den drei Müttern als eine vierte Gestalt, als Magd, noch einhergeht, deutet an, wie das Bewußtsein der ursprünglichen Einheit noch lange in der Erinnerung mitgewirkt und mit der Sage sich verbunden hat.

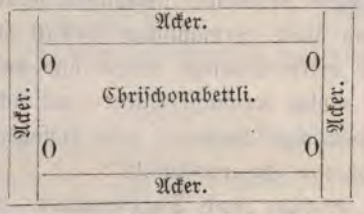
Daß der Volksglaube an diese „drei Schwestern" in's vorchristliche Alterthum zurückreicht und germanischen Ursprungs ist, wird auch durch den Volksglauben selbst noch direkt bestätigt, der unbeschadet der spätern christlichen Ausstattung der drei Gestalten und gerade bei dem die Heiligen verehrenden katholischen Volke die drei Matres heute noch „heidnische Fräulein" nennt. Wir dürfen annehmen, daß dieser germanischen Gestalt der Sage ein Gedanke zu Grunde liegt, der tiefen Eindruck machte und auch durch die christliche Ueberarbeitung nicht völlig verwischt wurde, nämlich: die heroische Aufopferungsfähigkeit des deutschen Weibes. „So zwingend wirkt sittliche Größe bei einem Geschlecht von Herzenseinfalt!"

Ein einzelner Zweig dieses großen Wunder- und Sagenbaumes, ein eigenthümliches Beet in diesem paradiesartigen Sagengebiete ist auch die Sage von den drei Schwestern zu Eichsel und St. Chrischona sammt ihrer Magd Wibrandis.

Im Jahr 926 n. Chr. soll Wibrandis oder Wiborata zu St. Gallen von den Hunnen erschlagen worden sein; aber fortan ist die Erinnerung an dieses eine sich aufopfernde Weib mit den drei Schwestern verbunden; als dienende Magd der drei heiligen Jungfrauen Mechtildis (oder Mechtundis) und Kunigundis beim heiligen Quell in Eichsel und Chrischona auf dem Chrischonaberge geht sie fortan in der Sage mit und wurde um so leichter in diese zweite Stellung gerückt, je mehr die drei Schwestern durch die Kirche zu christlichen Jungfrauen erhoben wurden, denen natur-

gemäß die heidnische nur dienend folgen durfte. (Aehnlich die drei Schwestern bei der Peterskirche zu Straßburg: Einbetta, Wilbetta und Warbetta, zu denen als vierte die heilige Aurelia hinzukommt).

Haben nun die zwei Schwestern zu Eichsel mit der Magd Wibrandis eine Quelle (im Chor der Kirche zu Ober-Eichsel) und erzählt die Sage, daß sie in einer hl. Eiche Schutz gefunden haben und daher der Name Eichsel entstanden sei und sind so die germanischen Attribute Quell und Baum vereinigt, so weist dagegen die Sage für die St. Chrischona neben weichenden Bäumen und Felsen eine ara auf, nämlich das „Chrischonabettli", „lectus St. Christianae". „Chrischonabettli" hieß nämlich ein quadratförmiges Stück Feld in der Rheinebene bei Wyhlen und Grenzach, nach beiden Seiten etwa 80 Fuß breit. Dort soll St. Chrischona gestorben sein. Dieser Ort bestand und trug diesen Namen bis zum Bau der Eisenbahn von Basel nach Waldshut, wo er in die Bahnlinie fiel und wo während des Abgrabens nichts Außergewöhnliches gefunden wurde. (Vgl. Fecht: Amtsbezirke.) Nach der freundlichen Mittheilung des Herrn Roder, Müller in Wyhlen, war dieses Stück Feld von Alters her Allmendgut und wurde nicht bebaut, hatte auch keine Zufahrt, da es rings von Langseiten der umliegenden Aecker eingeschlossen war; an den vier Ecken standen



Bäume; das „Chrischonabettli" war zur Zeit seines letzten Bestehens weder erhöht noch vertieft, doch scheint es früher sich etwas über das umliegende Feld erhoben zu haben; nahe dabei befindet sich ein Tümpel, genannt das „Donnerloch". Das „Chrischonabettli" wird schon 1504 als Sterbeort der St. Chrischona genannt, das Grab wurde auf der Höhe des Berges gefunden, wo jetzt die Kirche steht. Die vorchristliche Sage von den drei Jungfrauen von Eichsel und St. Chrischona ist wohl nicht mehr aus ihrer christlichen Umhüllung herauszuschälen, daher wir auch hier den Inhalt der Sage selbst bei Seite lassen und nur den sprachlichen Spuren nachgehen müssen.

Da fällt nun vor Allem der eigenthümlich klingende Name „St. Chrischona" auf und scheint romanischen Klang zu haben. Allein beim Blick auf das große Sagengebiet gewinnt Alles bald eine andere Gestalt. Einmal ist zu beachten, daß um's Jahr 1504 und schon 1502 der Name

lautet: St. Christiana; erst durch mundartliche Verdunkelung des Lautes a in o ist das nun landesübliche St. Chrischona daraus geworden. Elsässer Mystiker des 14. Jahrhunderts schreiben criston, cristonsglauben, und im Dativ des entsprechenden Adjektivs: cristonme, cristoneme (Haupt, Zeitschrift für das Alterthum 24,536.); auch Christion für Christian kommt im Aargau (Taufbuch Rued) vor; ebenso in Deutschland: Krischan und Kritscho als Entstellungen von Christian. Das haben dann die lateinisch redenden Jesuiten, welche die Acta Sanctorum verfaßt haben, klügelnd mit Christ-schona = Christi formosa, d. h. die schöne Jüngerin Christi ausgelegt. St. Christiana ist also das Ursprüngliche; nun ist aber diese St. Christiana nur die wieder in's Gedächtniß gerufene weit ältere Christina, von welcher die Legende des 13. Jahrhunderts als von einem Mitgliede der 11000 Jungfrauen berichtet hat (Vgl. althochd. Passionale III. ed. K. Köpke, Quedlinburg 1852); wie denn auch ein deutsches Calendarium aus dem 14. Jahrhundert (Haupt, Zeitschrift für deutsches Alterthum 6,349) zum 24. Juli schreibt: „Sant Christine ein magt unde ein marter".

Des Weitern ist im Zusammenhang mit diesen sprachlichen Wahrnehmungen der Blick auf das Ganze nicht zu vergessen, und da macht man die Beobachtung, daß der Name St. Chrischona durchaus nicht auf unser kleines Gebiet sich beschränkt hat, sondern auch weiterhin vorgekommen ist, wie auch die hl. Christiana, Cristina, resp. die drei Matres selbst. So hatte sich im 16. Jahrhundert der Name St. Chrischona schon über eine ganze Thalschaft des Elsasses ausgebreitet, denn laut Eidgen. Absch. IV, Abth. 1. a, S. 666, wandten sich am 26. Mai 1525 die aufständischen Bauern des Sundgau's schriftlich an Basel zu Handen der Eidgen. Stände, mit der Meldung, daß mit ihnen, den Aufständischen, mehrere (im Text genannte) elsässische Städte gütlich zu verhandeln wünschten, darunter die Stadt Ingwiler im Sankt Chrischonathal. Die drei Schwestern auf der Burg Botenlaube bei Kissingen, welche als Erbauerinnen des dortigen Nonnenklosters Frauenrode gelten, heißen alle Maria oder im Dialekt: Merge; zur Unterscheidung aber heißt die eine Pellmerge, die andere Schwellmerge und die dritte Krischmerge; Krischmerge aber heißt nichts Anderes als Christiana-Maria. (Sepp, Altbayerischer Sagenschatz S. 281. Hippel: aufsteigende Lebensläufe I, S. 70, steht: Mesche ist um Mitau Margareth, Chrische Christiana.)

Und selbst das „Chrischonabettli" findet seine Analogien und muß

sich sprachlich den Einbezug in die allgemeine Sage, speziell in die Legende der St. Cristina gefallen lassen. Die bayerische Gemeinde Maitenbeth z. B. zum oberbayerischen Landgericht Haag, Bezirksgericht Wasserburg gehörig, ist 1488 urkundlich genannt, unverändert in genannter Form. Die Maitenbether Ortskirche aber haben drei Jungfrauen zu Ehren der hl. Agatha in ungewisser Vorzeit erbaut. (Panzer: Beiträge zur Mythologie Bd. I, S. 49 und 62 ff.). Hiemit haben wir wiederum eine Parallele zu dem „lectulus Brunihilda", einem Felsen auf dem hessischen Feldberge, urkundlich genannt Anno 1043. (W. Grimm, Deutsche Heldensage S. 155, 384) und zum Chrischonabettli.

So erweist sich die Chrischonasage in ihrer vorchristlichen Gestalt, wie sie vielleicht sich anknüpfte an eine altheidnische Kultusstätte auf dem Berge, an Baum- und Quellendienst und an einen Altar im Thale, als ein einzelner kleiner, immerhin eigenthümlicher Zweig an dem ganzen großen Baume der drei heiligen Jungfrauen, herausgewachsen aus dem Andenken an die Wiborata, sich anlehnend an die hl. Christina, genährt durch das Auffinden des Grabmals einer Unbekannten, ein Zeugniß der hohen Ehrfurcht der germanischen Völker vor der edlen Frauenwürde.

2. Die Chrischonalegende in ihrer christlichen Gestalt seit dem Legaten Raymund von Petrandi.

Die Kirche des Mittelalters suchte ihr sinkendes Ansehen durch Wunder zu heben, und es war besonders der Legat Raymund von Petrandi, von seinem Zeitgenossen Pellikan geradezu „reliquiarum corrasor" (Reliquienscharrer) genannt, der, besonders dem Rhein entlang, heilige Gebeine den Gräbern enthebend und dem Volke zur Verehrung ausstellend der Kirche neue Macht zuzuführen trachtete.* So hat er denn auch, wie das Grab der hl. Katharina, das Grab der hl. Chrischona in seine Thätigkeit einbezogen und auf Grund von Kundschaften die Legende der hl. Chrischona aufgestellt. Sein ums Jahr 1503 darüber aufgenommenes Protokoll ergibt der Hauptsache nach Folgendes:

Als die 11,000 Jungfrauen** auf ihrer Pilgerfahrt aus Rom zurück-

* Für die noch nicht genug erforschte Thätigkeit des Raymundus de Petrandi verweise ich besonders auf: Schneider, Die kirchenpolitische Wirksamkeit des Legaten Raymund Peraudi. Halle. Max Niemeyer. 1882.

** Abgesehen von der Unhaltbarkeit der Sage von den 11,000 Jungfrauen fällt uns mit dem frommen Papebrochius der Widerspruch auf, daß St. Chrischona Reli-

kehrend den Rhein hinunterfuhren, verließen vier derselben, durch Krankheit gezwungen, gegenüber dem „rothen Haus", bei Wyhlen, das Schiff. Drei derselben: Mechtildis (auch Mechtundis), Kunigundis, und ihre Magd Wibrandis stiegen gegen den Dinkelberg (ad montana, que incolis spelte dicuntur) hinauf bis gegen Eichsel und wurden dort zum Schutz vor den Heiden von einer Eiche geborgen. Ihre Grabesstätte wurde zum Wallfahrtsorte. Die vierte, so sagen die beiden Bürger von Wyhlen, Johannes Himelrich und Clevin Erbeshalter, die heilige Christiana, war so krank, daß sie schon nahe am Ufer starb. Ein quadratförmiges Stück Feld in dortiger Gegend, nach beiden Seiten 80 Fuß breit, ein wenig erhaben, wird von Alters her „Chrischonabettli", lectus St. Christianae-Bahre der hl. Christiana genannt, weil St. Chrischona dort gestorben. Es war unentschieden, ob die Leiche im Banne Wyhlen oder im Banne Grenzach liege; da rieth ein alter Mann, die Leiche auf einen Wagen zu legen, zwei junge Ochsen an den Wagen zu spannen und dieselben laufen zu lassen; wo sie stille stehen würden, da solle die Heilige begraben werden. Man folgte dem Rath; die Ochsen stiegen den Berg hinauf und durch die göttliche Allmacht öffnete sich der Berg, so daß die Ochsen eine Bahn fanden, welche seither Chrischonaweg heißt, und die Heilige auf den Berg führten, wo sie jetzt ruht, und dort wurde zu Ehren der hl. Chrischona eine Pfarrkirche erbaut, zu der bald Viele wallfahrteten. So weit die beiden Bürger von Wyhlen. Ein Flurname bei der Chrischona heißt: „Ochsmatt".

Als nun der Legat Raymund Peraudi im Jahr 1504 das Grab der hl. Chrischona selbst besuchte, fand er auf demselben einen großen und schweren Stein, und die Leute sagten, es befinden sich darunter die Ueberreste der hl. Chrischona. Er ließ den Stein aufheben und es fand sich ein Grab, mit vier Mauern erstellt und so tief, daß es einem Manne bis an die Arme reichte. Und mitten in diesem Grabe fand man einen steinernen Sarg, der von zwei Seiten gut mit Eisen geschlossen und verwahrt war; man nahm denselben heraus und nachdem man auf einer Seite das Eisen entfernt hatte, öffnete man ihn und hob den Deckelstein ab. Da fand man den ganzen Leib oder alle Knochen der heiligen Chri-

quien der 11,000 Jungfrauen soll an sich getragen haben, und doch selbst eine derselben gewesen sein. (Vgl. O. Schade: die Ursulasage, auch Gelpke: Kirchengeschichte u. A.)

schona in diesem Sarge enthalten. Große Freude erfüllte Alle. Einen Spatel (spathula) der heiligen Chrischona nahm der Legat aus dem Sarge und legte ihn auf einen reinen Bogen Papier; und an diesem Knochen war noch Fleisch, das heißt, wegen seines Alters ist das Fleisch dunkelbraun geworden, aber es konnte mit den Fingern gehalten und zurückgehalten werden. Der Knochen wurde wieder in den Kasten oder Sarg gelegt und mit aller Ehrfurcht verschlossen, und der Sarg selbst wurde wieder in die Grabhöhle gelegt und der Stein darüber gedeckt. Darauf wurden drei Messen gefeiert in Gegenwart des Canonicus Heinrich Raf in Kolmar und Anderer; auch der Vogt Johannes in Lörrach, Johannes Wagner, der alte Vogt von Lörrach, Antonius Ziegler von Lörrach, Johannes Oertlin, Vogt in Riehen, und Ludwig Dorwart, Wirth von Riehen und viele andere ehrbare Leute wohnten bei.

Im Juni 1504 beschloß der Legat, die Ueberreste der heiligen Jungfrauen in St. Christiana und in Eichsel aus den Gräbern zu heben und zur Verehrung auszustellen, wie das früher geschehen mit den Reliquien der hl. Cordula und der hl. Odilia. Er erhob daher Kundschaften über die Wunderthaten der Reliquien der hl. Christiana. Zuvor ging er mit mehreren hohen Geistlichen zum Grabe der hl. Christiana, und nachdem ein „Veni sancte spiritus“ und ein „Veni creator spiritus“ gesungen worden, trug er die Gebeine der hl. Chrischona aus ihrem Begräbnißorte an einen andern Ort der Kirche St. Christiana und außerhalb der Grabstätte, und erhob sie feierlich mit Absingung des Jubelgesangs „Te Deum laudamus“ und ließ sie auf einem Altar zu einer von ihm selbst außerhalb der Kirche zu feiernden Messe feierlich hinaustragen. Nach der Messe, der 5000 bis 6000 Menschen beiwohnten, wurden die Reliquien wieder in die Kirche der hl. Christiana, zu deren Ehren sie geweiht ist und in welcher Kirche sie seither ruhte, feierlich in einem Kasten (capsa) oder Reliquienbehälter hingetragen. (Nach Gerbert Historia Nigrae sylvae sind am 13. Juli 1504 die heiligen Leiber der Jungfrauen nach St. Blasien gebracht worden.) Bald wurden nun auch Wunder der hl. Christiana kund und folgende festgestellt:

Eine Frau aus dem Dorfe Mülheim im Breisgau, die 5 Jahre und 12 Wochen an Händen und Füßen gelähmt gewesen und nicht gehen konnte, hatte von der Feier gehört und die hl. Christiana um ihre Fürbitte angefleht und wurde geheilt, so daß sie wieder gehen konnte.

Eine Frau von Lauterbach war drei Jahre lang kontrakt gewesen; in

Folge der Fürbitte der hl. Christiana konnte sie mit ihrem Manne in einem Tage vier Meilen weit gehen.

Heinrich Biechlins Frau in Lauterbach bekam beim Säugen ihres Kindes Schmerzen im Arm; sie ging trotz Regen nach St. Chrischona und nach Eichsel und wurde geheilt.

Aber noch Wunderbareres sollte geschehen: Dem Legaten Raymund Peraudi wurde ein Schleier oder Netz (crinile sive sertum) gezeigt, welchen die heilige Christiana bei ihren Lebzeiten auf dem heiligen Haupte getragen haben soll und welcher in der Kirche zu St. Christiana seit ihrem Tode aufbehalten worden; man fügte hinzu, es seien mit dieser Haube bisher die zur St. Christiana Kirche zusammen strömenden Menschen berührt und dieselbe sei den Leuten zum Küssen hingehalten worden. Mit Sorgfalt betrachtete der Legat diese Haube und öffnete sie an bestimmten Orten, besonders an dem Seidenstoff, welcher um die Haube gewickelt und auf ihr befestigt war. Und als er sie öffnete und die Seide zurückschlug, fand und sah er darunter den wirklichen Schleier, der aus goldenen, silbernen und seidenen Fäden geflochten war und mit schönen Beryllen und kostbaren und geschnittenen Steinen sorgfältig nach Art der Vornehmen geziert war; und in dem Seidenstoff, der darüber gewickelt war, fand er zwölf Knoten, in denen folgende heilige Reliquien eingeschlossen waren, nämlich ein Theilchen des Rockes der allerseligsten Jungfrau Maria, ebenso Ueberreste von den 10,000 Märtyrern aus der Gesellschaft des heiligen Mauritius, vom heiligen Apostel Bartholomäus, von den 11,000 Jungfrauen, vom heiligen Kreuze Christi, vom heiligen Hilarius, von der heiligen Brigida, vom heiligen Apostel Thomas, vom heiligen Nikolaus, von der heiligen Barbara und vom heiligen Blasius. Am innern Theile aber fand er einen kleinen eisernen Reif von der Breite des Schleiers selbst, jedoch innerhalb dieses Reifchens und der Haube ein kleines seidenes Tüchlein, das bewirken sollte, daß der Schleier nicht vom Eisen zerrieben oder zerstört würde.

Als der Legat dies Alles gesehen und gefunden hatte, zeigte er mit Freude und Ehrfurcht den Schleier auch dem Bischof Christoph von Basel und andern geistlichen und weltlichen Personen, und um die Reliquie auch für die Zukunft zu schützen, übergab er dieselbe der Aebtissin und dem Konvent des Klosters Gnadenthal in Basel, vom Orden des hl. Franciscus, sie auszubessern und aufzubewahren. Bald darauf erfuhr der Legat, daß in genanntem Kloster eine Nonne Agnes Mäder, Bürgerin von Basel, sei,

welche ungefähr zwanzig Jahre an ihren Knieen und Schenkeln die größten Leiden, Krämpfe und Schmerzen erlitten, so daß sie ohne Krücke und Stock oder ohne Hülfe von Jemand nicht vermochte die Kniee zu beugen und zur Kirche zu gehen und wenn sie geknieet hatte, nicht aufstehen konnte, auch nicht ohne großes Geschrei sich vom Lager zu erheben vermochte. Nun hatte diese Nonne immer eine herzliche Zuneigung zur heiligen Christiana, sobald sie daher hörte, daß der Schleier der hl. Christiana in's Kloster gebracht worden sei, verlangte sie stürmisch, daß man ihr ihn bringe, auf daß sie ihn sehe und küsse. Als sie nun den Schleier geküßt hatte, begehrte sie mit herzlichem Eifer von der Aebtissin, dieselbe möchte ihr, der Kranken, mit diesem Schleier und den dabei befindlichen Reliquien die Kniee berühren, hoffend, so durch die Fürbitte der hl. Christiana zu gesunden. Die Aebtissin glaubte, dieses Verlangen als unehrerbietig gegen die Heilige abweisen zu müssen, als aber die Nonne immer inständiger bat, berieth sie sich mit erfahrenen Nonnen, und berührte unter Beobachtung der nöthigen Ehrfurcht mit dem Schleier und den Reliquien die Kniee der Agnese Mäder, und sofort forderte Letztere die Nonnen auf, mit ihr Gott zu loben, da sie Erleichterung fühle; sie stand auf und ging ohne Stock bis zum Chor und Altar, warf sich zur Erde und lobte Gott, daß sie völlig gesund geworden.

Jakob Cretzinger von Basel und seine Frau Elisabeth, Ennelin, Henslins Weinstichers Wittwe; Else, des Johannes Nusdorf* des Steinmetzen Wittwe, und Agnes, die Frau des Ludwig Maler bezeugten ferner folgende Heilung: Annelin Cretzinger klagte seit einem Jahr über Schmerzen im linken Schenkel; sie hörte von der Ausstellung der Reliquien der hl. Christiana; bald kamen drei Knochensplitter hervor, der Chirurg wollte sie herausziehen, konnte aber nicht; da that Annelin ein Gelübde, und am andern Morgen fanden sich die Knochensplitter im Bette vor.

Geheilt wurde endlich auch ein Knabe der Elisa Nusbemhin, der vorher nicht gehen konnte.

Alle diese Aussagen sind bezeugt durch Gregorius Schwegler, Notarius.

Der Legat Raymund Peraudi ertheilte dann, wie Konrad Pellikan in seinem Chronicon erzählt, einigen Geistlichen und dem Pellikan den Auftrag, für den Dienst der heiligen Jungfrauen in Eichsel und der hl. Chri-

* In der Baugeschichte des Basler Münsters vorkommend.

schona ein Ritual zu entwerfen, das zu singen oder zu lesen wäre am Morgen, am Abend und bei der Messe. Pellikan machte sich an die Arbeit, schrieb und trug zusammen, es gefiel auch seine Arbeit dem Legaten mehr als die der Andern, aber der Legat gab der Sache keine weitere Folge.

Um jene Zeit war's auch, als Sebastian Brant ein Loblied dichtete auf das Grab der seligen Christiana. Er besingt darin zuerst ihr Schicksal und rühmt, wie passend der erhabene Ort des Begräbnisses sei für die reine Braut Christi, indem sie, wie die hl. Katharina auf dem Sinai, auf dem Berge ihre Ehrenstätte habe. Nicht einmal Basel sei würdig gewesen, sie aufzunehmen. Nachdem er so die Heilige und ihr Heiligthum gepriesen, fährt er fort: Wenn es auch nicht erlaubt ist, dich, beste Jungfrau, heilig zu nennen, so will ich dich doch nur glücklich nennen und eine Pflegerin Christi. Nichts fehlt dir, als die Hand und der Wille des Priesters, die übrigen Gaben hast du, die übrigen Wunder thust du. Es kennt dich doch und duldet dich dein heiliger Wohnsitz als eine Selige; der Name allein fehlt, die Tugend aber und die Ehre ist da. („Varia Sebastiani Brant Carmina" Druck von 1498. Incunabel. Univ.-Bibl. Basel.)

Eine förmliche Heiligsprechung der St. Christiana ist wohl nie erfolgt, wohl aus dem Grunde, den die Acta Sanctorum, die uns die Legende erzählen, angeben: Christiana non martyr. (Chrischona keine Märtyrerin.)

Von 1504 an entfaltete sich nun ein reges Leben um den früher einsam gewesenen Ort; viele Wallfahrer fanden sich bei dem Gnadenorte ein, und der Ruf der Heiligen erscholl weit in die Umgegend. Die Chrischonakirche trat nun in den Rang der um diese Zeit schon zerfallenen Hilariuskapelle bei Bettingen, die genau in der Mitte zwischen der Martinskirche in Riehen und der St. Chrischona gestanden hatte; doch, während bei der Hilariuskapelle und um die Martinskirche sich Dörfer gebildet hatten, blieb St. Chrischona allein auf einsamer Höhe; um so größer war aber die Zahl der Pilger und Pilgerinnen, die bei ihr Heil und Hülfe suchten und ihren Namen mit Verehrung weit in die Lande hinaus trugen.

Merkwürdig bleibt immerhin, daß St. Chrischona, das schon so früh ein heiliger Ort war und 1504 schon eine ecclesia parochialis, eine capella genannt wird, und auch Bettingen, so viel ich weiß, in keinem Verzeichniß der Kirchen aus dem 12. und 13. Jahrhundert genannt werden. St. Chrischona und Bettingen mit seiner Kapelle waren eben wohl früh der Pfarrkirche Grenzach zugetheilt und werden darum nicht besonders

erwähnt. * Einen einzigen Anhaltspunkt für jene Jahrhunderte bietet das der Spitze des Portals der Chrischonakirche eingefügte alte Wappen derer von Tegernau; (getheilter Schild, in dessen unterm Theil ein schief nach links abwärts gerichteter Pfeil). Diesen Herren von Tegernau gehörte viel Besitz in dieser Gegend, in Folge eines Vergleichs Laidikofen, (Laidikofen möglicherweise der ursprüngliche Name für den nachher Chrischona genannten Ort, jetzt erloschen), so wohl auch Chrischona. Von ihnen ist wohl großentheils das 100 Jucharten umfassende Chrischonawidem gestiftet; aus ihren Händen ist der Besitz von St. Chrischona an den Markgrafen von Baden, der in Röteln residirte, übergegangen.

Ob die jetzt noch jährlich von Bettingen am ersten Maisonntag gefeierte Kirchweih der Hilariuskapelle oder der Chrischonakirche galt, ist ungewiß, doch weist die Sage auf St. Chrischona, indem sie die „Habermarkfilbe" in Bettingen in Beziehung bringt mit einem Hinaufreiten der Klarissinnen in Basel nach St. Chrischona im Frühling zur Zeit des aufwachsenden Habermarks. (Vielleicht liegt ein Naturmythus zu Grunde.) Damit hängt vielleicht die Thatsache zusammen, daß um's Jahr 1410 die Bettinger geschworen haben „minen frowen ze sant Claren von der kleinen Gerichten und von der darkommen lüten wegen gehorsam ze sind und da ire Rechte zu halten one Geverde."

Im Jahr 1422 war die Gegend von Basel von den Zigeunern überschwemmt, die Bettingen beraubten und wohl auch der Chrischonakirche nicht schonten; in ihrem Gefolge war das Bettelvolk der sog. „Gilen und Lamen", die besonders an den Wallfahrtsorten auf die Wohlthätigkeit der Leute spekulirten.

Zur Pflege des Gottesdienstes, wie zur Berathung der herbeiströmenden Wallfahrer war auf St. Chrischona ein „Bruder" gesetzt, der im „Bruderhause" wohnte; er stand in Pflicht des Markgrafen von Baden bis zum Jahr 1513. Die Todten von Bettingen wurden auf dem Kilchweg, auch Todtenwegli genannt, auf den Gottesacker zur Chrischona zur Begräbniß getragen; ihre Gebeine und Schädel füllten mit der Zeit das

* So war vor 1498, als Bettingen noch den Truchsessen von Wohlhusen gehörte, Panthel Harster von Bettingen Mitkilchenpfleger zu Grenzach. Zu gleicher Zeit: St. Christianenwidem gibt 40 ß. Der Zehnten zu Bettingen gehörte 1538 zum Pfrundeinkommen der Pfarrei Grenzach und mochte durchschnittlich per Jahr an Getreide 30 „Stück" abwerfen.

einen Bestandtheil der Kirche bildende Beinhaus. Wahrscheinlich besorgte, seit so lange die Hilariuskapelle bei Bettingen bestand, der Bruder von St. Chrischona auch in der Hilariuskapelle den Gottesdienst.

Es muß beim gänzlichen Untergang des Stiftsarchivs in Säckingen unentschieden bleiben, ob die St. Chrischonakirche, wie das bei der Martinskirche und Hilariuskapelle wahrscheinlich ist, eine Stiftung des hl. Fridolin gewesen sei.

Die heilige Chrischona erlangte bald eine Berühmtheit als Helferin gegen Glieder- und Knochenkrankheiten, besonders auch gegen Zahnschmerzen. Ideal aufgefaßt ist sie Vorbild christlicher Frauentugend.

II. Schicksale seit der Zugehörigkeit zu Basel, zugleich seit der Reformation.

1. Uebernahme und Bau; die Chrischonameyer.

Im Jahr 1513 erwarb die Stadt Basel durch Kauf das Dorf Bettingen und das St. Chrischonawidem, nachdem wohl beide noch die Herren von Tegernau und den Markgrafen, den Herrn Antoni von Laufen, dann die Klarissinnen, dann die Truchsessen von Wolhusen zu Meistern gehabt.

Die von der Stadt Basel zur Verwaltung Verordneten nahmen dann sofort unter Aufsicht „der Herren der Drey" den Bruder zu St. Chrischona in Eid und Pflicht, nahmen den kostbaren leeren Reliquienbehälter und den Inhalt des Opferstocks, welch' letzteren sie zu dem Ende nach Basel führen und nachher bei der Chrischonakirche wieder eingraben ließen, zu Handen. Allein Markgraf Christoph beschwerte sich, da ihm doch die Kastvogtei über St. Chrischona gehöre und St. Christiana als ein Filial von Grenzach anzusehen sei, (1514) über dieses Vorgehen Basels und rief im gleichen Jahr die Eidgenossen zu Schiedsrichtern an, mußte aber wohl von seinen Ansprüchen abstehen; doch ergriff im Jahr 1517 Markgraf Ernst Repressalien, indem er etliches Geld von St. Chrischona nicht herausgeben wollte und ein Schiedsgericht verlangte; er selbst stellte sein baldiges Kommen in Aussicht.

Mit merklicher Eile ging nun Basel daran, den für sich gewonnenen Wallfahrtsort zu Ehren zu bringen. Es belohnte den Bruder zu St. Chrischona für die Auslagen, die er für die Messe lesenden und predigenden Priester über die Festtage gehabt hatte, es erstellte bessere Wege, ließ eine Kostenberechnung für Neubau der Kirche aufstellen, bestellte bei der Seidenkrämerin, beim Schmied und beim Maler eine neue rosenrothe Fahne

von Arriostoff mit seidenen Bändern zum Gottesdienst, und begann nun den Aufbau einer wirklichen Kirche, während vorher nur das Bruderhaus hier gestanden.* So entstand ein einfacher spät-gothischer nicht völlig stylgemäßer Bau mit einem Beinhaus beim Eingang und einer Treskammer beim Chor. Der Thurm erhob sich über dem Eingangsportal, ragte nur wenig über das Dach hervor und hatte keine Glocke und keinen Dachreiter. Die Quadersteine tragen Steinmetzzeichen. Das Ganze war mit einer zinnengekrönten Mauer umgeben und durch zwei Portale verschließbar. Im Jahr 1516 war der Bau vollendet, wie jetzt noch der Spruch aus jener Zeit auf einer Bühnenleiste bei der Kanzel bezeugt:

„In dem Jahr da man zalt nach der Geburt des Herrn M und CCCCC und im XVI Jor bin ich usbereit Got zuo Lob und der Erber leit."

Das Chor enthält ein schönes, leider jetzt übermaltes, Sakramentshaus. Noch längere Zeit gehörte St. Chrischona kirchlich zu Grenzach und der Gottesdienst wurde von dort aus besorgt, auch der Bettinger Zehnten für Grenzach bezogen; Anno 1514 und Anno 1538 wird Bettingen ein Filial von Grenzach genannt. Wann sich die kirchliche Ablösung Bettingens und der St. Chrischonakirche von Grenzach und ihre Zugehörigkeit zur Pfarrgemeinde Riehen-Bettingen vollzogen hat, läßt sich nicht mehr genau feststellen.

Aber kaum war nun die Chrischonakirche ausgebaut, so erschütterten die Thesen Luther's die Macht des Papstthums und es begann die Reformation des 16. Jahrhunderts. Im Kanton Basel wurde die Aenderung des Gottesdienstes in den Jahren 1528 und 1529 vollzogen, in Riehen, Bettingen und St. Chrischona, durch den Pfarrer Ambrosius Kettenacker** von Winterthur († 1541), und damals verschwand auch aus der Chrischonakirche alles, was an die katholische Zeit erinnern konnte, so die neue Fahne, die Altäre, die Monstranzen, hl. Oel, Weihwasser und ewiges Licht. Der Gottesdienst nahm eine schlichtere und ernstere Form an, und die Wallfahrten nahmen zusehends ab. Aus dieser Zeit stammt wohl das in dem „Liber Capitularis" (Kirchenarchiv Basel, nun im Staatsarchiv Basel C V 16) unter Riehen (mit Wappen) Eingeschriebene:

* Siehe: G. Linder: Geschichte der Kirchgemeinde Riehen-Bettingen.

** Vergl. Gottlieb Linder: Ambrosius Kettenacker und die Reformation in Riehen-Bettingen. Ein neuer Beitrag zur Basler Reformationsgeschichte. Basel. Georg. 1883.

(lateinisch; hier übersetzt): „Riehen, große Pfarrei gleichen Namens, zu welcher das Dorf Bethigen und die Kirche der St. Christina hinzugekommen ist; in Letzterer hat der Pfarrer von Riehen öfters wegen großen Zulaufs des Volks am ersten Tage (in prima feria) nach den großen Festen predigen müssen, damit der gefaßte Aberglaube, bei der Jungfrau die Genesung vom Zahnschmerz zu erlangen, vertrieben und die wahre Religion Christi den fremden Leuten verkündigt werde." Uebrigens galt lange der Glaube im Volk und wird jetzt noch erzählt, daß wer den Kopf in das Beinhaus auf St. Chrischona (wo nunmehr die Schusterwerkstätte ist) stecke, vom Zahnweh geheilt werde.

Im Jahr 1531 gab Vogt Brunner von Inzlingen an die Kirche zu St. Chrischona jährlich 10 ß.

Am 3. April 1535 wurde auf St. Chrischona eine Schnecke, d. h. eine Wendeltreppe abgebrochen.

Im Jahr 1538 wurde dem Vogt Brunner „sin gut so zugehörig Sant Christianen" abgekündet, so sehr er erklärte, Meister Hans Kübler habe es ihm geliehen. Es scheint das sog. „Lolis Güetli" gewesen zu sein, „Bruder lolins gut", „sollen hundert Juchart sein".

Im Jahr 1541 wurde ein Handel des Kilchenpflegers von Riehen geführt mit Vogt Brunner von Inzlingen wegen etlicher „Güter im Britzigerbann bei St. Christianen".

Der Kirchberain Riehen von 1569 enthält folgenden Aufschluß: „Es wird von einem Meyer zu St. Chrischonen jährlich gefordert: 1 ℔ 25 ß. Und ist doch nirgendwo im Berein verzeichnet. Doch hab' ich aufgesucht in den Heischrödeln von 100 Jahren her und finde, daß jederweilen die Meyer Solches erlegt; und wird in den ältesten Rödeln gesagt, daß sie es geben von St. Christianen." Dieselbe Erklärung im Jahr 1746.

1580 wird genannt Adam Stadler von St. Christianen, dessen Vater ist Lienhard Stadler von Bettingen, wahrscheinlich Chrischonameyer.

Das Jahr 1581 bietet uns den ersten Lehenbrief über das Chrischonagut bei dessen Verlehnung an Matern Schlup von Bettingen. Darin wird genannt das Gut, das ausgesteinet sei, dann die Behausung an St. Chrischona Kilchhof, welche hievor das Bruderhuß genannt, desgleichen Scheune, Stallung und Stall unterhalb der Behausung, so alles kurzverrugkter Zit zue Wohnung eines Meigers, Lagerung der Früchte u. s. w. erbaut worden ist. Dies Alles wird dem Schlup und seinen Leibserben auf 10 Jahre verliehen. Dafür soll er geben: an das Deputatenamt

4 Viernzel Dinkel und 1 Viernzel Haber; dann der Kirche zu Riehen ein Pfund und fünfzehn Schilling, desgleichen der Kirche zu Grenzach ein Pfund und zehn Schillinge.

In demselben Jahr wird zum ersten Mal des Zehntenschuppens in Bettingen erwähnt.

Im Jahre 1591 wird das Chrischonagut auf fernere 10 Jahre an Hans Felgenhauer von Bettingen verlehnt unter ähnlichen Bedingungen wie 1581.

Im Jahr 1607 wurde Chrischonameyer Hans Graf-Walker. Bei diesem Anlasse wird geklagt, daß die Unterthanen zu Bettingen, „die jungen Früchten ihres Beliebens unterschiedlich orthen geschweint, welche Schweinung sich bis in 6 Jucharten anlaufe;" die Bettinger gaben an, es sei ihnen vom Herrn Obervogt selig erlaubt worden. Auch hätten die Bettinger bisher sechs Geißen in die Chrischona-Waldungen getrieben. Dem neuen Meyer wurde bewilligt, daß er aus dem „vinken kämerli" (?) neben der Stägen ein Stübli in seinen Kosten machen und unterhalten lasse. Es zeigte sich auch, daß die Zinse von 1600 bis 1603 noch rückständig waren.

Ein zweiter Lehenbrief für Graf legt demselben zum Bisherigen noch 10 ß Geld zu zahlen auf.

Im Oktober 1633, im dreißigjährigen Krieg, haben die kaiserlichen Reiter in Bettingen geplündert, die Chrischonakirche aber inwendig vollkommen ruinirt. Aehnlich ging's im Jahr 1634, indem die Schweden das Blei von den Kirchenfenstern nahmen, um Kugeln daraus zu gießen.

Im Jahr 1641 wurde Chrischonameyer: Heinrich Frei von Arisdorf; in seinem Vertrag steht nichts mehr von Pflichten gegen die Pfarrer von Riehen und Grenzach. Im Jahr 1642 gab Heinrich Frei das Gut wieder ab, und an seine Stelle trat sein Bruder Matthias Frei.

Im Jahr 1642 wurde die Kanzel aufgerichtet, nachdem man vorher nur von einem Tisch aus gepredigt hatte; und im Jahr 1651 wird erwähnt, daß oft an einem Montag nach einem Festtage vom Pfarrer in Riehen auf St. Chrischona gepredigt werde.

Im Jahr 1668 wurde Chrischonameyer: Christen Eyhacher aus dem Thal Schangnau, Bernergebiets; Bedingungen wie 1641. Ferner kommen vor 1680, 22. August † Hans Ettiger, Meyer zu Chrischona —; Hans Hägner, Meyer bei St. Chrischona.

Ums Jahr 1680 wird im Pfarrarchiv Grenzach erwähnt, daß auch seit der Reformation der Pfarrer von Grenzach in der auf Baslergebiet stehenden Chrischonakirche gepredigt und die Grenzacher da den Gottes-

dienst besucht haben, nämlich am Ostermontag und am Pfingstmontag, das sei etwa vom Jahr 1644 an unterlassen worden, welche Unterlassung der Schreiber jener Zeilen nicht billigt.*

Im Generalkapitel von 1687 klagte der Pfarrer von Riehen, daß oft Katholiken auf St. Chrischona opfern und zu diesem Zwecke durch die Fenster hineinsteigen, und erreichte Abhilfe durch bessern Verschluß u. dgl.

Die Wetterfahne auf dem Chor zeigt den Baselstab und die Jahreszahlen 1675 und 1840. R(enovirt).

Im Jahr 1749 war Chrischonameyer: Heinrich Tschudin. Für ihn fand Verwendung statt, nachdem er im letzten Krieg in Rheinfelden angeblich wegen Zollumgehung gebüßt worden war, weil er einige Bauhölzer an einem Feiertag durch den Wyhlenbann geführt. († 21. September 1788, Heinrich Tschudi oder Chrischona-Heirech 88 Jahr). In der Kirchenrechnung 1751 wird aufgeführt: Materialien auf St. Chrischona: 6 ß.

Vom 1. April 1764 bis 1. April 1770 und wieder durch Verlängerung des Vertrags, bis 1. April 1776 war Lehenmann Heini Vogt der Posamenter von Reigoldswil. Er hatte zu leisten: Bodenzins: 22 Batzen in die Kirche zu Riehen, zwei Pfund nach Grenzach, und in das Brennerische Berain zu Bettingen: 1½ Vrtl. Korn und 3 Schilling 6 Pfennig in Geld. Er soll die Steuer und alle übrigen Beschwerden ohne Schmälerung des Lehenzinses jährlich entrichten; alles „um den Lohn fahren" ist ihm untersagt. Er hat jährlich dem Kirchmeyer zu Bettingen auf hl. Weihnacht 1 Vrnzl. Korn zu liefern. Der Lehenzins beträgt jährlich 40 ß; wenn er die Aegerten um die Kirche herum wird in Stand gebracht haben, muß er mehr Zins geben.

Am 21. September 1764 wurde der Gemeinde Bettingen unter sichernden Bestimmungen erlaubt, ihr Vieh in dem Brunnen zu St. Chrischona zu tränken, wie bisher; finde sich aber bei Regenwetter Wasser in den „Gümpen", so soll die Gemeinde das Vieh in den Gümpen tränken.

Anno 1765 wurde erlaubt, vier Jucharten schlechten Landes im Eselberg in Wald zu verwandeln, und Anno 1766 reklamirte Pfarrer Schönauer in Riehen den Bodenzins vom Eselberg, nämlich vom Kirchmeier in Bettingen 6 Viertel Korn in den Riehen Kirchberain.

Am 26. Juni 1772 wurde über die Aussteinung des „Wirbeli", eines zu Chrischona gehörenden, ob Bettingen gelegenen Ackers, Bericht erstattet. Dieser Acker liegt, abgesondert vom übrigen Gut, (Anno 1594:

* Vgl. Linder: Geschichte der Kirchgemeinde Riehen-Bettingen pag. 90.

Würbeler, außer einer Seite zeringsum ein Anwander), im Zusammenfluß dreier kleiner Thäler und hat wohl daher seinen Namen, vielleicht hatte er auch in der Chrischonalegende eine Bedeutung, ähnlich wie das „Chrischonabettli", oder enthielt früher ein Heiligthum wie der Ort „Gluri" bei Bettingen.

Ob die erstmalige Forderung des Zehntens von einem Stück Reben im Hackberg (Riehenbann) durch den Pfarrer von Grenzach auf St. Chrischona Bezug hat, ist wahrscheinlich, aber nicht zu beweisen.

Im Herbste, Weinmonat 1792, hatte St. Chrischona von österreichischen Freibeutern viel zu leiden; es wurden dem Pächter von denselben seine Schweine geraubt, und erst durch staatliche Verwendung konnten den Freibeutern Schranken gesetzt werden. Seit aber (1794) an den Grenzen Schutzsäulen mit dem Baselwappen (sog. Poteaux) aufgestellt wurden und 90 Mann wohl disziplinirten Berner Kontingents in Riehen und Bettingen Grenzwache hielten, hatte der Ort Ruhe vor den Feinden.

Bei Aufnahme der Verzeichnisse der Staatsliegenschaften im Jahr 1798 wurde auch St. Chrischona als Deputatengut, 80 Jucharten enthaltend, aufgeführt, darunter 36 Jucharten Nationalwaldung; es wurde erklärt, daß die Beamteten an diesem Gut kein Nutzungsrecht haben.

Mit dem Beginn des 19. Jahrhunderts beginnt auch die Verwahrlosung des Chrischonagutes und der Verfall und Mißbrauch der Kirche und des Gottesackers, zunächst durch einen Afterlehenmann. Schon 1805 wird berichtet, der Wald sei gut, das Haus schlecht, der „Kirchenacker" und die Felder gegen den „nassen Grund" schlecht. Und da sich Fridli Bertschmann von Bettingen, „alt Chrischonameier", als Lehenmann meldete, wurde er als solcher bestellt und bezahlte nur 50 ₣ Zins. Doch auch 1806 lauten die Berichte nicht günstig und, obschon allerlei reparirt wurde, kamen Gut und Kirche unter ihm nicht wieder in guten Stand. Sein Nachfolger Joseph Büchli zahlte jährlich Fr. 230, blieb 1813 mit drei Jahreszinsen im Rückstand; man erließ ihm sie wegen ausgehaltener Einquartierung. Im Jahr 1814, als der Kirchmeier Schlup in Bettingen gestorben war, fragten die Deputaten nach dem von ihm benutzten Kirchmeiermättlein und nach seinen gehabten Pflichten, hoben dann die Kirchmeierstelle als überflüssig auf und übergaben die Aufsicht über St. Chrischona dem Holzbannwart Johannes Schluep, wofür ihm die Benützung der zwei Kirchmeiermättlein zugewiesen wurde. Von da an hatte der Lehenmann auf

St. Chrischona nicht mehr jährlich 1 Vierzel Korn an den Kirchmeier zu entrichten.

Im Jahr 1810 wurden die mit Einsturz drohenden 7 Schuh hohen Aufsätze auf der Kirchhofmauer (Zinnen) abgetragen.

Gleichzeitig mit Joseph Büchli wohnte auf St. Chrischona ein gewisser Aeschlimann. Dem Büchli wurden 1815 Fr. 400 an die Kriegskosten bezahlt. Der Ofen war zersprengt, das Kirchendach vom Hagel zerschlagen, im Stalle fehlten Krippe und Bahre. Schon schien dem Lehenmann die Benützung der Kirche zum Gottesdienst am Pfingstmontag lästig. Fernerer Lehenmann: 7. März 1814: Joseph Uli, Josephs, Lehenmann zu St. Chrischona. 1. Mai 1815: begraben zu St. Chrischona: Rosina Wüterich, Hans Ulrich Leuenbergers von Lützelflüh, gewesenen Lehenmanns auf dem St. Chrischonagut, Ehefrau, 46 Jahr.

2. Verkauf des Gutes.

Zunächst pachtete nun Ulrich Jakob, Besitzer der Au jenseits des Rheins, das Chrischonagut, dann kündete man ihm 1817 auf, verkaufte 1818 einen Theil an Jakob Bertschmann von Bettingen in Pratteln; auch der Wirbelacker wurde verkauft; schließlich kaufte den Rest Jakob Schaub von Bottmingen um 9000 Fr. Er hatte auch den Schlüssel zur Kirche und das Recht, 1 Batzen zu fordern, wenn er die Thüre für Solche öffnete, die bloß kuriositätshalber und nicht wie die Katholiken zur Andacht dorthin kommen. Unter ihm erreichte Kirche und Gut den höchsten Grad der Verwahrlosung. In der Kirche war Vieh einlogirt, der einzige Bankrost war weggekommen, so daß zum Pfingstmontagsgottesdienst der Gemeinde Stühle von Bettingen hinaufgeschafft werden mußten. Die steinernen Tritte im Chor waren theilweise verschwunden, der Plättlein-Boden im Chor ruinirt und die Kanzel verschwunden; am Pfingstmontag wurde von Schaub jeweilen ein Tischlein mit Sesseln hingestellt; im Uebrigen war Alles gleichmäßig verwahrlost. Und so groß war die Verwahrlosung, daß, als Herr Brand, Besitzer des Hofgutes in Bettingen, der Gemeinde einen Platz zu einem eignen Gottesacker in der Nähe des Dorfes schenken wollte, Bettingen beschloß, lieber die Chrischonamauer auszubessern, um die Leichen vor den Schweinen zu schützen! Doch geschah damals diese Ausbesserung nicht, Bettingen vereinigte sich vielmehr 1829 zu einem gemeinsamen Gottesacker mit Riehen. In den 1830er Jahren kämpften und ruhten oft die Basler Kadetten um und in der Chrischonakirche.

Als nun die Klagen gegen Schaub sich häuften und er die ihm obliegenden Bauten nicht vollzog, vielmehr im Jahr 1847 ein Stallgebäude an der Kirchmauer errichtet hatte, und sich im Jahr 1835 durch Herrn C. F. Spittler ein Verein meldete um Ueberlassung der Chrischona, um dort eine Bildungsanstalt für nach Nordamerika bestimmte Schullehrer zu errichten, bewilligte die Regierung dieses Gesuch und überließ im Jahr 1840 dem Herrn Spittler allerlei Eisen und Holz und verschiedene alte Gegenstände aus dem Steinenkloster zur Wohnbarmachung des Thurmes und zur Wiederherstellung des Innern der Kirche auf des Vereins Kosten, wogegen der Staat wiederum Fr. 1000 für das Eindecken des Daches gab. Damals wurde der Taufstein aus der St. Peterskirche in Basel, der schöne Fischblasen zeigt, nach St. Chrischona geführt; er trägt die Inschrift: „Sordum Cordis lavacrum salutis cui lavat cui pastor aperitque regnum sic sacro lotis pateant superna mœnia fonte. Anno Sal. 10. May (ohne Jahresangabe). Zu deutsch: Wie das Waschbecken des Heils abwascht den Schmutz des Herzens (nämlich wem ihn der Hirte abgewaschen) und öffnet das Reich, so mögen denen, die mit dem hl. Quell gewaschen sind, die obern Pforten offen stehen. Im Jahre des Heils am 10. Mai." In das östliche Hofportal wurde damals ein steinernes Doppelwappen (Thurneysen?) eingefügt, das auch von Basel stammt; auch wurden die Bühnenverzierungen im Chor erneuert und überhaupt Vieles, Stühle, Kanzel u. dgl. neu erstellt; die Bestuhlung durch Hrn. Spittler, dem auch vom Staate die Aufsicht über die Kirche übertragen wurde. Die Kanzel von 1839 wird von Pfarrer Wenk bezeichnet als „ein äußerst unförmliches Brettergefüge, das auf schwachen Pfählen ruhend in Ermanglung einer dazu führenden Treppe, mittelst einer Leiter bestiegen werden mußte," so daß sie der Pfarrer lieber nicht mehr bestieg, sondern von der zum Chor führenden Treppe aus predigte. Damals wurden wohl auch die alten schmucklosen Chorstühle entfernt, die sich nun im Keller des „Klösterli" in Riehen befinden.

Nun kam die Kirche wieder zu Ehren und auch zur Verwendung, indem die „Pilgermissionsanstalt" und die Bewohner des weiter unten stehenden Hauses, nun „Pilgerruh" genannt, ihren regelmäßigen Gottesdienst darin feierten.

Der Antistes der Baselschen Kirche, Dr. Burckhardt, wachte gewissenhaft darüber, daß diese Gottesdienste in evangelischem Sinne und durch ordinirte Geistliche gehalten werden und dem Gottesdienst der Gemeinde keinen

Eintrag thun sollten; der Pfarrer der Gemeinde freilich war ihnen von vornherein günstig. Ein Beschluß des Kirchenrathes vom 26. Juni 1840 hat die kirchliche Seite der Sache förmlich geregelt (vide darüber Gesch. d. Kg. R.-B. pg. 164 ff). Das Opfer beim Pfingstmontaggottesdienst kam und kommt jeweilen den Hausarmen der Gemeinde Bettingen zu.

Zudem hatte sich der Staat im Jahr 1818, als das Chrischonagut Privateigenthum geworden, das Eigenthumsrecht über die Kirche vorbehalten und Vorsorge getroffen, daß die Fernsicht nach Süden nicht verbaut werden dürfe, und daß die Terrasse und der Thurm dem Publikum frei offen stehen sollen. Auch ist in dem Anno 1882 neu geschlossenen Vertrag mit der Pilgermissionsanstalt die Bestimmung aufgenommen worden: Der Kirchgemeinde Riehen-Bettingen bleibt das Recht gewahrt, die Chrischona-Kirche auch fernerhin zu gottesdienstlichen Zwecken zu benützen, ohne daß Seitens des Miethers eine Entschädigung hiefür beansprucht werden kann.

Die ersten Leiter der Pilgermissionsanstalt unter C. F. Spittler waren: Joseph Mohr, Aufseher der Bauten, und Gottlieb Schlatter, ein ordinirter Geistlicher aus St. Gallen, der Vorsteher; später Kaplan Schlienz, Inspektor Rappard, Pfarrer Glinz, Inspektor Harbeck.

Eine Zeitlang war in der Kirche ein trigonometrisches Observatorium, das Herr Professor Huber sel. errichtet hatte.

Anno 1840 wurde auf dem Dachboden der Kirche ein Lehrsaal erstellt und zwischen zwei hintern Kirchenpfeilern, wo früher bereits ein Abtritt gewesen, demselben ein kleiner Stall beigefügt.

Im Jahr 1859 kamen viele Beschwerden über den Pächter Emanuel Schaub. Es wurde nun der Vorschlag gemacht, daß er den „Kirchweg", „sogen. Todtenweg", der vom Wald her unter der Scheuer und dem Gottesacker vorbei durch den „Kirchacker" führte, offen lasse, daß er den „Brunnweg" einhege, als Zufuhr zu seinem Thalgut nur den Anno 1819 bewilligten Thalweg benütze, und daß er wegen Uebernutzung der „Kirchmatt" und der circa 180 Ruthen im „Thal" gebüßt werde. Der Beschluß lautete aber: Das Kirchen- und Schulgut verzichtet auf den laut Kaufbrief vom 30. Januar 1818 ihm zustehenden Kirchweg oder sogen. Todtenweg und erläßt die Entschädigung wegen Waldschaden und Uebernutzung, doch ist Schaub verpflichtet, die Abraumsteine zu entfernen, sowie er und alle seine Nachfolger verpflichtet werden, einen fahrbaren Weg von der Breite von 10 Schuh ab dem öffentlichen sogenannten Rührbergwege zu Kirche und Kirchhof in seinen Kosten zu erstellen und zu unterhalten. Emanuel

Schaub tritt auch an das Kirchen- und Schulgut den seinem Bruder Jakob im Kaufbrief vom 30. Januar 1818 eigenthümlich überlassenen Kommunikationsweg zum Brunnen (Brunnweg) wieder ab und übernimmt die Wegschaffung der Marchsteine. Für Waldschaden und Uebernutzung hat er Fr. 25 zu bezahlen. Dagegen wird ihm ein Wegrecht durch die Waldung bis zur Brunnquelle gestattet, wobei der Weg durch mit einem Kreuz bezeichnete Marchsteine zu bezeichnen ist.

Im Jahr 1850 wurde das Jahresfest der Armenanstalt Beuggen ausnahmsweise, wegen unruhiger Zeit, und auf besonders feierliche Art auf Chrischona gehalten.

Im Jahr 1859, im April, kaufte die Gesellschaft der Pilgermission das im Jahr 1817 vom Staat um Fr. 13,212 verkaufte Chrischonagut von den Erben des damaligen Käufers um Fr. 44,000, und vergrößerte im August das Lehenhaus. 1863 wurde die Kirchhofmauer reparirt, und 1864 erhielt die Gesellschaft vom Staat eine 408 Pfund schwere Glocke aus dem Kloster Klingenthal, welche aber Staatseigenthum bleibt, und das Holz zum Glockenstuhl. Freunde hatten auch eine Thurmuhr geschenkt. Zum Bau eines Dachreiters für die Glocke bewilligte der Staat Fr. 200.

Im Jahr 1871 verausgabte der Staat zur Herstellung des Platzes um die Kirche Fr. 500, wozu noch der äußere Abputz der Kirche kam, so daß die Gesammtkosten Fr. 1100 betrugen.

Als im Jahr 1880 die Stützmauer der Terrasse zum Theil eingestürzt war, wurde sie theils auf Kosten der Gesellschaft, die für die Benutzung der Kirche weder Miethe noch Rekognitionsgebühr bezahlen mußte, theils auf Kosten des Staates reparirt, und die Ausgaben von 1843—1880 betrugen Fr. 9637. 85, also durchschnittlich per Jahr Fr. 235. 07.

3. Gegenwärtiger Stand.

Der zu St. Chrischona gehörende Wald wurde von Alters her neben dem Kirchwald im „Maienbühl" zur Beholzung des Pfarrers von Riehen verwendet, welcher damals 12 Klafter Holz und 1200 Wellen bezog. Im Verlauf wurde auch der Chrischonawald verkauft und zwar um Fr. 24,000 an die Gemeinde Bettingen. Nun gehören dem Staat nur noch 9 Aren und 45 Meter, nämlich die Kirche und der Kirchhof; die nördliche und die östliche Umgebung der Kirche ist von der Eigenthümerin des Landes, der Pilger-

missionsgesellschaft, resp. von Privaten mit Wohngebäuden, in den Jahren 1871, 1872, 1875, und mit Gebäuden für Oekonomie und Buchdruckerei bebaut worden. Unter der Terrasse hin, wo früher der Kirchweg durchging, sind Gärten angelegt. Schade, daß nicht 1—2 Jucharten in der Nähe der Kirche, gegen Süden hin, vom Staat behalten worden sind, um die Aussicht durchaus zu sichern! Im Jahr 1870 wurde auf Begehren Bettingens eine neue schöne Straße von Riehen nach Bettingen und St. Chrischona gebaut und so der Besuch dieses Aussichtsortes sehr erleichtert. Bei diesem Anlasse wurde auch der Gottesacker in Stand gestellt, als eine Terrasse zur Aussicht und mit einem Rundsichtszeiger versehen. Die Pilgermissionsgesellschaft hat auch im Verlag von C. F. Spittler die ganze Rundsicht in mehreren Blättern aufnehmen und erscheinen lassen, ein Exemplar derselben befindet sich im Thurme, ein anderes im Pfarrarchiv Riehen-Bettingen. In der Sakristei befindet sich nun ein kleines Missionsmuseum; im alten Beinhaus eine Schusterwerkstätte und im Thurmeingang eine kleine Bibliothek. In neuester Zeit mußte die Gesellschaft ein neues Gebäude für Schlafsäle errichten, da der Staat die auf der Bühne der Kirche eingerichteten Schlafsäle aus Gründen der Sicherheit nicht mehr dulden konnte. Nach dem neuesten Miethvertrag vom 1. November 1882 hat die Pilgermissionsgesellschaft dem Staate einen Miethzins für die St. Chrischonakirche zu zahlen. Im Wald nahe bei St. Chrischona hat die Basler Gemeinnützige Gesellschaft durch ihre Verschönerungskommission einen „Rastort" errichten lassen, bei welchem an schönen Sommersonntagen resp. auch in der Woche gewirthet wird.

An den Jahresfesten der Pilgermission sammelt sich viel Volk auf St. Chrischona, wie einst zur Zeit der Wallfahrt; sie selbst sendet ihre Zöglinge in die Nähe und in die Ferne. Die Pilgermissionsanstalt zählte am Ende des Jahres 1884 66 Zöglinge. Ueber den Unterrichtsgang geben die Jahresberichte Aufschluß. Die äußere Tagesordnung gestaltet sich folgendermaßen: Im Sommer und Winter wird um 5 Uhr aufgestanden, strenge Schulzucht wie in alter Zeit müssen sie sich gefallen lassen, zu jeder körperlichen Arbeit im Haus und Waschhaus, in der Küche und im Keller, in Feld und Garten, in Stall und Scheune, müssen sie bereit sein, wobei Handwerker gewöhnlich auf ihrem Beruf Beschäftigung finden; während der Heu- und Erntezeit fällt der Unterricht ganz aus und die Feldarbeit nimmt alle Kräfte in Anspruch. Ferien hat die 4. Klasse gar nicht, die 3 obern nur 3 Wochen vor und nach dem Jahresschluß.

Schon um der historischen Erinnerung und der schönen Aussicht willen, die St. Chrischona bietet, thut Basel gut, die St. Chrischonakirche als Eigenthum zu behalten; aber auch die Zeit könnte kommen, wo dieses Gebäude, das für Kriegszeiten auch als Bereitschaftslokal seine Bedeutung hat, wieder zu kirchlichen Gemeindezwecken Verwendung finden wird.

4. Die Vermischung der Chrischonalegende mit einer fremden Sage.

Wer von den Jetztlebenden von Jugend auf in der Nähe von St. Chrischona gewohnt hat, dem schwebt beim Gedanken an St. Chrischona wohl die Erinnerung an eine zweite Chrischonasage vor, von der Niemand weiß, wann sie entstanden ist. Wahrscheinlich aber beruht sie auf einer Verwechslung oder Vermischung mit einer anderwärts heimischen Sage, nämlich mit der Sage von den drei Jungfrauen, die im badischen Pfirt ihre gemeinsame Grabstätte haben. Durch Herrn Pfarrer Dorn sel. in Weil, der diese Sage dichterisch bearbeitet hat, ist sie wohl auch erst in den Volksmund übergegangen.* Schenken wir auch dieser Stimme unsere Aufmerksamkeit und lassen wir theilweise den Dichter selbst reden: („Die drei Schwestern, Margaretha, Chrischona und Ottilia. Ein allemannisches Gedicht von L. F. Dorn, Pfarrer in Weil." Basel, Offizin von Felix Schneider (L. Geering). (Ich verdanke die Mittheilung dieses Gedichtes der verwittweten Frau Pfarrer Dorn in Karlsruhe).

Auf dem Pfeffingerschloß im Birsthale hauste ein finsterer Ritter, der drei liebliche Schwestern hatte:

Frummi Schwestere drei, henn bin em im Elterehus gwohnt;
Sanft und mild, wie's Fräulene ghört, und anderst as er gsinnt.
Margreth het die einti, Chrischone die anderi gheiße,
Und der dritten ihr Nammen isch gsi Ottilie, seit me.
Nitt gar wit dervu weg, do henn drei anderi Heere,
Ritter Franz und Kilian und Ruedi von Thierstei,
Schloß und Stammguet gha, die henn zu de Pfeffiger Fräuli
Tiefi Lieb im Herze treit und henn ene dienet,
Und sin mengmol zuenene cho, uf d'Höldi, go werbe.
D'Fräuli henn ene Ghör gschenkt und ihr Liebi erwiedert.

Aber der alte Ritter von Pfeffingen haßte die Thiersteiner, doch ver-

* Vrgl. die verschiedenen Versionen dieser Sage schon bei Fecht: Die Großh. Badischen Amtsbezirke Waldshut u. s. w. 1859. pg. 337, 445, 467. — (Chrischona, Ottilia, Margaritha!)

barg er seinen Groll. Einmal auf der Jagd erschien ihm der Teufel in Gestalt eines Zwerges, und da der Rittter den Bösen zwang, ihm die Zukunft zu offenbaren, that der Letztere folgenden Ausspruch:

„Du, der Pfeffiger Heer, wirsch sinken in Ehren und Asch;
„Dini Schwesteren aber, die bauen ewige Hüser,
„Und ihr Namme wird blibe, wenn diner lang scho vergesse,
„Un die Gschlecht un di heimetli Schloß vu der Erde vertilgt isch!"

Diese Weissagung macht dem Ritter Sorge, und erzürnt faßt er einen grausamen Plan, die Weissagung zu nichte zu machen. Beim nächsten Besuch der Ritter empfängt er sie freundlich, läßt sie aber binden und vor den Augen der Geliebten enthaupten. Tiefbetrübt verlassen die Schwestern das Elternhaus und jede sucht sich einen Ruheort für die Seele, Margaretha die Anhöhe bei Binningen (St. Margarethen).

Ueber e Rhistrom ziehn die andere Bed mitenander,
Und d'Chrischone die wendet si rechts und findt uff de Berge,
Wit eweg vum irdische Gwüehl, hoch drüber erhabe,
Dert e Plätzli so still und einsam, wu sie ihr Leid pflegt.
Un d'Otilie goht no über d'Wiese do uffe,
Setzt si nieder un seit: „do will ich mi Lebe verbringe".
Dorum heißt's Otilike denn un Tüllige hütte
Und jez baue si uff ihri heilige Stätte der Adacht,
Nemmen ihr Wohnig drinn und suchen ihr Trost us der Höchi.
Eini cha zue der Andere seh; drumm stelle si z'Obe,
Wie nes dunklet, e Licht an's Fenster."

Endlich sterben sie, Eine nach der Andern, die Gotteshäuser bleiben,

„Aber der heilig Psalm tönt hütigstags no in alle,
Gottes Wort spüst vieli vieli Hunderti no drin,
Und im frumme Gibet suecht d'Seel ihr Friede no jetze;
Und sie wird en, wie jez, in ferne Zite no finde —
In den ewige Hüser; wie lang au 's Pfeffiger Schloß scho
Stuck um Stuck verfalle un 's Gschlecht vom Ritter vertilgt isch."

Wahrlich eine Sage, von der wir verstehen, daß sie dem Volke an's Herz gewachsen, wenn auch kein lokal-geschichtlicher Kern in ihr enthalten ist. Auf diese Sage beziehen sich auch die Worte, die ein gewisser Georg Gsellius in einem Gedichte über den Mayenfels bei Pratteln, wo er zu Gaste war, eingefügt hat:

„ . . . . und wie auf einer Zinne
Steht da eine von den drei Kapellen,
Wo, aus ihren keuschen Zellen,

Fern von eines Mannes Kuß,
Einen frommen Morgengruß
Sich drei Heilige, drei Schwestern,
Von den Bergen ringsumher
Hell entgegentönten. Kritiker!
Wagt es nicht, dies Märchen zu verlästern!"

Es hat sich Manches verändert auf jener Bergeshöhe, aber das „ewige Haus" der Chrischona ist geblieben; noch immer ist es so, wie Joh. Peter Hebel die gesprächigen Marktweiber in der Stadt sagen läßt:

Und, wenn der Tag erwacht,
was isch nit für e Pracht!
Der lieb Gott, meint me, well selber cho,
er seig scho an der Chrischone,
„Chromet grüene Bohne"
und chömm jetz enanderno.

Zuletzt freilich wird es auch da einmal ergehen, wie der Aetti aus dem Wiesenthal prophezeit:

. . Und 's Hus wird alt und wüest;
Der Rege wäscht der's wüester alli Nacht,
Und d'Sunne bleicht der's schwärzer alli Tag,
Und im Vertäfer popperet der Wurm,
Es regnet no dur d'Bühne abe, es pfift
der Wind dur d'Chlimse! Drüber thuesch du au
no d'Auge zu; es chömme Chindeschind
und pletze dra. Z'letzt fuult's im Fundement,
und 's hilft nüt meh. Und wemme nootno gar
Zweituesig zehlt, isch Alles z'semme keit,
Und 's Dörfli sinkt no selber in si Grab.
Wo d'Chilche stoht, wo 's Vogts und 's Heere Hus,
goht mit der Zit der Pflueg." —

Doch bevor es soweit kommt, sei allen Freunden der Natur und der Geschichte das Grab der hl. Chrischona zu fleißigem Besuch empfohlen; es wirkt, namentlich am frühen Morgen besucht, Wunder der Verjüngung! —

(Univers. Bibl. Basel. Incunabel. citiert in Basilea sacra. 1658. pg. 28.)

Varia Sebastiani Brant Carmina.

Ad Sepulchrum beate Christiane prope Basileam S. Brant.

Posteaquam meritis plena est tua vita probatis
Christiane, o Christi sponse decora nimis:
Huc vel ab extremis, socias comitata, Britannis

Te Basilea rapit: nunc locus ille tenet.
Ursula te portum Rheni subitura reliquit.
Martyrium petiit sancta virago suum.
Hanc jaculo Gotthi manus impia morte peremit:
Vulnere non tactam te pia fata vocant.
Preripuit quia nam morbus te diva puella.
Martyr es ergo animo, dignaque laureola.
Indomiteque jugum pro te subiere juvence:
Ad montis donec te juga pertulerant.
Non locus alter erat tanta te virgine dignus:
Quam locus hic heremi, quam loca lecta tibi.
Alta fuit sponso conjunctaque mens tibi christo:
Alta igitur montis saxa sepulta tenes.
Virginis instar habes Arabum quam collis inumbrat:
Monte super Synai que Katherina cubat:
Qy nec Alexandri dignum servarier urbe:
Sic neque digna quidem te Basilea fuit.
Scilicet assimilem deus ex hoc virginitatem
Indicio monstrans illius atque tuam.
Utraque sed mensam thalamos vel adire deorum
O secura nimis, o nimiumque potens.
Milia que comitum fuerant undena tuarum:
Jam tibi colludunt gramine in Elyseo.
More puellarum legitisque hyacinctina serta:
Cunque croco, nardum, liliaque et violas.
Jam pater omnipotens nectar tibi dulce ministrat:
Et simul Ambrosiam grata alimenta deum.
Jamque agnum comitaris eum, que candida vestit
Palla: suo sparsa sanguine purpureo.
Ut vitā fueras: sic nominis emula christi:
Sic quoque cum sponso, sponsa beata cubas.
Dicere te sanctam, si non licet optima virgo:
Fōlicem modo te christicolamque vocem.
Te fortunatam patriisque sororibus equam
Crediderim: palma laureolaque parem.
Nil tibi deest, nisi pontificis manus atque voluntas:

Cetera dona tenes, cetera mira facis.
Scit tamen et patitur sedes te sancta, beatam:
Nomen abest, virtus et decor omnis adest.
Sis tamen, o (quicquid deus et pia fata favebunt)
Dum memor et nostri candida virgo. Vale. —

Bilder aus Baſelland.

Von C. **Schneider.***

1. Das Wurſtmahl.

Die frühern Geſchlechter unter dem Landvolke hatten weit mehr gemüthliche Familienanläſſe und kleine häusliche Feſte, als unſere heutige Generation. Nicht zu den letzten gehörten die Wurſtmähler, die ſogenannten „Metzgete". Ich will verſuchen, eine ſolche zu beſchreiben, wie ich ſie damals als Knabe bei meinen Vetterleuten in S..... mitgemacht habe. Zu dieſen „Metzgete" wurden Verwandte, Freunde und Nachbarn mit ihren Weibern, Söhnen nnd Töchtern eingeladen. Jedes Familienhaupt brachte unter dem Arm wenigſtens eine Maß Wein mit, gewöhnlich Eigengewächs, vom Beſſern. So war es Sitte; man wollte damit den Gaſtgeber theilweiſe entſchädigen. War das Eſſen bereit, ſo wurden zuerſt die Blutwürſte, hauptſächlich das „Hündli", der mit Blut gefüllte Magen des geſchlachteten Schweines, aufgetragen. Nach dieſen große Platten voll der herrlichſten Leber- und Bratwürſte, auf denen ganze Haufen gebähte Brodſchnitten und Zwiebeln lagen. Ja, meinte der Metzger, der Daniel Hänſi, die Zwiebeln müſſen dabei ſein, da ſie ſehr geſund ſind. Der Metzger durfte bei dieſen „Mählern" nicht fehlen, weil er verſchneiden (tranchiren) mußte. Dieſer Daniel Hänſi war gar „ä Luſtige"

* Aus Lebensleid und Lebensfreude. Wie ſich ein armer Knabe durch die Welt ſchlagen mußte. Bilder aus dem ſchweizeriſchen Volksleben. Ein Buch für Jung und Alt. Von C. Schneider, Zürich. 1886. Th. Schröters Verlag. Preis 2 Fr.

Wir haben in dem angedeuteten Buche, aus dem wir drei Proben zum Abdrucke bringen, die Erinnerungen eines armen Schulmeiſters von Baſelland vor uns, der mit offenem Auge zu beachten gewohnt iſt und in ſchlichter, kunſtloſer aber volksthümlicher und anheimelnder Weiſe zu erzählen verſteht. Wir empfehlen das 224 S. ſtarke Buch allen Freunden des Volkes auf's Angelegentlichſte.

und seine Witze, wenn sie auch manchmal etwas derb ausfielen, wurden von den Gästen immer mit schallendem Gelächter begleitet; man nahm es da nicht so genau.

Nach den Würsten erschien das sogen. „Ungschlächt", das auf verschiedene Arten zubereitet wurde.

In den Zischenpausen, auch während des Essens und Trinkens — denn getrunken wurde viel und der Gastgeber mußte, trotz den vielen ihm zugebrachten Weinmaßen noch streng aus dem eigenen Keller heraufholen — wurde, besonders von den jungen Leuten, gescherzt nnd gelacht und als der Wein anfing die Geister zu beleben, auch gesungen, aber natürlich alles alte Lieder, denn von Gesangvereinen und Synodalheften wußte man auf dem Lande noch nichts. Unter den Anwesenden war auch ein junges schönes Mädchen, die Magd unseres Nachbars; die hatte eine gar wohlklingende, helle Stimme und kannte fast alle damals üblichen Volkslieder. Da hieß es denn von allen Seiten: „Vreneli, stimm eis a!" Das Vreneli that aber zuerst „grüsli schüch, vor dem viele Mannevolch", doch ließ es sich endlich überreden und fing zitternd vor Angst, aber in den höchsten Tönen an:

Es waren drei Sterne am Himmelreich,
Die gaben der Welt einen Schein.
Ach, treuer Gott vom Himmel,
Wo stell ich mein Pferdelein hin?

Nimm du das Pferdlein am Zügel, am Zaum,
Und bind's an einen Lindenbaum,
Setz dich ein klein weneli nieder
Zu einer so schönen Jungfrau.

Der Ausgang dieses Trauerspieles oder Liedes machte mir jungen Buben aber förmlich Angst, denn der letzte Vers lautete:

Was zog er aus seiner Tasche heraus,
Ein Messerlein scharf und spitz,
Er stach es seiner Herzliebsten in's Herze,
Bis rothes Blut gegen ihn sprützt.

Dann war die Moral von dieser Geschichte auch noch in Reime gebracht und gesungen. Sie hieß folgendermaßen:

So gohts, wenn es Maitli zwe Chnabe lieb het,
's thuet wunderselte guet.
Die Beiden, die haben's erfahren,
Was falsche Liebe thut.

Und als das Lied beendigt war, bei dem das Vreneli die Vorsängerin gemacht, wurde es gar „grüsli" gerühmt wegen seiner schönen Stimme und jeder wollte mit ihm „atüpfe" mit dem Glas, indem er sagte: „'s gilt der eis, Vreneli!"

Nun wollte sich auch Einer hervorthun, der früher einige Wochen in der Fremde gewesen war, „aber bald wieder hei cho isch go d'Mueter lueche." Er warf sich in die Brust und sang:

Zu Straßburg auf der Schanz,
Hat mich ein Mädchen lieb;
Es schickt mir alle Morgen,
Juja hopsa, Morgen,
Ein Kaffee und ein Brief.

Als er dann seinen Vortrag mit der Endstrophe schloß:

Herr Meister wir wollen rechnen,
Es ist die beste Zeit,
Denn ihr habt mich diesen Winter,
Mit sauerm Kraut gespeist,

da lachte Alles und der Vortragende am meisten. Ihm schwoll der Kamm ganz merklich über diesen Witz, wie er meinte.

Plötzlich aber ging die heitere Stimmung fast in Schrecken über, denn die Hausmutter, meine Base, erschien unter der Stubenthür. Die Hände über ihrem Kopf zusammenschlagend, rief sie: „O, herzlieber Herrgott im Himmel obe, jetzt hei mir die verflumerede — daß i so flueche mueß, Gott verzeih mer au mi schweri Sünd — Nachtbuebe die ganzi Pfanne voll Brotwürst mit zant der Pfanne ab em Für g'stohle, wo i numme der Rügge kehrt ha, für z'lose, wie der Matthis so schön singt."

„Nit, nit, Greti Margaretha," sagte der Vetter, „thue doch nit e so lätz, de chönst di jo versündige! Mir hei no Zügs gnue ohne die Brotwürst. Grifet numme getrost zue, ihr Lüt, 's isch no en Platte voll duß, und wenn mir nit gnue am Ungschlächt hei, so grife mer en Site (Speckseite) a."

Während des Tribulirens und Mahnens zum Essen, hat wohl Mancher im Geheimen unter dem Tisch „e Chnopf us tho am Weichebändel an de Hose, für z'probiere, öb's no öppis verlide mög, oder öb's ihn chönt verspränge."

„Jä so," seit jetz s'Mueterli, „bald hätt is vergesse in der Täubi — die Wurstschelme hei in der Chuchi en Zedel zrugg glo; das sell dänk zum

Spott no Quittig ſi, daß ſie an Alles richtig übercho heige. Se, Aetti, lies du das vor, du weiſch jo, daß ich nit Gſchriebnigs läſe cha."

Da zeigte es ſich, daß der Zeddel en Wurſtzeddel war, wie ſolche auf alle „Wurſtmähler" von irgend welchen Spaßvögeln in luſtigen Knittelverſen abgefaßt und heimlich in das betreffende Haus geſchmuggelt wurden. In ſolchen Pasquillen wurden gewöhnlich alle Familienglieder etwas mitgenommen, beſonders wenn heirathsfähige Töchter vorhanden waren. Schallendes Gelächter begleitete das Ableſen dieſes Gedichtes und man rieth hin und her, wer wohl der oder die Verfaſſer ſein möchten.

Nun wurde zur Abwechslung das Breneli wieder ermuntert, man wolle noch eins ſingen, es ſolle einmal das Lied von den drei Grafen anſtimmen. Nicht mehr ſo ſchüchtern wie im Anfang, begann es ſogleich und die Knaben und andern Mädchen ſtimmten ein:

Ich ſtund auf hohem Berge,
Schaut nieder in's tiefe Thal,
Ein Schifflein ſah ich fahren, ja fahren,
Darin drei Grafen waren.

Der jüngſte von den Grafen,
Der in dem Schifflein ſaß,
Gab mir einmal zu trinken, ja trinken,
Guten Wein aus ſeinem Glas.

Was zog er ab ſeinem Fingerlein?
Von Gold ein Ringelein.
Sieh, weil Du hübſch und feine, ja feine,
Das ſoll Dein eigen ſein! u. ſ. w.

Da nun dieſes Lied nicht weniger als 12 Strophen hat, ſo wollen wir, bis das Breneli damit fertig iſt, uns einmal umſehen nach den beim Wurſtmahl anweſenden Männern und Jünglingen und wollen dieſelben aus Kurioſität bei ihren Dorfnamen nennen, denn in damaliger Zeit hatte Jeder noch neben ſeinem Tauf- und Geſchlechtsnamen einen Dorf-, manchmal ſogar Spottnamen.

Es waren zugegen: „Der Horanteheirimarti, der Schneiderchlauſejokeb, der Buſerweberheiri, der Chrützwirthliſattler, der Sagereigelihansheiri, der Guggerheirimarti, der Broſijoggelihans, der Petermathis und der Sarahänſihans." Dazu kamen noch eine Anzahl Frauen und Mädchen.

Nach dem Singen wurden die ledigen Leute räthig, ein Tänzchen zu machen. Der „Sarahänſi", ein alter Muſikant, hatte für alle Fälle ein Klarinett im Sack, und die Vorbereitungen waren bald getroffen. Man

tanzte zur Abwechslung den sogenannten „Kehraus", und die Knaben sangen und stampften:

Der Cherus, der Cherus,
Die Buebe wei nit hei.
Doch das wo bravi Buebe si,
Die si scho lang im Dulderidum.
Der Cherus, der Cherus,
Die si scho lang im Bett, u. s. w.

Als das Tanzen vorüber war, wollten die ältern Männer zeigen, daß sie im Gesang auch noch etwas leisten können. Sie sangen daher frisch und heiter:

Die Gedanken sind frei! Wer kann sie errathen?
Sie schleichen vorbei, wie nächtliche Schatten.
Kein Mensch kann sie wissen, kein Jäger erschießen;
Es bleibt ja dabei, die Gedanken sind frei!

Und sperrte man mich in finstere Kerker,
Das sind ja doch nur vergebliche Werker;
Denn meine Gedanken zerreißen die Schranken
Und Mauern entzwei. Die Gedanken sind frei!

Ich liebe den Wein, die Mädchen vor Allem,
Die thun ja auch mir am besten gefallen.
Ich sitz nicht alleine bei einem Glas Weine,
Mein Mädchen dabei. Die Gedanken sind frei!

Doch will ich auf immer der Liebe absagen
Und will mich nicht mehr mit Grillen so plagen.
Man kann ja im Herzen stets lachen und scherzen
Und denken dabei: „Die Gedanken sind frei!

„O, dir dunners, i hät fast gseit, alte Esle," sagte die Base, die auch noch nicht hinter dem Umhang war, „daß dir no möget so Lieder vo der Liebe singe. Aber, das macht der Wi; dir chönnet mira ufhöre und goh, wenn dir weit." Endlich, es war gegen Morgen, wurde zum Aufbruch geblasen.

Vergessen habe ich noch zu sagen, daß bei solchen Anlässen schon Abends in der Dämmerung arme Kinder in dünnen Kleidchen, zitternd vor Kälte — denn es wurde meistens nur im Winter geschlachtet — in ein solches Haus schlichen und ängstlich, gewöhnlich vor der Thüre, um sich schauend, um's Würstli ein Lied sangen, dessen Text verschieden war, aber hauptsächlich von Würsten, von „Süli Chrumbei" und vom Geben handelte. Der Schluß jeden Verses hieß immer:

Würſtli 'raus, Würſtli 'raus!
Glück und Heil in dieſes Haus!

War die Hausmutter eine gute, wohlthätige Frau, ſo nahm ſie die frierenden Kinder in die warme Stube, fütterte ſie gehörig ab und gab ihnen noch etwas für die arme Mutter daheim mit.

Auch der Herr Pfarrer und der Schulmeiſter wurden in der Regel bedacht, in dem man ihnen die ſogenannte „Metzgete", d. h. Würſte und, wenn man ſie wohl mochte, auch noch etwa ein „Schüfeli", ein Backenſtück oder ein Stück „Rippli" dazu, in's Haus brachte. In der eigentlichen Schlachtzeit der Schweine, ſo zwiſchen Weihnachten und Neujahr, waren manchmal im Pfarr- und Schulhauſe ſo viele Würſte vorhanden, daß ſie kaum vertilgt werden konnten. Bei dem Schulmeiſter war es noch eher möglich, ſolchem Wurſtüberfluß zu begegnen, denn ſie waren in der Regel reichlicher mit Kindern geſegnet, als die Pfarrer. Als ich noch im Elternhauſe war, wurden wir Schulmeiſtersbuben in dieſen Wurſtzeiten förmlich dick und fett herausgefüttert, was uns in gewöhnlicher Zeit nicht oft geſchah. Anders war es im Pfarrhauſe. Die Frau Pfarrer ſagte einmal zu einem Mädchen, das ihr nur Würſte brachte: „Ach, herrje, Annebäbeli, bringſt Du ſcho wieder Würſtli? Denk nur, mir händ ſo viel Würſtli im Hus, daß ſe 's Katzebiſi nümme me freſſe will. Bring is doch au Rippli! Weiſch, mi Ma, de Herr Pfarrer, ißt d'Rippli gar gern."

2. Aus dem Poſamenterleben.

Vor 60 Jahren wurde das Poſamenten in S..... noch viel gemüthlicher im Schooße der Familie betrieben, während jetzt in Privathäuſern wenig Poſamentſtühle mehr vorhanden ſind und das ganze Gewerbe faſt ausſchließlich in zwei großen Fabriken betrieben wird. Damals war der Poſamenter ſo ziemlich ein freier Mann, während der heutige Fabrikarbeiter pünktlich, ja ſogar ſtreng an Zeit und Ort gebunden iſt. Allerdings mußte, wenn die Waare preſſirte, die ganze Familie mithelfen, vom ſechsjährigen Kinde an bis zum ſteinalten Großvater und der zitternden Großmutter. Daneben wurden die nöthigſten Lebensmittel ſelbſt gepflanzt und da man damals gar einfach lebte und nicht ſo viele Bedürfniſſe hatte wie in der jetzigen Zeit, brachten es die Fleißigen und Sparſamen bald zu einigem Wohlſtand, viele zu hübſchem Vermögen.

Von beſonderm Vortheil war es für den Poſamenter, wenn er mit dem Aufſeher, der auf dem Lande den Stühlen nachgehen mußte, um An-

leitung zu geben und die Waare zu prüfen, auf gutem Fuße ſtand. Meine Vetterleute verſtanden ſich auf ihren Nutzen. Kam einer dieſer Diener oder Stuhlläufer, wie man ſie nannte, ſo ſah ihn die Baſe gewiß zuerſt gegen das Haus zukommen.

„Herr Jeſis!“ fuhr ſie dann von ihrem Seidenrade auf, „Ma, Vatter, Heiri! ghörſch denn nüt? Lueg de Diener us Saraſi's Lade — Fergſtube — chunt! Ghei doch ſelbi alte Holzſchue dört unter der Ofe! 's iſch doch e Schand und e Spott, was das für ne Ornig iſch bi euch Mannevölchere!“

Und kaum konnte ſie noch mit dem Fürtuch über den Eßtiſch fahren, als ſchon die Thüre aufging und ein feingekleideter Herr mit ſchön gewichsten Stiefeln und einem Spazierſtock hereintritt.

Die Baſe nahm zuerſt das Wort, indem ſie ſagte: „Eh aber nei au! Iſch das nit der Herr Regenaß us euſem Lade?“ indem ſie ihm die Hand entgegenſtreckte. Sit Gottwilche — willkommen — zue nis! — Me kennt ech faſt nümme, der heit drüjet — fett geworden — ſit daß der ghirotet ſi. Es het ech ſchint's guet zuegſchlage? Jä, in der Erſti chochet me dene liebe Mamlene mängs Guets, Eier im Anke, Pfannchüechli und derigs meh. Stiereauge aber macht me in de erſte par Wuche no keine! — Und was bringet Dir Guets, Herr Regenaß? Die letzti Waar, wo mir am Sundig z'Nacht mit em Bott g'ſchickt hei, wird doch hoffentlich recht gſi ſi? Aber ſitzet doch au, Herr Regenaß!“

Indem ſich der Herr ſetzte, antwortete er auf die Frage: „Es het dasmol paſſiert mit der Rechnig — Lieferung der Arbeit, — blos die wiße Bändeli ſind öppis rauckig gſi. Was brennet dir für Oel?“

„Herr Jeſis Gott und Vater,“ fuhr die Baſe auf, „was, rauckige Bändel? Das cha nit ſi. Mir brenne jo nüt anders aß vom beſte Brennbaumöl, wo gar nit dämpft! Gäll, aber Heiri? Aber es ſchint, die ſakerments Chrömer b'ſchiſſe eim au mängiſch dermit.“

„Wie gſeit,“ ſagte darauf Herr Regenaß, „es iſch nit ſo gfärlich und i ha ſcho derfür gſorgt, deß me euch nit am Lohn abzieht deßwege.“

„E, Gott Lob e Dank“, meinte die Baſe, „Dir heit mi faſt erſchreckt. Aber i ha's ſcho mängiſch gſeit zue mim Ma, gäll aber Heiri, wie de Herr Regenaß ſo ne guete und ſo ne gmeine — leutſelig — Mönſch ſig und me mit ihm rede chönn, wie mit unſer gattigs Lüte, und daß dir allewil uff euſer Sitte ſiget, wenn's öppis Ungrads gäb. Aber au Ma, Heiri, was ſtoſch au do wie ne Oelgötz! Hol au es Glas Wi uſe;

nimm es Häfeli in der Chuchi und chlopf vo dem rothe Sunneholdner uſe, wo no kei Hane im Faß iſch. Dä uß im Stäbliger, der Wiß, iſch e chli ſur!"

Als dann der Vetter im langſamen Trab mit ſeinem gefüllten Hafen anrückte, wurde aufgetiſcht und natürlich auch zwei Gläſer für das alte Ehepaar gefüllt. „Es ſig numme um Gſundheit z'mache," meinte die Baſe. „Und jetzt," ſagte die gute Frau, „hätte ſie no öppis ſchnädergfreſigs für der Herr Regenaß parat. Sie heige die letzte Wuche en Sau gmetzget und do heige ſi geſter z'Mittag, wil's Sunntig gſi ſig, in de ſure Lederöpfelſchnitze es ſchöns Stück Rippli gha. Jetz, wenn's der Herr Regnaß nit ſchüch, ſo heig ſie no ne Mumpfel dervo duß im Chuchichänſterli. Sie wüß woll, daß die Herre Diener au hungrig und durſtig werde, wenn ſi eſo de ganz Tag müeße dene Stüele nogumpe über Berg und Thal.

Der Herr Regenaß wollte zuerſt Umſtände machen gegen dieſe Aufwartung; da ihn aber die Rippli auch ſo freundlich anlachten, ließ er ſich endlich nöthigen und griff wacker zu. Die Alte ſetzte ſich an die grüne Seite des werthen Gaſtes; ſie hörte etwas ſchwer, dafür ging aber ihr Redefluß um ſo beſſer. Der Vetter ſetzte ſich gegenüber in die Ecke des Tiſches auf die Ofenbank. Und ſo wurde denn von dem und jenem verhandelt, beſonders vom Poſamenten und dabei dem Gaſte immer zugeſprochen, zu eſſen und zu trinken. Endlich des Eſſens, Trinkens und des Geſpräches müde, ſagte der Herr Regenaß, er danke jetzt zum Allerſchönſten für die gute Aufwartung. „Wenn ſie emol mit Bändle uff Baſel kemme, ſo ſolle ſi's cho izie, er wohn im Todtegäßli mit ſim Fraueli. Jetzt heig er aber die höchſti Zit, er mies no uff de Witſchberg und uff Kernerkinde, wo ſie au Stüel heige. D'Waar preſſieri ungmein; die Lit müeße Tag und Nacht ſchaffe, daß ſie liefere kenne."

„He nu, wenn es denn ſi mueß, ſo bhüet ech Gott der Herr und laufet nit z'weidli. Und jo, daß is nit vergiß," ſagte die Baſe noch unter der Hausthüre, „gället Herr Regenaß, dir ſit ſo guet und ſorget derfür, daß mer gli wieder e Rechnig überchömme, wenn mir die abhei, und daß mer nit ſo lang uf der Iſchlag warte müeße und nit ſo chätzer böſä überchömme. Dä letzt hät mi faſt dubedänzig gmacht bim Siderad zue."

Der Herr Regenaß verſprach alles Gute und zog von dannen. Kaum aber hatte er die Schwelle verlaſſen, als die Baſe eine Fauſt im Jüppen-

sack machte und zu ihrem Manne sagte: „Hesch ietzt wieder g'hört, Heiri, wie si's eim mache? Wenn me dene dusig diese und deins Sidegumpere alles hinte und vorne istoße würd, so wüßte sie doch allewil öppis z'chlage und z'tadle, wo nüt isch. Sie mache das numme, um eusereis allewil dunde z'bhalte und in d'Angst z'bringe. Jowoll, rauckige Bändel! I ha se jo selber putzt und g'haschplet und ha keis Untädli dra gfunde. Du darfsch aber au gar nüt säge, Heiri, und meinsch wie großi Herre die Diener sige. Du stosch albe do wie es Schof, machsch kei Mux und hesch d'Händ in de Hose. Dä söll mer numme no einisch cho, i will em derno Rippli choche. Jowolle!"

Jedesmal, wenn ein Stuhl voll Bändel abgeschafft war und der Bote das Geld, den Lohn, dafür brachte, bekam ich als „Spüelimacher-Bueb" ein kleines Trinkgeld, jedoch immer mit der Moralpredigt verbunden: „Ich soll die „Spüeli" besser mache, sonst gäbe es nichts mehr."

3. Eine Landwehrmusterung in Sissach.

Nach dem verunglückten Feldzuge des sämmtlichen Militärs aus dem damaligen Baselbiet im Januar 1831 vor die Stadt Basel wurden durch die ganze Revolution keine Uniformen mehr getragen. Bei spätern Kämpfen, wenn die Sturmglocken kläglich und angstvoll von den Kirchthürmen herabheulten, oder der Generalmarsch dumpf durch die Gassen der Dörfer rasselte, eilten die von Freiheit beseelten Baselbieter, gewöhnlich den Stutzer oder das Kommisgewehr auf der Schulter, mit Patrontasche oder Waidsack über dem Bürgerrock, dem Sammel- oder Kampfplatze zu. Doch nicht etwa ängstlich, nein, sondern freudigen, hohen Muthes und leuchtenden Auges sah ich, damals ein Knabe von 14 Jahren, bejahrte, graue Männer und Jünglinge von 16 bis 17 Jahren dem Ort der Gefahr und des Kampfes zueilen und ihr Leben theuer auf's Spiel setzen. Es war damals förmlich der Geist der Ahnen, der allzeit kampfbereiten Rauracher, in die Baselbieter gekommen, der sie zum Kampf und Sieg getrieben.

Nun kann man sich vorstellen, daß bei diesen mehrjährigen Revolutionswirren und den provisorischen Verhältnissen auf der Landschaft weder Rekruten instruirt, noch die schon unter Basel Eingetheilten gemustert oder inspizirt wurden. Da konnte es wohl nicht anders kommen, daß über diese Zeit viele Uniformen unbrauchbar und verdorben wurden. Auch soll hie und da eine Frau zu ihrem Manne gesagt haben: „Lue Hansjoggi,

di Mundur fresse d'Schabe no ganz, mer wei doch im Hansjokebli oder im Baschcli us im Frack es Kamisöli (kleiner Frack) mache lo, will mir grad der Schnider uf der Stör hei. D'Hose chanst Du derno für de Werchtig träge, eb sie ganz verfresse si." An eine militärische Zukunft wurde da wenig gedacht. Und so mußte es auch kommen, daß, als endlich das Provisorium aufhörte und die neue Regierung das ganz zerfallene Militärwesen an die Hand nahm, die erste Landwehrmusterung kläglich, wie eine bunte aber unschöne Musterkarte aussah. Von den ältern Jahrgängen hatten die wenigsten mehr Uniformen, oder doch nur theilweise. Der Eine trug zum ganz verschossenen und verschabten Uniformfrack gelbe Hosen und auf dem Kopfe statt des Tschakko die alte Polizeimütze — Tellerkappe ohne Schild, wie man sie unter Basel getragen — Andere zum grünen Kamisol — kurzen Frack — und den alten, fast unkenntlichen Ordonanzhosen einen monströsen dreistöckigen Tschakko auf dem Kopf, der oben viel breiter als unten war, und dessen breite schuppige Sturmbänder von Metall allein fast ein Pfund wogen. Darunter einen so fürchterlich breiten, stehenden Hemdenkragen, daß die Ohren in stete Gefahr kamen, von ihm förmlich abgesägt zu werden. Vielen hingen die Haare bis tief in den Nacken hinunter und dabei umgab gewöhnlich ein zottiger Backenbart das Gesicht des Wehrmannes, was ihm, alles zusammen, ein ziemlich wildes Aussehen gab. Viele auch waren dem Aufgebot gefolgt und hatten gar kein Stück mehr von einer Uniform und keine Waffen. Tambouren hatten keine Trommeln, und solche, die früher zur Bataillonsmusik gehört, keine Instrumente mehr. Nach vieler Mühe wurde endlich die Mannschaft in Reih und Glied gestellt und eingetheilt; dann wurde in dublirten Gliedern nach dem gewöhnlichen Exerzierplatze, der Allmend, abmarschirt. Das ganze klingende Spiel an der Spitze des Zuges bestand in zwei Tambouren und einem Pfeifer, letzterer zwar nur in bürgerlicher Kleidung, eine alte Polizeimütze auf dem Kopf, der aber die alten eidgenössischen Märsche noch flott mitspielen konnte. Vor dem Spiel marschierten mit nicht wenig Stolz zwei noch in ziemlich gutem Zustande sich befindliche Sappeurs, von Sissach; der Schmiedheiri, ein großer, schöner Mann, und der Vögtliniggi, mit fast kleiner, aber fester Statur. Auf dem schon hohen Tschakko prangte noch ein hoher, rother, senkrecht stehender Federstrauß; dazu weiße Lederschurzfelle, die sie gewiß auf diesen Tag neu machen ließen, nebst den in der Sonne wie pures Silber glänzenden Streitäxten, hoch über den Schultern getragen, vervollständigte ihre Montur.

Erst da, in Reih und Glied, nahm sich diese bunte Musterkarte von halben Uniformen und Bürgerkleidern, Kamaschen, schweren Pechschuhen und zu kurzen Hosen u. s. w. recht malerisch und lächerlich aus. Daß bei diesen Truppen, die vier Jahre nie einberufen werden konnten, keine ordentliche Inspektion möglich war, wird sich Niemand wundern. Etwas manövrirt sollte aber doch werden, aber wenn z. B. die Ladung in 12 Tempi kommandirt wurde, hörte man noch fünf Minuten nach dem Kommando viele einzelne Ladstöcke klingend in den Lauf des Gewehres fallen, trotz allem fürchterlichen Fluchen der Offiziere. Und daß es mit dem Offizierskorps auch kläglich aussah, kann man sich denken, wenn man weiß, daß vordem unter Basel bereits alle Offiziere Stadtbasler waren. Unter der neuen Regierung wurden dieselben auf der Landschaft noch mehrere Jahre von den Truppen gewählt, was zu damaliger Zeit wohl passen mußte. Ein Spaßvogel machte über diese Zustände einige Knittelverse folgenden Inhalts:

Hauptmä hätt i chönne werde,
Wenn i kummidire chönnt,
Gäll, Du hätsch mer's möge gönne,
Daß mä mi Herr Hauptmä nennt.

Doch wieder zurück auf unsern Exerzierplatz. Zuschauer aus der ganzen Umgebung und von allen Ständen und Altern hatten sich auf der Allmend eingefunden, um dem neuen militärischen Schauspiel zuzuschauen, so daß ihre Zahl bereits die der Truppen überwog, und es gestaltete sich dieser Anlaß zu einem wahren Volksfeste. Besonders lebhaft und lustig ging es unter den zwei mächtig großen, auf dem Platze stehenden, schattigen Eichbäumen zu, wo sich ein förmliches Marketenterleben entwickelt hatte. Ein Wirth hatte da ein großes Faß Wein angezapft zur Erfrischung durstiger Kehlen. Musikanten und Tambouren mit und ohne Instrumente, Sappeurs, Frater und wie sie alle hießen, die, währenddem die andern Truppen auf dem Felde herumstampfen und manövriren mußten, sich vom Gefecht abstahlen, zechten fröhlich unter der Zuschauermenge und labten ihre durstigen Lebern. Auch für die liebe Jugend war in ausreichender Weise gesorgt, indem auf kleinen Ständen ganze Haufen „Ankeweggli" (lange Brödchen aus feinem Teig), Lebkuchen und anderes Zuckerzeug im Schatten der umfangreichen Eichen lagen. Von Seewen, aus dem benachbarten Schwarzbubenlande waren mehrere Hutten voll der berühmten batzigen „Sebnerweggli" aufgeführt, vielmehr aufgetragen worden, und

wenn wir Buben etwa einen Vetter oder eine Base unter der Zuschauermenge erblickten, wurde der oder die gewiß zu einem dieser Stände gezogen und sie mußten, wohl oder übel, etwas blechen. Obwohl die „Sebnerweggli" im Anbeißen etwas zähe waren — geschwätzige Leute wollen sogar sagen, die Sebnerbäcker stellen die Butter unter die Mulde — waren dieselben bei uns ihrer Größe wegen berühmt; sie waren glänzend mit Eigelb angestrichen und in der Mitte, wo sie am breitesten waren, schimmerten sie bereits in's röthliche, kurz, sie sahen fast aus wie ein junges Mädchen, das schöne rothe Backen hat, und das mußte ziehen. Erst als nichts mehr von den Wecken vorhanden war, verkauften die Sissacher Becker, der Finkenbeck, der Beckejoggeli und der Esgulinge-Hansadam die ihrigen, die zwar kleiner, aber besser waren.

Als dann auch die Landwehrmänner nach mühseliger Arbeit eine halbe Stunde Rast hatten, wurden wir Buben förmlich verjagt aus dem Bereiche der Herzstärkungen, denn die noch kräftige Septembersonne hatte vertrocknete, durstige Kehlen erzeugt. Endlich gegen Abend marschirte das Bataillon wieder, und zwar schon in besserer Ordnung, in das Dorf zurück. Der Sappeur Vögtliniggi mußte dem Faß unter den Eichen tapfer zugesprochen haben, denn wir Buben, uns immer an die Spitze des Zuges drängend, sahen zu unserm großen Gaudium, daß Niggli mit seinen Beinen eher hin und her balancirte, als gehörig im Schritt marschirte. Sein schwerer Tschakko, ganz auf dem rechten Ohre hängend, riß bereits den ganzen Mann auf die Seite, und der rothe Federstrauß zeigte in fast wagrechter Stellung gegen den hart an der Straße vorbeifließenden Bach mit hohem Bord. Doch der Vögtliniggi, als Zimmermann von Beruf, konnte seinen gehörigen Stiefel vertragen und es ging unserer boshaften Bubenfreude ein starker Strich durch die Rechnung, da wir in Gedanken schon wenigstens den Tschakko, wenn nicht den ganzen Niggi, über das Straßenbord in den Bach stolpern sahen.

Mitten im Dorfe wurde Halt gemacht und nachdem die ältern Jahrgänge gänzlich den Abschied bekamen, erfolgte auch die Abdankung des ganzen Bataillons, was allgemein mit fröhlichem Jauchzen begrüßt wurde. Die meisten, Mannschaft und Zuschauer, zerstreuten sich in die wenigen Wirthshäuser, die rasch angefüllt waren und wo sich bald ein lustiges Leben entfaltete. Becherklang und Liedersang wechselten miteinander ab. Auch ich naseweiser Bube, der Alles hören und sehen wollte, drängte mich mit andern Kameraden zu der halboffenen Thüre des Gasthauses

zur Sonne hinein, wo uns ein fürchterliches Gelärm und Getöse entgegenscholl. Und die dicke Sonnen-Sara, mit der Begine* auf dem Kopf, und ihr Sohn, der „Niggles", wurden fast nicht Meister, alle Bedürfnisse zu befriedigen. „Se Buebe, dir dunnerschießige Schlingel," rief uns ein Soldat mit fürchterlich hoher Cravatte zu, nachdem wir uns eingeschlichen — es war der „Demmeliheini vo Diegten," än erzlustige Hut — „dir chöntet eigentli in Schatte und nit in d'Sunne. He, Niggles!" rief er dem Sonnenwirth, „bring dene Tagdiebe ä Fläsche Vierbatzige, sie müesse au öbbis vo der Musterig ha!"

Dann, als der Wein aufgestellt war, mußten wir uns an seinen Tisch setzen und dann fing er sogleich sein Lieblingslied zu singen an und schnalzte dazu mit den Fingern nach dem Takte:

Schön Anneli wot go grase,
Go grase grüne Klee,
Da begegnet ihm ein Rüter —
Fidiritunda fidirallalla
Da begegnet ihm ein Rüter,
Derselbe war si Ma! u. s. w.

Als es Nacht geworden, rückten die vom Sonnenwirth bestellten Tanzmusikanten ein, da ging der Jubel erst recht los. Die Vaterlandsvertheidiger, die heute schon so viel geleistet, holten ihre Weiber zum Tanz. Da gab es ein Justen und ein Fasten in den Häusern, bis alle die Annebäbi, Annelisi, Annezendi, und Annemarei ihren besten Staat hervorgesucht, bis Gesicht und Hals eingeseift und abgerieben war, daß sie förmlich glänzten wie Spiegel — was sonst nicht immer der Fall war — denn jede wollte heute als die Schönste erscheinen. Sogar der Sappeur Vögtliniggi hatte unterdessen zu Haus seinen Rausch ausgeschlafen und erschien, sein altes Anni am Arm, auf dem Tanzboden. So gegen 9 Uhr machten sich die zwei Tambouren, des Tamboure Hans und 'sFinke Marti, den Spaß, und schlugen die „Drei lederig Strümpf" flott durch die Gassen des Dorfes. Aber die Zecher lachten über diesen freiwilligen Zapfenstreich und die Zäpfen, oder vielmehr die Hahnen in den Fässern ließen immerfort ihr begeisterndes Naß fließen. Auch wurde ein Nachtessen aufgetragen, daß die Wirthstische förmlich darunter krachten. Mancher Jäger rechts oder links, wenn auch nur mit halber Uniform, hatte doch den Säbel in Ehren behalten — natürlich, die Schaben konnten ihn ja nicht

* Haube, wie sie ungefähr die Beginen trugen.

fressen — und wollten denselben auch beim Tanzen nicht ablegen aus militärischem Stolz. Der Säbel aber, an langem, weißen Bandalier über der Brust hängend, ließ nicht mit sich spaßen, er verlor sich durch die Bewegung des Tänzers demselben öfters zwischen die Beine und konnte es da nicht fehlen, daß hie und da ein Tänzerpaar wie vom Himmel herunter auf den Boden stürzte, was natürlich von den andern mit lautem Gelächter und mit Hurrah' begleitet wurde. Der Demmeliheini, der noch Junggeselle war und nicht tanzte, sang einmal bei einem solchen Falle:

Recht vergnüget kann man leben,
Wenn man lebet ohne Weib,
Man hat ja nur alle Morgen
Blos allein für sich zu sorgen,
Wie man pfleget seinen Leib.

Kommen mir die Heirathsgrillen
Auch zuweilen in den Sinn,
Thu' ich mir ein Pfeiflein füllen,
So vergehen mir die Grillen,
Fahren mit dem Rauch dahin.

An einem andern Tische saßen einige Kriegskameraden, welche durch die ganze Revolution wacker mitgekämpft hatten, die nicht tanzten, aber wie ja der Wein des Menschen Herz erfreut, sangen sie desto mehr und unter anderm auch folgendes Lied aus den freiheitlichen Zeiten von 1798:

In guter Eintracht sind wir hier,
Wir Bürger alle Brüder,
Aus einem Becher trinken wir
Und singen Schweizerlieder.
Wir bringen uns in guter Ruh
Gesundheit und Vergnügen zu,
Lebt, freie Brüder, lebet!

Noch ist der Landwein hell und frisch,
Macht fröhlich Aug und Herzen,
Drum laßt uns heut am Bürgertisch
Republikanisch scherzen,
Schenk Bruder mir ein gut Glas Wein
Auf unsres Land's Gesundheit ein,
Lebt hoch, Kameraden, lebet!

Erst spät, oder vielmehr früh, gegen Morgen — was ich zwar nicht mehr sah, denn ich wurde lange vorher vom Lehrmeister fast un-

säuberlich heimgemustert, habe aber am Morgen Alles vernommen — wurde zum Aufbruch geblasen und der Lust ein Ende gemacht. Solche Landwehrmusterungen wurden noch viele Jahre nachher in jedem Bezirkshauptorte abgehalten und wurden natürlich von Jahr zu Jahr besser, betreff der Uniformen, der Waffen und überhaupt der Schulung.

Besonders kam das basellandschaftliche Militärwesen wieder besser in Aufschwung unter den beiden tüchtigen Oberinstruktoren Nordorf und Sulzberger. Besonders den letzteren liebten Offiziere und Soldaten wie einen Vater, denn, obwohl streng im Dienst, war doch Humanität und kameradschaftliches Wesen seine beste Seite. Denn schon einige Jahre später, in den Klostergeschichten des Kantons Aargau, als das basellandschaftliche Auszüger-Bataillon den Feldzug mitmachen mußte, wurde dasselbe als das bestgeschulte und bestdisziplinirte betrachtet. Aber erst als im Sonderbundskrieg 1847 die basellandschaftlichen Truppen, an ihrer Spitze den allerweltsgroßen, schönen Tambourmajor Gerster, in Luzern einrückten, soll man in allen Gassen den Ruf gehört haben: „D'Landschäftler chömme, lueget au dä groß, schön Tambourmajor! Das isch gwüß der größt in der ganze Schwyz, und lue, wiener en Bäremütze uf hät!" Major Gerster war aber auch wirklich eine Riesengestalt: er war zu seiner Größe auch korpulent, hatte eine breite Brust und im Dienst eine stolze, militärische Haltung. Wenn er seine Bärenmütze zur großen Uniform trug, mußte er sich unter jeder Thüre tief bücken. Und wenn er im Zorne mit seiner tiefen Baßstimme mit seinen untergebenen Tambouren alle Himmel- und Herrgottszeichen fluchte, war es wie fernes Donnerrollen und würde gewiß die Sterne am Himmel zittern gemacht haben, wenn es bei Nacht geschehen wäre. In seiner Heimathgemeinde Gelterkinden hieß man ihn nur „der groß Bohni".

Die neue Irrenanstalt in Basel.

Von J. J. Obrecht.

„Die gute alte Zeit" wird noch oft als Paradies dem heutigen „Jammerthal" gegenüber gestellt und gepriesen, und die uninteressirten und interessirten Lobredner derselben finden der willigen Ohren, welche die Sage von den glücklichern Zuständen der Vergangenheit als historische Thatsache aufnehmen, mehr als genug. Ohne uns in weitere Vergleichungen einzulassen, können wir doch nicht umhin, einzelne Erscheinungen im heutigen sozialen und staatlichen Leben flüchtig zu streifen, die nicht zu Ungunsten unserer Zeit sprechen.

Wahr ist's, wir leben nicht in Eden, so wenig wie unsere Väter. „Im Schweiße deines Angesichts, sollst du dein Brod essen," hat für uns ganz besondere Geltung. Der Ellenbogenraum zwischen den Völkern und Einzelnen ist enger geworden und wird immer enger; über Tausende rollt jährlich das Rad der Armuth und drückt sie in's Elend; Tausende, welche sichern Boden suchen, werden auf der Landungsbrücke vom schwanken Fahrzeug zum rettenden Hafen im letzten Augenblick noch hinausgedrängt und in's Verderben gestürzt. Jener biblische Ausspruch findet in der Gegenwart seine grausame Konsequenz im „Kampf um's Dasein". Und doch wieder eine heilbringende und segensreiche.

Die Reibung dieses Kampfes kann verwunden und schmerzen; sie bewahrt aber vor Erschlaffung und erzeugt zugleich die heilende Wärme des Solidaritätsgefühls, das immer mehr zum klaren Solidaritätsbewußtsein erstarkt und sowohl die staatlichen Einrichtungen, wie die sozialen Bestrebungen in maßgebender Weise beeinflußt. Was der Einzelne Nützliches schafft, ist nicht sein ausschließliches Verdienst; was er verbricht, ist nicht sein ausschließliches Verschulden; was ihn trifft, soll nicht sein ausschließliches Unglück sein. Dieses Solidaritäts- oder allgemeine Pflichtgefühl führt zu einer humanen Auffassung, die gerade unser Zeitalter vor frühern vortheilhaft auszeichnet. Sie ist es, welche die Gesellschaft, an ihrer Stelle den Staat, der im Kampf um's Dasein gefallenen, invalid, arm

und krank gewordenen Opfer sich annehmen läßt und welche namentlich den Unglücklichsten aller Unglücklichen, den geistesumnachteten Irren, eine menschenwürdigere Behandlung und Pflege verschafft hat.

Früher war das Irrenhaus ein „Narren- oder Tollhaus", der Geistesgestörte ein Verrückter oder ein „vom Teufel Besessener", den man verspottete und verachtete oder ihn einfach einsperrte und mißhandelte, um ihn unschädlich zu machen. Entsprechend dieser mittelalterlichen Auffassung war auch die Einrichtung der kerkerartigen düstern Irrenhäuser, die Irrenbehandlung und Irrenpflege. Heute ist der Geistesumnachtete ein bemitleidenswerther Kranker, der mit gleicher Sorgfalt und Hingebung behandelt werden muß und wird, wie ein körperlich Kranker. Das ist nicht nur für diese Unglücklichen eine große Wohlthat, sondern auch für die geistig Gesunden ein beruhigender Trost in einer Zeit, welche an das Nervenleben immer höher gesteigerte Anforderungen stellt, denen so manche, weniger starke Konstitution zum Opfer fällt.

Es gereicht daher den staatlichen und bürgerlichen Behörden von Basel zur hohen Ehre, daß sie diesem Theil der Krankenpflege in jüngster Zeit ihre ganz besondere Aufmerksamkeit gewidmet und die Erweiterung und Verbesserung derselben unter Beihilfe einer edlen Wohlthäterin in's Werk gesetzt haben. Der soeben vollendete stattliche Neubau einer Irrenanstalt auf dem Kannenfelde, welcher eine rationelle und humane Behandlung und Pflege unserer Geisteskranken ermöglichen wird, ist ein schönes Zeugniß von der Einsicht, dem Solidaritätsgefühl und dem Opfersinn der Einwohner- und Bürgerschaft Basels.

Da die neue Anstalt vor Kurzem eröffnet und bezogen worden ist, so dürfte es diesem oder jenem Leser gedient sein, wenn er etwas über die äußere und innere Einrichtung derselben erführe. Wir werden daher versuchen, ihn einzuführen und ihm, so weit möglich, auf einem Gange durch die Anstalt Einsicht von der ganzen Gebäudeanlage und der innern Ausstattung zu verschaffen.

Schon im Jahr 1865 wurde im Schooße der Basler Behörden von ärztlicher Seite der erste Impuls gegeben zur Reorganisation unseres Irrenwesens und zum Bau einer neuen Anstalt. Die Anstrengungen und Versuche scheiterten jedoch alle an dem unüberwindlichen Kostenpunkte, und erst im Jahre 1881 wurde ein im Großen Rathe gestellter Antrag, über die Wahl eines passenden Platzes für den Neubau einer Irrenanstalt Bericht zu erstatten, der Regierung überwiesen. Der großartigen Schenkung

von 400,000 Fr. von Frau Chr. Merian-Burkhardt einerseits und dem thatkräftigen Eingreifen der Behörden anderseits ist die rasche Anhandnahme aller Vorarbeiten, der Abschluß der Verträge mit den Behörden und dem Pflegeamt des Bürgerspitals und die energische Durchführung des Bauprogramms zu verdanken.

Der Bürgerspital, welcher durch den Staat für die Zukunft der Irrenpflege entbunden wurde, hat durch die unentgeltliche Abtretung von acht Hektaren Land auf dem sog. Milchsuppengute, in der Nähe der Elsässergrenze gegen St. Ludwig zu gelegen, und durch Leistung eines Aversalbeitrages von 300,000 Fr. sodann ebenfalls zur Verwirklichung des Projektes in hervorragender Weise beigetragen. Die Arbeiten begannen im Frühling 1884, der Bau wurde vollendet im Herbst 1886. Die Ueberführung der Kranken fand statt am Freitag den 29. Oktober. Mit der unmittelbaren Bauleitung waren betraut die Herren Architekten Kelterborn, Reber, Kantonsbaumeister H. Reese und Walser, welche sich in die verschiedenen Arbeiten theilten. Von dem Arbeitsumfang kann man sich einen ungefähren Begriff machen, wenn man erfährt, daß die Bauleiter nicht weniger als 220 Verträge mit Handwerkern abgeschlossen haben. Die Leitung der Möblirung der verschiedenen Räumlichkeiten besorgte zur größern Hälfte das Baudepartement, zur kleinern Hälfte Hr. B. Fischer-Sievers, Präsident der Aufsichtskommission. Die Baukosten der ganzen Anstalt (ohne Landerwerb) belaufen sich auf nahezu zwei Millionen Franken, welche nach Abzug der Merian'schen Schenkung und des Beitrages des Bürgerspitals (zusammen 700,000 Fr.) der Staat zu decken hat.

Der ganzen, 580 Aren haltenden Anlage der Anstalt liegt das in neuerer Zeit fast überall zur Geltung kommende Pavillonsystem zu Grunde, während die ältern Irrenanstalten meistens nach dem System des geschlossenen Centralbaues erstellt sind. Das Pavillonsystem hält die richtige Mitte zwischen dem letztern und dem neuerdings auch an einigen Orten beliebten Kolonialsystem, welches mit seiner mehr zerstreuten offenen Anlage das direkte Gegentheil des alten Systems ist.

Das Pavillonsystem entspricht, wie die Baukommission in ihrem Programm ausführt, den gegenwärtigen Ansprüchen auf Irrenbehandlung und Irrenpflege am meisten. „Es ermöglicht dasselbe die durch die verschiedene Beschaffenheit der Kranken nöthige Trennung nach ihrem Geisteszustande, nach ihren Lebensgewohnheiten und nach ihrer Bildungsstufe in der naturgemäßesten Weise; es sichert den einzelnen Gebäulichkeiten den

einfachen, behaglichen, bürgerlichen, wohnlichen Charakter; es ermöglicht die günstigsten sanitarischen Verhältnisse für die Kranken und die größte Sicherheit vor Feuersgefahr; es sichert die Herstellung und Erhaltung der größtmöglichen Stille und Ruhe in und um die Krankenräume und ist geeignet zum Zwecke etwaiger, nothwendig werdender späterer Vergrößerungen." Zudem ist es immer noch so geschlossen, daß es den wirthschaftlichen Betrieb und eine genügende Kontrolle der ganzen Anstalt nicht allzusehr erschwert.

Nach diesem System ist das Areal eingetheilt, auf der nach Südosten gerichteten Frontseite der Anstalt mit einem Eisengitter abgeschlossen, auf den übrigen drei Seiten mit einer mäßig hohen Mauer umgeben. Auf der Nordwest- (Elsässer-) Seite ist das an die Umfassung anliegende Terrain zu eventueller Vergrößerung der Anstalt oder zu landwirthschaftlichem Betrieb durch die Pfleglinge bereits erworben oder zur Erwerbung gesichert. Auf der nordöstlichen Seite ist ein längliches Viereck innerhalb der Einfriedigung für einen Gemüsegarten abgegrenzt, der ebenfalls durch arbeitsfähige Pfleglinge besorgt werden kann. Die östliche Ecke, auf welche wir auf der Zufahrtsstraße von der Stadt her zunächst stoßen, wird in der Breite dieses Nutzgartens von einer ebenfalls abgeschlossenen Zier-Gartenanlage ausgefüllt. In derselben steht das Wohngebäude des ärztlichen Direktors (Hr. Prof. Dr. Wille); die Lage des Gebäudes ist so gewählt, daß dadurch die Kontrolle des Anstaltsbetriebes hinlänglich gesichert wird.

Das übrige Areal wird durch das in der Mitte der Front stehende Verwaltungsgebäude, durch die hinter demselben liegenden Wirthschaftsräume, das Sezir- und Leichenhaus, Gärtnerwohnung, Schopf und die Gewächshäuser gleichmäßig in zwei symmetrische Hälften getheilt, auf welchen hinter einander, doch nicht in direkter Linie, je fünf Pavillons für die Kranken und Pfleglinge angeordnet sind. Dem zur Front sich wendenden Beschauer ist zur rechten Hand die Frauen-, links die Männerabtheilung.

Die Gebäude bestehen theils aus einem Parterre, theils aus einem Erdgeschoß und Stockwerk. Die Erdgeschoßböden aller Pavillons sind hohl gelegt, eigentliche benutzbare Souterrainräume befinden sich nur im Verwaltungsgebäude. In diesem und in den Pavillons sind für Pensionäre noch Mansarden eingerichtet. In den Pavillons sind die Tag- oder Aufenthaltsräume im Parterre und haben direkte Ausgänge in die zu denselben gehörenden Gärten mit einer Veranda, um den Kranken auch bei nicht

ganz günstiger Witterung den Aufenthalt im Freien zu ermöglichen; für die Bewegung im geschlossenen Raum dienen Korridore auf der Rückseite der Pavillons. Im ersten Stockwerk, zum Theil auch im Parterre sind die wohleingerichteten, luftigen Schlafräume. Zu jedem Pavillon gehört ein je nach der Art der Kranken eingerichteter, schwächer oder stärker eingefriedeter Garten; der Garten der Unruhigen ist mit Mauern, bezw. hohen hölzernen Hägen umgeben. Jede Gartenabtheilung ist mit Brunnenschalen, Trink- und Brauchwasser versehen, die Gärten für die Ruhigen und die Pensionäre auf der Männerabtheilung haben gedeckte Kegelbahnen, die ihnen entsprechenden Gärten auf der Frauenabtheilung Spielplätze mit Schaukeln und dergleichen Annehmlichkeiten.

Die Fußböden sind in allen Gebäuden durchgehends mit eichenen Riemen belegt; in denjenigen Lokalitäten mit stärkerm Wasserverbrauch oder überhaupt mit Wasserhahnen (Thee-, Wasch-, Bad-, Spül-, Küchen- und Maschinenräumen) ist Asphalt oder Cement in Anwendung gekommen und sind die Wände auf Mannshöhe mit Cement verputzt worden. Die Wände der Säle und Korridore sind mit Oelfarbe angestrichen und in den Wohn- und Schlafräumen der Pensionäre und der Ruhigen und im Verwaltungsgebäude mit Tapeten verkleidet worden.

Aus sanitarischen Gründen sind die Fenster möglichst hoch gemacht; je nach Erforderniß sind sie mit einem doppelten Verschlusse versehen, von welchen der eine nur dem Wärterpersonale zugänglich ist. In allen Isolirräumen und der Abtheilung für die Unruhigen sind die Fenster durch Eisensprossen in kleine Scheibenfelder getheilt und solche bei den Isolirzellen, in welchen sich zum Zerstören geneigte Kranke befinden, mit 20—25 mm. starkem Glase verglast. Die Korridore, Badzimmer, Abtritte und Theeküchen der übrigen Pavillons sind mit Fenstern von ähnlicher Konstruktion versehen und nur die Schlafräume, in welchen innere Läden angebracht sind, entbehren solcher Fenstervergitterungen.

Die Thüren öffnen sich alle leicht nach Außen; oberhalb derselben finden sich Oberlichter und in der untern Füllung ist die Schieberventilation in Anwendung gebracht. Die festen Thüren der Zellen und Isolirungsräume sind mit dreifachem Verschluß und mit verschließbaren Schieberöffnungen zur Beobachtung der Kranken versehen; die Treppen sind aus Stein erstellt.

Alle Krankenabtheilungen, bezw. alle Pavillons sind zur Erleichterung des Wirthschaftsbetriebes und zur Ermöglichung eines raschern

Verkehrs mit den Wirthschaftsräumen durch kleine Schienengeleise verbunden, auf welchen z. B. das eingedeckte Essen bequem spedirt werden kann. Als Heizungssystem ist durchgehends die Sulzer'sche Dampfheizung eingeführt. Vom central gelegenen Kesselhaus aus führen die Leitungen in bequem zugänglichen Kanälen nach den verschiedenen Pavillons. Die Korridore sind mit Trink- und Brauchwasser, die Thee-, Spül-, Bad- und Waschzimmer mit Brauch- und Warmwasser versehen. Als Wasserbedarf ist für den Tag und per Kopf ein Verbrauch von 100 Litern in Aussicht genommen. Zur Beleuchtung wird das städtische Gas verwendet; die Schlafräume und Isolirzimmer werden von den Korridoren her beleuchtet, die andern Räumlichkeiten im Innern selbst.

Endlich sei noch erwähnt, daß für künstliche Ventilation sämmtlicher Räume in Verbindung mit der Heizung in ausgiebigem Maße gesorgt ist und daß in der Centralküche auf sinnreiche Art der entstehende Dampf sofort abgeführt wird.

* * *

Wollen wir nun unsern Rundgang durch die verschiedenen Räumlichkeiten beginnen, so überschreiten wir den freien Platz mit dem hübschen Rondell vor der Mitte der Frontseite und treten über eine Freitreppe in das Verwaltungsgebäude ein, zur Linken das Wartzimmer, zur Rechten das Portierzimmer lassend. Wir befinden uns nun in dem geräumigen Vestibule, welches in den Korridor übergeht, von dem aus man links in das Direktionszimmer, rechts in das Zimmer des Anstaltsgeistlichen und in das Assistentenzimmer gelangt. Hinter dem Korridor finden sich das Bureau des Verwalters, die Sprechzimmer, das Magazin, die Apotheke und die Aborte. In der Mitte des ersten Stockes dient ein großer Saal zur Abhaltung des Gottesdienstes und für Festanlässe. Links und rechts liegen die Wohnungen des Verwalters und des zweiten Arztes und in den Mansarden haben die Haus- und Küchenmägde ihre Schlafräume.

Durch einen Verbindungsgang gelangen wir vom Korridor aus in das hinten liegende Oekonomiegebäude und zwar zunächst in das Lokal für die Speisenausgabe, nach welchem die Kochküche mit ihrer ingeniösen Einrichtung, die Waschküche mit ihrer rationellen Dampfableitung, die Depots, Eßzimmer ꝛc., oben die Lingerie-Räumlichkeiten, unten das Kesselhaus folgen. Weiter hinten kommen wir über einen Vorplatz in einen kleinen Hof, in welchem sich das Leichenhaus und bei der Einfahrt an der hintern Umfassungsmauer die Wohnung des Gärtners und das Gewächs-

haus befinden. Diese Einfahrt dient hauptsächlich zur Herbeischaffung der verschiedenen Vorräthe (Holz, Kohlen, Lebensmittel ꝛc.), während die Einfahrten von der Frontseite her unter den Verbindungsgängen durch für kleinere Fuhrwerke, Bäcker- und Metzgerkarren u. s. w. bestimmt sind, welche von den Kranken unbemerkt um das Verwaltungsgebäude verkehren können.

Zu beiden Seiten dieses Gebäudes, mit diesem durch gedeckte Gänge verbunden, befinden sich zwei Pavillons für die akuten männlichen und weiblichen Kranken. Das ist die sogenannte klinische Abtheilung, in welche alle neu ankommenden Kranken aufgenommen werden, damit sie in unmittelbarer Nähe fortwährend genau beobachtet werden können. Diese eigentliche Heilanstalt, von welcher aus die Patienten entweder als geheilt oder gebessert entlassen oder als unheilbar in eine andere, entsprechende Abtheilung untergebracht werden, nimmt auch die sogenannten gefährlichen Kranken, die bettlägerigen und vorübergehend Erkrankten auf und kommen daher ihre Einrichtungen denjenigen eines gewöhnlichen Krankenhauses am nächsten. Der erste Stock je im Mittelbau dieser beiden Pavillons enthält außer Reserve-Schlafräumen auch die Wohnung des Oberwärters bezw. der Oberwärterin.

Etwas isolirt von der klinischen Abtheilung, aber ebenfalls in der Frontlinie stehend, sind links und rechts die zwei Pavillons für die männlichen und weiblichen Pensionäre, welche ein höheres Verpflegungsgeld zu bezahlen im Stande sind und daher auch einer ganz komfortablen Einrichtung sich zu erfreuen haben. Während die klinische Abtheilung mit den akuten Kranken den Charakter eines Krankenhauses aufweist, bieten die Pavillons für Pensionäre an Behaglichkeit, Freundlichkeit, Bequemlichkeit und Verwendbarkeit ihren Bewohnern ungefähr das, was sie als Rekonvalescenten oder Erholungsbedürftige von einem anständigen Landaufenthalt zu beanspruchen berechtigt und gewohnt waren. Nebst den Schlaf-, Wohn- und Einzelzimmern finden wir da einen Aufenthalts- und Unterhaltungssalon mit Billard, bei den Frauen mit Arbeitssalon; Sprechzimmer, Badezimmer, Theeküche u. s. w.

Hinter der Frontlinie liegen in größern Abständen die Pavillons für die unheilbaren resp. chronischen Kranken. Diese Pflege-Pavillons tragen im Bau und in der Einrichtung den Charakter des bürgerlichen Wohnhauses und sollen dem Pflegling einen möglichst bequemen aber einfachen Aufenthalt bieten, in dem er sich daheim fühlt. Spartanische Einfachheit und Nacktheit in der Einrichtung ist dem gewöhnlichen Patienten

ebenso unzuträglich, als allzugroßer Luxus; durch die erstere wird der Patient unangenehm berührt oder verbittert, durch den letztern wird er verwöhnt und beim Erwachen aus der Geistesumnachtung leicht zu der Illusion geführt, er befinde sich in einem Schlosse, während er im erstern Falle glaubt, er sei in der Strafanstalt. Durch beide Extreme wird die Erreichung des Heilzweckes erschwert, wenn nicht gar in vielen Fällen unmöglich gemacht. Unsere neue Irrenanstalt trifft augenscheinlich hier ganz die Mitte, indem sie den Anforderungen einer ordentlichen bürgerlichen Lebenshaltung durchaus entspricht und zugleich möglichsten Spielraum zur Anbequemung nach oben läßt.

In der Verlängerung der Mittellinie zwischen der klinischen und der Pensionär-Abtheilung liegen auf der Männer- und Weiberseite die beiden Pavillons für Ruhige; hinter diesen, mit ihrer Langseite noch näher an die Mitte der Anstalt gerückt, die Pavillons der Idioten, Altersschwachsinnigen und Epileptischen. Zuhinterst in der Pavillonanlage, wieder etwas weiter nach rechts und links geschoben: die beiden ziemlich ausgedehnten, nur ein Parterre enthaltenden Pavillons für Unruhige. Zwischen der Hinterseite dieser Pavillons und der hintern Umfassungsmauer sind die Tobhöfe für diese Unglücklichsten der Unglücklichen. Die neuere humanere Irrenbehandlung hat die mittelalterlichen Zwangsjacken beseitigt; für Tobsüchtige sind entsprechend eingerichtete Höfe, Isolirzellen und Polsterzellen (d. h. gepolsterte, hölzerne Zellen in den Zellen), in welchen sie sich austoben können, ohne sich selbst zu beschädigen oder Andere zu gefährden.

Die innere bauliche Einrichtung dieser Pflege-Pavillons ist dem Charakter der Krankenstufe angemessen. Im Allgemeinen enthält jeder Pavillon einen großen Schlafsaal, zwei zwei kleinere Schlafsäle, vier bis fünf Einzelzimmer, die auf der Abtheilung für Unruhige eine feste, gegen alle Umstände gesicherte Beschaffenheit haben, ein Badezimmer mit einer bis zwei Wannen, Doucheapparaten ꝛc. Der zu Badende wird in eine leere Badewanne gebracht und kann mit einem Deckel bis an den Hals eingeschlossen werden; hierauf wird erst das Wasser, je nach Bedürfniß kalt, warm oder lau, hineingeleitet und vor dem Verlassen der Wanne wieder abgelassen. In der Abtheilung für ruhige Männer kommen zu den gewöhnlichen Lokalitäten noch Arbeitsräume für Handwerker.

Zur bessern Uebersicht über die räumlichen Verhältnisse der Anstalt geben wir hier noch eine Zusammenstellung über den kubischen Inhalt der großen Schlafsäle und Zellen und über die Anzahl der Betten.

Klinisch. Pav.	Einzelzellen	56 m³	pro Bett	2 × 19 = 38 Betten
	Schlafsäle	30 m³	„	
Ruhige „	„	20 bis 25 m³	„	2 × 27 = 54 „
Idioten „	„	25 m³	„	2 × 30 = 60 „
Unruhige „	„	30 m³	„	2 × 18 = 36 „
	Zellen	56 m³	„	
Pensionäre				2 × 20 = 40 „
			Total	228 Betten.

* * *

Damit haben wir unsern Rundgang im Innern vollendet und werfen noch einen Blick auf die äußere Erscheinung der Anstalt. Das architektonische Aeußere ist, obschon einfach, so gehalten, daß die naheliegende Gefahr einer allzugroßen Einförmigkeit und Eintönigkeit in der Gebäudeanlage glücklich vermieden ist. Zu der angenehmen Abwechslung tragen wesentlich bei die mit großen Kosten erstellten hübschen Baum-, Gebüsch- und Gartenanlagen.

Rationeller Bau und zweckmäßige Einrichtung einer Irrenanstalt sind wesentliche Faktoren zur Erreichung des Heilzweckes bei den Geisteskranken. Ein weiterer, wenn nicht wichtigerer Faktor liegt in der Tüchtigkeit des Anstaltspersonals, des leitenden sowohl wie des Dienst- und Wärterpersonals. Durch ein tüchtiges Anstaltspersonal wird nicht nur ein richtiger ökonomischer Betrieb mitbedingt, von ihm hängt ebenso sehr der ärztliche Betrieb der Anstalt, die konsequente und richtige Durchführung der Irrenbehandlung und Irrenpflege ab. An ein Irrenwärterpersonal insbesondere müssen in Bezug auf treue Hingebung und liebevolle Geduld, Standhaftigkeit und Ausdauer, Intelligenz und Geistesgegenwart, physischen und moralischen Muth Anforderungen gestellt werden, wie kaum an ein anderes Dienstpersonal. Eine wesentliche Aufgabe der Anstaltsdirektion ist es daher, ein tüchtiges Wärterpersonal heranzuziehen und zu erhalten. Das ist nur möglich, wenn letzteres so gestellt ist, daß es sich zum Ausharren im Dienst ermuthigt fühlt. Dazu sind die fixen Löhnungen allein nicht ausreichend, und darum ist, wie anderwärts schon geschehen, die Gründung eines Prämienfonds für Wärter auf dem Wege der Freiwilligkeit unter dem Patronate der Aufsichtskommission an die Hand genommen worden. Dieser Fonds soll es ermöglichen, den Grad der Dienstleistungen in einem annähernd richtigen Verhältniß zu berücksichtigen; er gewährt nicht nur eine

Besoldungsaufbesserung, sondern, was ebenso werthvoll ist, Aufmunterung und moralische Ermuthigung. Bereits sind einige Tausend Franken zu diesem Zwecke gesammelt und es ist zu hoffen, daß dieser Fonds noch manchen wohlwollenden Geber finden werde.

So sehen wir denn, daß beim Bau und Betrieb der neuen Irrenanstalt in Basel alle Erfahrungen zusammengetragen worden sind, welche auf dem Gebiete der Irrenpflege bis in die neueste Zeit gemacht wurden, daß die ganze Anlage und Einrichtung der Anstalt auf der Höhe der Zeit steht und daß man auch bestrebt ist, sich ein tüchtiges Personal zu sichern. Wohl, die neue Anstalt ist der gebrachten großen Opfer werth; möge sie unter dem Schutze des Allmächtigen ruhen und ihr Wirken mit Erfolg gesegnet sein!

Bemerkung. Bei Abfassung obiger Arbeit wurden zu Rathe gezogen: die eigenen Beobachtungen, welche ich bei wiederholten Besuchen der neuen Anstalt gemacht, sodann der verdankenswerthe Vortrag des Herrn Kantonsbaumeister Reese vor dem Ingenieur- und Architektenverein bei Eröffnung der Anstalt, und der Bericht der bauleitenden Architekten in der „Schweiz. Bauzeitung"; endlich der offizielle Rathschlag betreffend den Bau einer neuen Irrenanstalt.

Das Juradorf Sainte Croix.

Von **J. Favre**, Pfarrer in Vevey.

Wir haben keineswegs die Absicht, eine Beschreibung unserer Gegend, ihrer mannigfachen landschaftlichen und Naturschönheiten geben zu wollen. Unsere friedlichen, in sanften Wellenformen sich dahin streckenden Thäler, von reichen Waldgürteln umsäumt; die Bergesspitzen ringsum, von denen sich der Blick weit in die von unseren zwei Seen bewässerte Ebene und bis zu den Alpen erstreckt, welche am Saume unseres Horizontes ihre Schneehäupter erheben; die malerisch-wilde Schlucht von Covatannaz endlich, welche uns mittelst der kühnen, sich in die Tiefen hinabschlängelnden Straße in nächste Verbindung mit dem Kulturleben draußen bringt: ist dies Alles nicht geradezu ein Naturgebot, um uns den kleinen Kanton, welchen die Vorsehung uns zum Wohnort angewiesen,

lieb und werth zu machen? — Bei dieser Gelegenheit sei uns zugleich eine Frage gestattet: Warum werden wir nicht öfter von unseren Landsleuten, insbesondere den Mitgliedern unserer lieben waadtländischen Familie besucht? Sollen nur die Alpen allein von der Natur bestimmt sein, ihre Bewunderung zu erregen, ihre Neugierde zu befriedigen oder wankende Gesundheiten durch eine gesunde Atmosphäre wieder zu festigen? Wer einmal bei uns gewesen ist, wird sich sagen müssen, daß unsere Gegend verdient, gesehen zu werden. Dann wird man es bei einer solchen Gelegenheit für gut befinden, sich auch in's Gedächtniß zurück rufen, wie Elie Bertrand in seinen „Journées de montagnes" das Stillleben und die Annehmlichkeiten von auf den Höhen des Jura verlebten Tagen verherrlicht hat. (Vulliemin, Der Kanton Waadt.)

Wir dürfen uns wohl für einige Augenblicke in die Vergangenheit zurückversetzen, um die Sagen und Erinnerungen unserer Vorzeit zu betrachten und zwar an der Hand des Werkes von Dr. Campiche. Es dürfte nicht ohne Interesse sein, den Spuren, welche eine längst vergangene Zeit sowohl auf unserem Boden als auch im Innern der Erde zurückgelassen hat, zu folgen.* Eine erschöpfende Betrachtung dieses Gegenstandes würde uns jedoch zu weit aus dem Rahmen, in welchem sich diese Zeitschrift bewegt, entfernen. In aller Kürze also Einiges über das, was wir früher waren! Die Dinge haben ein ganz anderes Aussehen seit ungefähr fünf Jahrhunderten bekommen. Zu jener Zeit gab es da, wo sich gegenwärtig unsere Dörfer und Weiler, Ste. Croix, Bullet, Auberson, La Chaux und La Bracomaz befinden, noch keine eigentlichen Wohnstätten. Nur einige Häuser suchten Schutz unter den Mauern der Veste, welche von ihrer hohen Lage das Treiben der Außenwelt beobachtete und gleichsam als Schutzherrin das Thal überwachte. Man giebt gegenwärtig den Namen „Schloß" jenen Ansiedelungen, welche sich auf den Ruinen dieser Veste einer alten Besitzung der Herzoge von Savoyen, erheben, die wenigen Häuser, von denen wir soeben gesprochen haben, bildeten alsbald das

* Denjenigen, welche nähere Mittheilungen über diesen Punkt wünschen, sei das gediegene Werk von Pictet und Campiche: „Die Kreideformation der Umgebungen von Ste. Croix" empfohlen. Auch ist die interessante Sammlung des Herrn Campiche wie das unter seiner Obhut entstandene kleine Museum eines Besuches werth. Schon vordem hatte, wie man uns mittheilt, Mr. Sueur eine große Anzahl Fossilien gesammelt.

Dörfchen Ste. Croix. Die Etymologie des Namens, welchen dieser Ort noch trägt, muß man auf ein Kreuz zurückführen, welches am unteren Ende des Dorfes nahe bei einer der hl. Jungfrau gewidmeten Kapelle errichtet war und zwar auf dem nämlichen Platz, welcher dem „Schloß" zum Gottesacker dient. Das Land war der geistlichen Gerichtsbarkeit der Priorie von Baulmes, welche ihre Mönche nach Ste. Croix pilgern ließ, unterstellt; sie begaben sich auf steilem Fußpfade dorthin, dessen Spuren man noch heute wahrnimmt und welcher den Namen „Prozessionsweg" führt. Auch Gläubige in großer Anzahl kamen mit Vorliebe hierher und legten ihre Wünsche zu den Füßen des Muttergottesbildes nieder. Zweifellos war dasselbe dieser Huldigungen würdig, denn Wunderthaten vollzogen sich durch seine Anrufung. Just am Pfingsttage erblühte ein wilder Rosenstock, drei Wochen vorzeitig vor der Baumblüthe der anderen wilden Rosen des Thales. Die kritische Zeitströmung unserer Tage würde beim Hören eines solchen „Wunders" witzeln und spötteln; sie würde es kurz und bündig auf Naturgesetze zurückzuführen suchen; eine laue Wasser- ader etwa bietet ja die einfache und natürliche Ursache dieser Erscheinung. Man bestritt eben damals das Uebernatürliche nicht mit so vielem Un- glauben wie heute, und gar Viele kamen, um sich an dieser mit dem Zauber der Heiligkeit umgebenen Stelle niederzulassen.

Diese Ansiedler waren zunächst Familien savoyischen Ursprungs: die Mermod, die Jaques, die Gonthier; später waren es burgundische Fami- lien, welche nicht Anstand nahmen, den Jura zu übersteigen. Die Be- völkerung mehrte sich und das Land war urbar: erfreuliche Resultate der Wunder der hl. Jungfrau. Der alte, nach Burgund führende Weg, welcher über das „Plateau des Gittes" führte, ward durch einen neuen, in der Mitte des Thales angelegten ersetzt. Zu seinen Seiten entstanden Häuser und eine Kirche: die Gründung des Dorfes Ste. Croix war er- folgt. Bei seinen von Tag zu Tag zahlreicheren Bewohnern war die räumliche Ausdehnung nothwendige Folge und somit erhielt das Plateau des Granges seine ersten Anwohner. Hieran knüpft sich folgende Sage:

Eine starke Burg, „das Franc-Castel" beherrschte den Engpaß, welcher Ste. Croix und les Granges verbindet. Man erzählt nun, daß eine zwischen zwei Felsen gespannte Kette den Wanderer aufhielt, und daß die mit Pfeilen und Steinen bewaffnete Besatzung der Veste ihn unbarmherzig niedermachte. Im Jahre 1393 beschlossen die zu Moudon versammelten waadtländischen Stände eine Expedition gegen das Räubernest Franc-Castel.

Um sich des Schlosses ohne allzu große Verluste zu bemächtigen, gebrauchte man eine List, bevor man die Besatzung aus ihrem Schlupfwinkel hervorlockte. Es war gerade am Tage der Messe von Yverdon, als ein Theil der angreifenden Soldaten im Walde vertheilt wurde; jeder einzelne mit einem Glöckchen versehen, um so den Zug einer schellentragenden Viehheerde nachzuahmen. Zählend auf eine ebenso gute als unverhoffte Beute, verließen die Räuber ihren Zufluchtsort und ritten nach derjenigen Seite, von woher der Schellenklang ertönte. Während dieser Zeit drangen die anderen Soldaten, welche sich unbemerkt hinter das Schloß geschlichen hatten, dort ein und setzten es in Brand, worauf sie die Räuber in dem Walde umzingelten und niederhieben. Die Bergbewohner konnten sich darauf frei in den Thälern ausbreiten und gründeten dort l'Auberson, La Chaux und Bracomaz.

Die ersten Einwohner von Ste. Croix scheinen Kohlenbrenner oder Holzhauer gewesen zu sein, die prächtigen Waldungen, welche damals einen viel beträchtlicheren Raum einnahmen als heute, hatten sie veranlaßt, ihren Broderwerb im stillen Gebiet der Waldeinsamkeit zu suchen. Sodann waren es Ackerbau und Viehzucht, was während langer Zeit die einzige Erwerbsquelle unserer Ansiedler bildete. Jeder nur einigermaßen wohlhabende Ackerbauer hatte zwei oder selbst drei Feldhütten zu la Grange, la Billette und anderswo, so daß während des Sommers Ste. Croix beinahe verlassen war. Zur Zeit der Feuersbrunst, welche im Jahr 1744 den Ort zerstörte, gab es daselbst sieben oder acht Haushaltungen.* Die beständig zunehmende Bevölkerung und der dieser nicht mehr ausreichend ertragsfähige Boden bedingte, daß man sich nach neuen Erwerbsquellen umsah; etliche ließen sich in der Ebene als Schulmeister, Maurer, Zimmerleute u. s. w. nieder. Die Noth macht erfinderisch, sie wurde so zur Mutter der Industrie.

Im letzten Jahrhundert und vielleicht schon früher waren Eisengruben im Betrieb, das Revier von la Grange birgt solche an mehreren Stellen; hauptsächlich findet man sie zwischen den Weilern Jaques und La Limasse. Hochöfen zur Eisengießerei wurden erbaut in La Monille-Mougnon (ehe-

* Am 3. Juli 1744 brach das Feuer im Pfarrhause aus und verbreitete sich bis zum Ende des Ortes, welcher gänzlich zerstört wurde. Drei Tage vorher war Bullet niedergebrannt, dessen Pfarrer im Pfarrhause von Ste. Croix Unterkommen gefunden hatte.

mals Mouille au Menier), zu Jougenaz, in Unter-Deneyriaz und zu Unter-Noirvaux. Sie standen in der Nähe der großen Wälder, von denen sie mit Kohlen versorgt wurden. Der Betrieb der Oefen von Jougenaz wurde gegen 1780 eingestellt; diejenigen von Nieder-Noirvaux wurden im Jahr 1812 durch eine Wasserhose zerstört, welche sie fortschwemmte. Man findet noch heute unumstößliche Spuren dieser Unternehmungen, u. A. glasirte Metallbruchstückchen. So entstand mit der Herstellung der Kohle die erste Industrie in unseren Gegenden. Es war ein gewaltiges Stück Arbeit; jeder Transport war mit den größten Schwierigkeiten verknüpft, zu einem Zeitpunkte, in welchem man nur schlechte Wege besaß, und noch mit anderen Terrainhindernissen zu kämpfen hatte. Betreffs der Industriezweige erwähnen wir gelegentlich etlicher Nagelschmiede im Weiler Braconnaz, Holzmaßemacher, Fabrikanten von Spinnrocken und Spinnrädern.

Um die Mitte des verflossenen Jahrhunderts wurde uns durch unsere Neuenburger Nachbarn ein neuer Industriezweig hereingebracht: die Spitzenfabrikation, welche während beinahe einem Dreivierteljahrhunderte in unserer Gegend ein hervorragendes Feld behauptet hat. Anfangs waren es nur Weiber, welche sich mit Herstellung dieses Artikels beschäftigten, aber bald machten sich auch junge Leute an diese handliche Arbeit. Die ersten Arbeiterinnen machten ihre Lehrzeit in der Ortschaft Buttes. Wenig zahlreich zu Anfang, fand das Klöpfelkissen bald Eingang in fast allen Häusern. Die geschicktesten Arbeiterinnen kamen im Verdienst bis auf fünfzehn Batzen per Tag und noch mehr, doch waren dies eben Ausnahmen. In den schwungvollsten Zeiten brachte der Arbeitstag durchschnittlich vier bis fünf Batzen ein. — Treten wir in das Innere einer jener Hütten von vor beinahe hundert Jahren und nehmen wir einen Augenblick bei den fleißigen Arbeiterinnen Platz. Wir sehen sie da zusammen in einer Anzahl von vier bis sechs Personen um einen kleinen runden Tisch. In der Mitte desselben steht eine einzige Lampe, deren Brennstoff aus Oel und Talg gemischt ist und deren Licht, — durch eine Anzahl von Glaskugeln hindurch dringend, welche sich an der runden Kante des Tisches befinden, — in konzentrirter Helle auf jedes Klöpfelkissen scheint. Die flinken Hände entfalten alle nur mögliche Fingerfertigkeit und die Spitzenklöppel fliegen um die Wette. Während der Spitzenklöppel springt, kommt allerhand Weisheit zum Vorschein, und die Unterhaltung stockt nicht. Judith macht ihren Gefährtinnen etliche philosophische Betrachtungen, Katharine erwidert auf Grund ihrer neuesten Erfahrungen, sie giebt zu oder bestreitet,

je nachdem, und mit unerschütterlichem Ernste vertheilt sie Lob und Tadel. Und so weiter! Am Ende des Abends sind sie über Jedermann genau unterrichtet; der ganze Klatsch des kleinen Städtchens ist pflichtschuldigst durchgehechelt. Fügen wir noch hinzu, daß inzwischen die betagteren oder gesetzteren Weiber gern nach den eigenthümlichen Melodien jener Zeit ihre Psalmen anstimmen. Auch die Stimmen des anderen Geschlechtes lässen sich nun hören. Die Männer haben sich gruppenweise um das Feuer gelagert und behandeln die Tagesfragen, als da sind: Gespenstergeschichten, zu denen vornehmlich die Ereignisse in Nachbar Jeremia's Hause einen ergiebigen Stoff liefern; die Strenge des Winters in allen ihren Nüancen; die militärischen Abenteuer, welche ein junger Einwohner von Ste. Croix ganz frisch aus der Fremde mitgebracht; die Pflege des Viehes und ihre gesundheitlichen Erfordernisse. Etliche lehnen sich nach Abgabe ihres Votums gegen einen dicken Ofen, hinter welchem der Großvater einen erhöhten Platz einnimmt; sie geben sich einem süßen Nichtsthun hin oder lauschen dem Geräusch der Spitzenklöppel und dem Geschwätz der Klöpplerinnen.

In den Jahren des Mangels 1816 und 1817 faßte man in vielen Familien den Beschluß, den Spitzenklöppel weder bei Tag noch bei Nacht in Ruhe zu setzen. Ein Theil der Arbeiterinnen schaffte bis Mitternacht oder 1 Uhr Morgens und wurde dann durch den anderen, der bisher geruht hatte, bis zum Morgen ersetzt. Jeden ersten Donnerstag kamen die Kaufleute aus Neuenburg mit ihren Geldkatzen und unsere Arbeiterinnen brachten die fertiggestellten Waaren herbei. Sie erhielten Zahlung und zugleich ein neues Muster unter Vereinbarung des Preises. Diese Spitzen gingen sodann nach der Schweiz, nach Deutschland, Italien und nach Frankreich. Die Sendung eines solchen Hauses nach außerhalb war oft das Produkt einer Arbeit von 400 und selbst 600 Menschen.

Aber bald setzten die maschinellen Webe-Einrichtungen, welche eben nicht mit freundlichen Augen betrachtet wurden, diesem Erwerbszweige ein Ende. Es entstanden Tüllgewebe, bald vervollkommnet mit Verzierungen, und nicht lange dauerte es, so lieferte die Maschine das, was man bisher mit der Hand gearbeitet hatte. Heutzutage fristen nur noch vereinzelte Klöppelkissen ihr Dasein und man kann wohl behaupten, daß diese Industrie als solche erloschen ist; die Uhrmacherkunst und die Fabrikation von Spieldosen nehmen jetzt die vorhandenen Arbeitskräfte in Anspruch.

Die Uhrenindustrie hat, wie jede andere, ihre Geschichte; lassen Sie uns deren hauptsächlichste Züge betrachten.

Man begann mit der Herstellung der Gehäuse oder dem Räderwerk d. h. mit jener Platte, welche die ersten Einrichtungen zeigt, um allmälig die anderen Theile des Mechanismus einer Uhr aufzunehmen. Man gibt ihnen heute den Namen „Ebauches". Nebenbei wurden auch komplete Uhren angefertigt, große und kleine, und ein gewisser Bornand brachte die Thurmuhr von Ste. Croix zu Stande.

Mehrere Jahre später wurde ein neuer Zweig der Uhren-Industrie eingeführt: die „cadrature". Man versteht darunter denjenigen Mechanismus, welcher in einer Repetiruhr die viertel, halben und vollen Stunden schlagen macht. Dieser Mechanismus fand seinen Platz unterhalb des Zifferblattes (cadran) und leitet von diesem Worte seine technische Benennung ab. Der erste „Cadraturier", d. h. Verfertiger dieses Mechanismus, war Joseph Junod (genannt Renaud). Er hatte seine Lehrzeit in Vevey gemacht und ließ sich nach mehrjähriger Arbeit in dieser Stadt zu La Sagne nieder. Sein industrieller Zeitgenosse war J. P. Paillard, welcher sich nach Paris begab, woselbst er auch gestorben ist. Junod nahm einige Lehrlinge an; der erste war G. Bornand mit dem Beinamen „Wolf", welcher gar bald seine sechs Brüder in diese Kunst einweihte. Auch diese bildeten ihrerseits wieder Lehrlinge aus, so daß sich der neue Kunstzweig in kurzer Zeit über die ganze Gegend erstreckte. Anfänglich kostete eine „Cadrature" übrigens ziemlich viel, bis zu vier Louisd'or und mehr, je nach der Beschaffenheit. Natürlich unterlagen diese Preise zahlreichen Geschäfts- und Handelsschwankungen, hauptsächlich während der napoleonischen Herrschaft. Im Jahre 1815 fiel der Preis auf 20 und selbst auf 15 Batzen. Man erzählt, daß einer der Bornand's von einem Uhrenmacher aus Chaux-de-Fonds die Anfertigung einer „Cadrature" bestellt erhielt. Der Besteller, ungeduldig das Werk zu sehen und auch um sich zu vergewissern, daß es auch wirklich in Arbeit ist, kommt zu Pferd nach Auberson, legt also wegen seiner Cadrature einen Weg von neun Meilen zurück. Welcher Unterschied jetzt und früher! Die Uhrenfabrikation in der Grafschaft Neuenburg war damals eine weniger bedeutende, obwohl sie dort schon 1679 durch Richard aus La Sagne eingeführt wurde.

Es gab indessen Uhrenfabrikanten in den meisten Städten an den Ufern des Genfersee's: Genf, Nyon, Rolle, Morges, Lausanne und Vevey. Unsere „Cadraturiers" traten in Geschäftsverbindung mit diesen Plätzen und diesem gegenseitigen Verkehr verdanken wir neue Handelsartikel. Der erste Regenschirm, ein prächtiger rother „Robinson" kam in La Grange

zum Vorschein. Alsbald öffneten sich Magazine zu Ste. Croix, welches seit jenem Zeitpunkte sodann diese Gegenstände lieferten und massenhaft exportirten. Für das Ausland, nach London, Paris und anderswohin, arbeiteten unsere Industriellen überhaupt mit allem Eifer und reisten selbst dorthin; bei ihrer Rückkehr brachten sie neue Erfahrungen und Anschauungen mit, welche den Gesichtskreis erweiterten und viel zu zweckmäßigen Reformen beitrugen. Schulen, Wege, Postdienst, Alles wurde verbessert. Heutigen Tags beschäftigen sich jedoch mit Fabrikation der Repetiruhr nur noch wenige Fabrikanten, zwei oder drei zu Ste. Croix und vier oder fünf in Buttes.

Wer da hat, will noch mehr; das ist das Gesetz des Fortschritts. Die Gemeinde und einige Private ließen aus Fleurier einen gewissen Fatio herkommen, um einen Spezialzweig der Uhrenfabrikation zu lehren, die „Finissage", d. h. die wissenschaftlich-technische Feinarbeit, durch welche es erst möglich ist, die Uhrenfabrikation auf die Stufe der Vollkommenheit zu heben. Gleichermaßen ließ man einen Meister aus Neuenburg, Namens Huguenin, kommen, um die Herstellung der „Ebauches" zu lehren. Dies war im Jahre 1810. Aber dieser Versuch war nur von wenig Erfolg begleitet. Sechsundzwanzig Jahre nachher gab es in Ste. Croix zwar viele „Cadraturiers", aber nur wenige „Finisseurs", wie man die Verfertiger jener mechanischen Feinarbeit nannte, etliche Fabrikanten von Regulir-Mechanismen (échappements à cylindre) und vier oder fünf Repasseurs. Ehedem wurde eine kleine Anzahl von Uhren durch Felix Cuendet verfertigt, welcher sich aber Mangels der zu einem vollkommenen Werke gehörigen Theile am Fortkommen gehindert sah. Dieser Stillstand war aber nicht von langer Dauer; schon gegen Ende des Jahres 1836 associrten sich zum Zwecke der Uhrenfabrikation der genannte Cuendet und August Mutrux (berühmter Uhrmacher, damals „Visiteur" in einem der ersten Häuser von Locle), und schon Anfangs Februar 1837 gingen sie an's Werk und gaben ihre Anfträge zu „Ebauches" unter der Gesellschaftsfirma „Cuendet und Mutrux". Unmittelbar nachher gründeten August Margot, Julius S. Jaccard, Jopin und Konstantin Bornand, alle aus Ste. Croix und wohnhaft in Chaux-de-Fonds, ein zweites Geschäft unter der Handelsfirma Margot, Bornand und Cie. Zwei andere Häuser etablirten sich gleich hinterher; das erste zählte zu seinen Inhabern S. Cuendet, von London hieher gekommen, Colin Recordon und Peter Bornand aus Genf; das zweite war dasjenige des L. Jacques, welcher ebenfalls aus

Genf übersiedelt war. Dies sind die ersten Häuser von Ste. Croix, von denen vollständige Uhren verfertigt wurden. Wir haben sie namentlich aufgeführt, weil sie die Grundlage zu der erfreulichen industriellen Entwicklung unserer Gegend lieferten. Die Gemeinde erkannte den Werth dieser ersten Unternehmungen, indem sie bei passender Gelegenheit bereitwilligst ein Opfer von 25—30,000 Franken alter Währung brachte.

Die Hauptschwierigkeiten waren überwunden und von da an wuchs die Zahl der Uhrenfabriken mehr und mehr, auch vermehrte sich die arbeitsame Bevölkernng bis auf den heutigen Tag beträchtlich, wie wir ziffernmäßig weiter unten nachweisen werden.

Im Jahre 1811, fast zu der Zeit, als Ste. Croix auswärtige Arbeiter kommen ließ, um die Herstellung aller Theile einer Uhr zu ermöglichen, brachte man aus Genf die Musikdose. Man wies diesem Instrumente zunächst seinen Platz in den Uhren unter dem Zifferblatte an. Der Mechanismus war ein sehr einfacher: Die auf einer Platte angebrachten Stifte schlugen, getrieben durch den der Platte und der Uhr gemeinschaftlichen Motor, gegen harmonisch abgestimmte Metall-Lamellen, — das war Alles. Dieser Mechanismus spielte indessen nur ein Stück. Der Ursprung unserer jetzigen Musikwerke ist auf Abraham Louis Cuendet zurückzuführen, welcher sich unter Bewahrung des Geheimnisses der Erfindung mit den Gebrüder Lecoultre aus Unter-Chenit und dem Friedensrichter Piguet aus Lieu in Verbindung gesetzt hatte. Henri Jaccard aus Cullièry und Henri Jaccard (aus Chez Baptiste) stellten sich zu seiner Verfügung, um die Erfindung auszubreiten. H. Jaccard aus Chez Baptiste verkaufte eines der ersten Werke für den Preis von 12 Louisd'or einem Kaufmann von Chaux-de-Fonds, welcher es weiter mit einem Gewinn von 13 Louisd'or verkaufte. Diese kleinen Werke, welche also ursprünglich in den „Spieluhren", wie man sie nannte, ihren Platz fanden, kamen nach einigen Abänderungen auch in Petschaften, in den Knöpfen der Spazierstöcke ꝛc. zur Verwendung. Nachdem man die Uhrfeder als Motor aufgegeben hatte, wählte man die Walze mit eigenem Triebwerk hiezu; die Stifte wurden auf der Fläche der Walze angebracht und nun führte diese Neuerung zu der Idee, mehrere Stücke auf eine Rolle oder Cylinder zu setzen, so wie wir sie heute noch sehen.

Im Jahre 1812 brachte Jeremias Recordon das Projekt auf, in Ste. Croix Musikdosen zu verfertigen, aber Angesichts verschiedener Schwierigkeiten entmuthigt, verzichtete er auf weitere Ausbeutung. Drei Jahre später

dagegen, also 1815, faßte diese Industrie, Dank dem gemeinschaftlichen Vorgehen verschiedener Personen, rasch Wurzel. Samuel Junod, welcher im Hause Miole zu Genf gearbeitet hatte, Salomon, sein Vater, Isak Junod, genannt Branet, F. Epars und Jeremias Recordon sind die Väter dieser Industrie. Von da ging es mit Riesenschritten vorwärts, man machte jährlich tausende von Musikwerken in allen Größen mit einem Repertoire von 1 bis zu 36 Musikstücken mit chinesischen, italienischen, spanischen, französischen und deutschen Melodien, ganze Opern-Ouvertüren und alles, was man an klassischer Musik in den Werken großer Meister findet.

* * *

Nachdem wir so in kurzen Zügen die historische Entwicklung dieser zwei Industriezweige geschildert haben, lassen Sie uns einen Gesammtblick auf die durch sie erzeugte Lage werfen.

Die Verbesserung der Straßen und die Einführung neuerer Kommunikationsmittel sind zugleich Ursache und Wirkung der Entwickelung unserer Industrie gewesen. Ein sandiger, unbehaglicher Bergweg, erbaut im Jahre 1752, wie eine auf einem Stein des Schlosses aufgefundene Inschrift beweist, verband uns zu Anfang des Jahrhunderts mit der Ebene von Vuitteboeuf. In's Val de Travers gelangte man durch den Pfad „die Leitern": es war ein elender Weg, welcher dem wilden Zikzaklaufe der Reuse folgend, bei jedem Schritt schwierige und selbst gefährliche Passagen bot. Ein solcher Zustand der Dinge konnte nicht lange dauern; die Nothwendigkeit, unsere industriellen Produkte fortzuschaffen, forderte gebieterisch die Anlage von Fahrstraßen. Zwei wichtige, nicht weit von einander liegende Straßen wurden erbaut, ungefähr von 1828 bis 1843, der Weg von Vuitteboeuf und derjenige vom Val de Travers oder de Noirvaux; schwierige Unternehmugen, welche ohne erhebliche Opfer aller Art nicht zum guten Ende geführt werden konnten. Es waren Tage der Freude für das ganze Land, als man zum ersten Male einen Wagen auf den zwei prächtigen Landstraßen fahren sah; man hat unter Anderem das Datum des 1. November 1843 als des Tages nicht vergessen, an welchem der erste Postwagen von Ste. Croix nach den Bergen von Neuenburg abging. Wenig später wurde der Weg von Etroit nach Auberson dem Betrieb übergeben und Ende Juli 1855 begann man mit dem Bau der Straße von Levotannaz, welche, unbeschadet der Schönheiten, die sie dem Auge des Reisenden bietet, eine große Wohlthat für die Gegend ist. Die

Herstellungskosten der Straße überstiegen den Betrag von 10,000 Fr. Nach allen diesen Anstrengungen fühlte sich Ste. Croix nicht mehr isolirt; es fand sich im Besitz und Genuß einer der unerläßlichsten Bedingungen zum Aufschwunge seines Handels.

Erinnern wir uns gleichwohl, daß unsere regelmäßigen Postverbindungen nicht erst von dem Moment datiren, wo gute Wege unsere Gegenden durchkreuzten. Schon das Jahr 1690 brachte einen Vertrag zwischen dem Herrn J. F. Campiche von Ste. Croix und Herrn Jakob Gurteler, als „Bevollmächtigten des erlauchten und hochgeehrten Herrn Beatus Fischer, Postmeister des Kantons Bern" zu Stande. Folgende waren die wichtigsten Bestimmungen des Vertrages: „Der genannte Herr Campiche verpflichtet sich, den Postbetrieb von Yverdon nach Pontarlier und von besagtem Pontarlier nach Yverdon zu unterhalten und zu dem Zweck zwei gute Pferde zu stellen. Er verpflichtet sich zu drei fahrplanmäßigen Fahrten in der Woche. Item ist zu Gunsten des genannten Herrn Campiche vorbehalten, daß, wenn in einem etwaigen Kriegsfalle zwischen Frankreich und der Schweiz, die Franzosen ihm sein Pferd einbehielten, in einem solchen Falle der besagte sehr geehrte Herr Fischer verpflichtet sein soll, es ihm — was Gott verhüten möge — zu bezahlen. Als Entschädigung für den besagten Dienst hat genannter Herr Gurteler, im Namen seines Auftraggebers, dem genannten Herrn Campiche für das genannte Jahr die Summe von 253 Weißthalern und fünfzehn Batzen, zahlbar alle vierteljährlich, versprochen. Und in Anbetracht, daß der besagte Campiche verpflichtet ist, die Wege zur Winterszeit offen zu halten und, wenn doch unbenutzbar mit Pferden, die Postbeutel zu Fuß zu befördern, so ist ihm außer dem Vorstehenden noch die Summe von fünfhundert Batzen versprochen."

Dieser Postdienst verband Bern und die Schweiz mit Frankreich und gestaltete sich zu einem wirklichen Privilegium für unsere Gegend; allein bald entstand leider die Straße von Vallaigues und entzog uns die Fahrpostroute.

Der Fahrdienst der Post ist jetzt selbstverständlich ein viel leichterer als ehedem, auch ist mit unsern zwei Postwagen täglich, welche Doppelkurse und Anschluß nach Yverdon und dem Val de Travers haben, die Verbindung eine häufigere, als ehedem. Seit einiger Zeit verbindet ein Spezialdienst Ste. Croix mit Auberson und Bullet. Aber es kommt öfter vor, daß die Verbindungen durch Schneewetter unterbrochen werden und

man muß dann mit Hilfe eines Schneepfluges, dem ein Dutzend Pferde vorgespannt sind, die Wege fahrbar machen.

* * *

Nun einige Ziffern über unsere gegenwärtige Geschäftslage. Der Bezirk Ste. Croix zählte im Jahre 1865 23 Uhrenmacher und 29 Musikdosenfabrikanten, heute weist er deren 10 Uhren- und 40 Musikdosenfabrikanten auf, welche mit allen Ländern der Welt in Geschäftsverbindung stehen, als Amerika, England, Frankreich, Deutschland, Rußland, Italien, die Türkei, Indien und China, Afrika und selbst Australien. Seit den letzten 20 Jahren wurden 59,800 Musikwerke, große und kleine, und 22,380 goldene und silberne Uhren fertig gestellt. * Die 50 Fabrikanten, von denen wir eben gesprochen haben, beschäftigen zusammen 1542 Arbeiter, darunter 955 Uhrenmacher und 687 „musiciens", wie man die Spezialisten der Musikdosenfabrikation nennt.

Seit 1865 haben aber auch unsere Industriellen unter dem Zeitgeist zu leiden, welcher alles durch die Anwendung der Dampfmaschinen und hydraulischen Motoren (Noirvaux und Culliaire) umgeändert hat. Sieben Dampfmaschinen verarbeiten oder stellen die verschiedensten Dinge her, hauptsächlich sind es Maschinen amerikanischer Konstruktion, umgestaltet nach den Erfordernissen unserer Ansprüche. Vom Jahre 1865 an hat sich übrigens unsere Musikindustrie hinsichtlich der Werke von gewöhnlicher Form und Größe verfünffacht und vielmals verhundertfacht hinsichtlich anderer Arten, insbesondere der Musikmanivellen, jenem bekannten Kinderspielzeuge. Man fabrizirt letztere von einem Spottpreise an bis zu jenen Werken, die, als Luxusgegenstand die Salons zu zieren bestimmt, bei einem zwischen 2000 und 5000 ja selbst bis zu 10,000 Fr. variirenden Preise, ganze Opern-Ouverturen der großen Komponisten herunterspielen.

Die Kehrseite der Medaille sind die Ansprüche der Arbeiter. Leider finden die Klagen, welche an anderen industriellen Großplätzen ertönen,

---

* Die Thätigkeit der Post während der letzten 60 Jahre wird durch nachfolgende Zahlen des Geldverkehrs illustrirt:

Im Jahre	1822	im Betrag von	1,394 Fr.
„	1832	„	2,821 „
„	1843	„	8,737 „
„	1852	„	20,000 „
„	1863	„	51,114 „
„	1885	„	900,000 „

bei uns ein nur zu williges Echo. Der Arbeiter und Familienvater befindet sich in einer höchst beklagenswerthen und schwierigen Situation. Die Löhne weisen geradezu trostlose Ziffern auf und die Bezahlung der Stückarbeit hält damit gleichen Schritt. Und was die Lage noch verschlimmert, ist die Nothwendigkeit, den eigenen Herd mit jenen großen vielfenstrigen Arbeiterkasernen zu vertauschen, um ein lebendes Werkzeug der großen Maschine zu werden, welche Eisen, Stahl und Messing produzirt. Das Arbeitsfeld ist ein reich verzweigtes und doch fordert man immer mehr von der Leistungsfähigkeit der Maschine in diesen Riesenwerkstätten, wo die Arbeitseintheilung und die Kontrolle eine weit einfachere sein soll.

Glücklicherweise giebt es eine gewisse Anzahl von Arbeitsfeldern, hauptsächlich im Bereiche der weiblichen Erwerbsthätigkeit, welche sich in der eigenen Behausung bearbeiten lassen.

In der Uhrenmacherei bewegt sich die Fabrikation in einer Richtung, die der der Musikwerke ganz entgegengesetzt ist. Unsere Fabrikanten exportiren gegenwärtig eine größere Anzahl Uhren als ehemals, jedoch beziehen sie dieselben aus Fabriken, die mit den Vortheilen der Dampfmaschine arbeiten, leider aber die Produktion zum Nachtheil des Preises steigern. In Ste. Croix verfertigt man noch immer Uhren bester Qualität; Pfuscharbeit hat sich noch nicht einnisten können. Unsere Uhrenfabrikanten sind der Zahl nach auf etwa 10 zurückgegangen, aber diejenigen von Musikwerken zählen etwa 40.

Man sieht hieraus, daß das gewerbliche Leben von Ste. Croix ein ziemlich bedeutendes ist; gleichwohl hat es schwere Krisen oftmals zu bestehen gehabt.

Müssen wir zugestehen, daß die Erträgnisse des Bodens unzulänglich zur Ernährung unseres Volkes sind, so wäre es andererseits ungerecht, ihnen nicht einen zweiten und wichtigen Platz *nach* den Hilfskräften unserer Industrie einzuräumen, denn Milch, Käse, Schlachtfleisch, — Alles, was wir genießen, sind durchaus heimische Produkte. Man begreift, daß besonders in den Zeiten kommerzieller Krisen gerade der Grund und Boden eine unserer hauptsächlichsten Hilfsquellen war. Viele unserer Einwohner widmen sich ausschließlich dem Ackerbau und der Viehzucht; andere, und zwar die größere Hälfte, theilen ihre Arbeitszeit zwischen Ackerbau und Industrie. Die Gemeinde Ste. Croix zählte, nach den Statistiken von 1864: 1527 Stück Heerdenvieh und zwar an Rindvieh 911 Stück, an

Schafen und Hammeln 96, an sonstigem Hornvieh, Ziegen ꝛc. 287, an Pferden 91, an Schweinen 142; davon stellte La Grange 911 und Ste. Croix 616 Stück. Zehn Käsereien haben sich an verschiedenen Stellen des Landes etablirt. Im Jahre 1864 haben sie ungefähr 408,862 Maß an Milch geliefert, d. h. während der Saison des Melkbetriebes, welche fast sechs Monate dauert. Ein Theil der Milch wird zur Herstellung von Käse benutzt, von dem die Mehrzahl nach Frankreich exportirt wird. Die Bodenbeschaffenheit unserer kleinen Hochebene und die widrigen Witterungsverhältnisse gestatten eine vollkommene Ausbeutung des Bodens nicht. Die Fruchtbäume übersteigen nicht gern die Höhe von Lovatannaz; Pflaumen, Aepfel und Kirschen machen schüchterne Vegetationsversuche nahe bei unseren Wohnungen und an geschützten Stellen; sie fühlen sich schon behaglicher bei La Villette, aber überall sind sie augenscheinlich das Stiefkind des Landes. Als Entschädigung dafür verbinden unsere Gärten das Nützliche mit dem Angenehmen, indem sie uns prächtige Blumen und ausgezeichnete Gemüse liefern. Unsere Felder, geräumigeren Gärten gleich die Wälder umsäumend, geben gute Futter-Ernten; der Saatenstand, Gerste, Hafer und anderes Korn tragen reiche Aehren, wenn nicht, besonders in la Grange, der Frost sie mit seinem kalten Hauche berührt. Die nützliche Kartoffel baut sich überall mit Erfolg an und gewährt uns eine der kostbarsten Nahrungsquellen.

Ungeachtet dieser seiner Hilfsmittel ist Ste. Croix keineswegs das, was man eine reiche Gemeinde nennt; die Abgaben sind bedeutend. Aber man muß hierbei dem Umstande Rechnung tragen, daß wir neben den oben erwähnten geschäftlichen Krisen auch häufig von Feuersbrünsten heimgesucht worden sind; ferner und hauptsächlich fallen die enormen Ausgaben für Wegebauten ins Gewicht, ohne zu sprechen von den Unterhaltungskosten der Verbindungsstraßen. Während eines Zeitraumes von ungefähr dreißig Jahren hat die Gemeinde allein hierfür 53,500 Fr. ausgegeben. Von 1825 bis 1828 hatte sie schon für Errichtung des Gotteshauses von la Chaux die Summe von 26,900 Fr. aufgebracht. Ortsarme sind hier sehr selten; eine größere Anzahl hat sich außerhalb niedergelassen. Die freie Entschließung des Einzelnen, wir erwähnen dies mit Genugthuung, trägt ausgiebig zur Linderung der Nothdürftigsten bei. Zu diesem Zwecke hat sich eine gemeinnützige Gesellschaft von entspechender Mitgliederzahl gebildet und ein Büreau errichtet, in welchem allwöchentlich, namentlich im Winter die nothwendigsten Lebensmittel zur Vertheilung kommen. Um

nicht der Hausbettelei Vorschub zu leisten, haben sich die Mitglieder der Gesellschaft gegenseitig verpflichtet, kein Almosen im Hause zu geben, dagegen geben sie an die Bedürftigen Karten ab, die sie an einem bestimmten Orte gegen eine Ration Brod austauschen können. Die Unkosten werden nach Bedürfniß durch Sammlungen gedeckt.

Ein anderer beträchtlicher Kostenpunkt für die Gemeinde ist der öffentliche Unterricht. Wir besitzen im Dorfe Ste. Croix (seit 1855) eine Mittelschule, zwei Mädchen- und zwei Knaben-Primarschulen, endlich eine Spielschule (Kleinkinderschule). Es giebt außerdem drei Schulen zu Auberson, eine zu la Chaux, zwei zu la Sagne und eine zu Veraconnaz. Es genügt eine einfache Umschau in unserer Gegend, besonders in Ste. Croix, um wahrzunehmen, daß der Kampf um's Dasein nicht etwa Mangels an Mitstreitern dem Erlöschen nahe ist. Die jungen Leute und die Kinder sind äußerst zahlreich; die Bevölkerung vermehrt sich alljährlich in einer sehr fühlbaren Weise.* Im Vergleich zu dem übrigen Kanton ist die Zunahme unserer Gemeinde die stärkste. Seit 1804 zählt man 230 neue Niederlassungen.

Das ist in wenigen Worten unser Thun und Treiben. Alles in Allem genommen, haben wir keinen Grund zur Klage und können mit unserer Lage zufrieden sein. Sind unsere Winter auch lang und mitunter streng; wir können ihnen in unsern wohlgeschützten und angenehm erwärmten Wohnungen trotzen. An Brennmaterial, namentlich Holz, ist kein Mangel, aber, und das ist die Kehrseite der Medaille, es sind wenige Gebirgsländer, in welchen dasselbe einen so hohen Preis erreicht.

An Lebensmitteln haben wir, was wir brauchen, wenigstens leiden die Metzgereien, die Bäckereien und andere Nahrungsmittelgeschäfte keinen Mangel; unsere Kleinhändler liefern uns, was wir von Außen beziehen müssen.** Daß man sich auch angemessen zu kleiden versteht, geht daraus

---

* Im Jahre 1740 zählte Ste. Croix 1700 Einwohner; 1766 = 1850 Einwohner; 1771 = 1915 Einwohner; 1831 = 2850 Einwohner; 1841 = 3154 Einwohner; 1860 = 4360 Einwohner.

** Die Memoiren von Pierrefleur geben uns interessanten Aufschluß über die erste Messe in Ste. Croix (1553). „Montag den 21. Tag im Monat August wurde begonnen und gehalten die erste Messe, welche man jemals im Dorfe Ste. Croix gehabt hatte; welches doch überhaupt noch nie Jahrmarkt oder Messe gehalten hatte; und zu Anfang desselben wurde durch den genannten Jahrmarkt ein Mastochse getrieben, welcher geritten wurde von Rudolf Mercier und welcher Johann Tostet zu Yverdon gehörte."

hervor, daß selbst das „Jounal des Modes" Ste. Croix zahlreich heimgesucht hat. Wenn ein Journal existirte mit dem Titel: „Einfachheit" oder „Bescheidenheit", so glauben wir, daß Viele gut thun würden, darauf gleichermaßen zu abonniren.

Die Uhrenmacherkunst bietet bei weitem nicht die Unzuträglichkeiten anderer Erwerbszweige rücksichtlich der Gesundheit und der intellektuellen Entwicklung. Unsere Arbeiter erfreuen sich in der That einer gesunden und frischen Luft, von welcher sie jeden Tag einen hinreichenden Vorrath auf ihren Hin- und Hergängen einathmen können. Es sind keineswegs Sklaven mehr; wenn sie Lust haben, so haben sie auch hinreichend Zeit zu beliebiger Geistesarbeit, um Sinn und Verstand durch mannigfache Lektüre zu edeln. Ein anderer Vortheil unseres industriellen Lebens ist in gewissem Sinne der, daß eine erfreuliche Eintracht zwischen den verschiedenen Gesellschaftsklassen besteht. Alle umschlingt das Band gemeinsamer Arbeit, denn der Arbeitgeber selbst hat seinen Platz am Werktische zur Seite seiner Arbeiter. —

Freiburg im Breisgau.

Ein Städtebild.

Z' Friburg in der Stadt,
Sufer isch's und glatt,
Richi Herre, Geld und Guet!
Maidli git's wie Milch und Bluet
Z' Friburg in der Stadt.

Dies sind die Worte unseres Dichters Peter Hebel, mit welchen er vor manchen Dezennien schon in seinen bekannten Schilderungen einiger Orte des Oberrheins der Stadt Freiburg das ihr eigene Gepräge gibt, und diese Gedanken sind es, die den auf seiner Reise die Metropole des Oberrheins besuchenden Fremden bei Eintritt in die Stadt auch heute unwillkürlich erfüllen. Und ist in dieser, in der naiv schalkhaften, beweglichen Mundart des Markgräfler Landes gehaltenen, trefflichen Schilderung thatsächlich die Vorbedingung zur wirthschaftlichen Entwicklung einer Stadt

gegeben, so sehen wir dies auch heute verwirklicht. Nachdem die Stadt von 6000 Einwohnern im Jahre 1805 bis zum Jahre 1850 auf 17,000 angewachsen war, wurde es ihr bald in dem von einem Ring alter Festungswälle, Gräben und Mauern gezogenen Raum zu eng und unbequem und es trat daher eine neue Aera für die Stadt ein, als die Stadterweiterung durch Niederlegung der Wälle und Festungsmauern in Angriff genommen wurde. Neue Straßen und Stadttheile wuchsen förmlich aus dem Boden heraus und wo früher alte Festungswälle und von Unkraut durchwucherte Festungsgräben sich befanden, an welchen wohl der eine idyllische Zurückgezogenheit Liebende Gefallen finden und Reflexionen über das vergängliche irdische Nichts anstellen konnte, da entwickelte sich bald ein frisches und frohes von edlem Streben durchdrungenes Leben.

Auf allen Gebieten des öffentlichen und privaten Lebens war bald ein enormer Fortschritt zu verzeichnen und Handel, Industrie und insbesondere der Gewerbestand brachte es zu noch nicht dagewesener Höhe. Die Einwohnerzahl stieg rasch auf 24,000 im Jahr 1870, 38,000 im Jahr 1882 und beträgt heute über 42,000 Seelen.

Die Stadterweiterung wurde system- und planmäßig fortgeführt, wobei neben der Schönheit der Straßenanlagen allen Anforderungen der modernen Hygiene in weitgehendster Weise Rechnung getragen wurde. Und heute kann man mit Fug und Recht sagen, daß es einer auf gesunden Finanzprinzipien beruhenden städtischen Verwaltung, unterstützt von einem strebsamen soliden Unternehmungsgeist der Bewohner, gelungen ist, ein mit allen Reizen der Natur versehenes, bisher weniger beachtetes Stückchen Erde für die Reisewelt zu einem Hauptanziehungspunkt zu machen. Und wie sehr die Fremden angezogen werden durch diese Momente und wie sehr sie sich bald heimisch fühlen und zum großen Theil ihren dauernden Aufenthalt unter der jovialen und toleranten Bevölkerung zu nehmen sich gern entschließen, davon spricht deutlicher als alles Andere die starke Fremdenkolonie Freiburg's. So sind es namentlich Engländer, die eine eigene Kirche haben und Russen und Amerikaner, welche, die Vorzüge des Aufenthaltes voll und ganz würdigend, sich in großer Anzahl dauernd in Freiburg niedergelassen haben. Die Natur hat der Schönheit ganzes Füllhorn ausgegossen auf diese Gegend, als deren Centralpunkt die Stadt sich erhebt, die Perle des Breisgaues mit ihrem herrlichem Münster. Wochenlang kann der Spaziergänger in reicher Abwechslung sich ergehen in den die Stadt unmittelbar umgebenden, urwüchsigen Tannen- und Buchen-

waldungen, deren Wege versehen sind mit zahlreichen Ruheplätzen. Von diesen Ruhepunkten aus genießt man eine reizende Aussicht theils auf das mit vielen freundlichen Ortschaften besäte Rheinthal, aus welchem der obst- und weinreiche Kaiserstuhl vulkanischen Ursprungs majestätisch sich erhebt, theils nach den Höhen des Schwarzwaldes, welche das sich gegen Freiburg zu erweiternde Höllenthal mit dem vorliegenden Himmelreich einschließen. Träumerischen Blickes sehen wir den von vier Pferden gezogenen gelben Postwagen auf der das saftige Grün der Wiesen durchschneidenden weiß blinkenden Landstraße dahinfahren durch's Himmelreich zur Hölle an den malerisch gelegenen Titisee. Doch bald wird der Postillon auch hier sein letztes Stücklein blasen, denn bereits ist der Oberbau der Freiburg-Neustadter Bahn soweit hergestellt, daß es nicht mehr lange dauern wird, bis der schrille Pfiff des Dampfrosses wiederhallt von den himmelhohen Felsen des Höllenthales mit seinem Hirschsprung und der Ruine Falkenstein und eine neue Kultur-Epoche wird auch für diesen Theil des Schwarzwaldes eintreten, dessen entwicklungsfähige Industrie bisher in Folge äußerst schwieriger Bezugs- und Absatzverhältnisse der durch die Eisenbahn begünstigten Konkurrenz gegenüber, sehr zu leiden hatte.

Freiburg ist in Folge oben geschilderter Verhältnisse das Eldorado des Rentners, der Pensionäre vom Civil- und Militärdienst geworden und Alle sind in ihrem Urtheil einstimmig darin, daß man zwar nicht gerade wesentlich billiger, wohl aber mit der gleichen Summe Geldes besser lebt, als in andern Städten gleichen Ranges. Der gute Ruf der Freiburger Hôtels ist dem Reisepublikum wohl bekannt. In der nähern und weitern Umgebung der Stadt befinden sich vielerorts Gasthäuser, in welchen man bei Landpartien ꝛc. zu äußerst mäßigen Preisen treffliche Mahlzeiten erhält, bei denen je nach der Jahreszeit Geflügel, Wildpret und namentlich Forellen nicht fehlen und der Wein von ausgezeichneter Güte ist.

Sodann gibt es mehrere geräumige, schön eingerichtete Vergnügungslokale, in denen wöchentlich verschiedene Konzerte abgehalten werden. Außerdem erfreuen sich eine Reihe altberühmter Weinstuben eines guten Besuches und das Bier, das längere Zeit in Freiburg äußerst geringhaltig zu sein pflegte, hat in den letzten Jahren eine gründliche Besserung erfahren und kann daher leicht den Wettkampf mit den eingeführten bayerischen Bieren aushalten, die in feineren Restaurationen und Gesellschaftsräumen vielfach zum Ausschank kommen.

Eine überraschend große Auswahl von vorzüglichem Obst und feinem

Gemüse bietet der Wochenmarkt auf dem Münsterplatz. Kein Markt des badischen Landes ist so überreich mit allen möglichen Produkten befahren, wie der Freiburger, und die Trachten der Verkäuferinnen aus den verschiedenen Thälern und Landstrichen bieten ein seltenes farbenreiches Bild. So ist es namentlich der Kaiserstuhl, von welchem die vorzüglichen Kirschen, herrliches Kern- und Steinobst und Trauben gebracht werden, während das Elsaß, wo der Gemüsebau so hoch entwickelt ist, die schmackhaftesten Gemüse liefert.

Einen großen Aufschwung hat die Universität genommen. Während dieselbe früher mehr als Landesuniversität galt, an welcher speziell Einheimische ihren Studien oblagen, sind es jetzt namentlich Norddeutsche in großer Anzahl, die die Universität besuchen, dann aber auch Studirende aus fast allen Ländern der Erde. Die Zahl der Studirenden betrug früher nie 500, während sie in den letzten Jahren rasch über 1400 gestiegen ist. Freiburg zählt daher heute zu den stärker besuchten Universitäten Deutschlands.

Diesen bedeutenden Zuwachs verdankte die Universität namentlich dem mächtigen Aufschwung in den medizinischen und naturwissenschaftlichen Fächern, was selbstredend auch eine erhöhte Frequenz der andern Disziplinen zur Folge hatte. Es sind in Folge dieses erhöhten Besuches in dem nördlichen Stadttheile, dem sog. Universitätsstadttheile, eine Reihe stylvoll gehaltener Universitätsgebäude entstanden, so die Universitäts-Kranken-Klinik, die Frauenklinik, die Augenklinik, die Anatomie, der botanische Garten nebst Hörsälen, das Chemische Laboratorium, die neue große Klinik für Psychiatrie, das pathologische Institut ꝛc. ꝛc., und über kurz oder lang dürfte hier, wo die Hauptbahn der Richtung Frankfurt-Basel das Weichbild der Stadt erstmals betritt, noch ein prächtiger Universitäts-Neubau sich erheben, entsprechend dem Bedürfniß, den Anforderungen der Gegenwart, absolut nothwendig in Rücksicht der gegenwärtig räumlich weit auseinander gelegenen Hörsäle obiger Institute und der alten Universität, deren wechselseitiger Besuch sehr zeitraubend ist.

Das Vereinsleben ist in Freiburg ungemein entwickelt. So sind es gegen 100 Vereine aller Art, welche das wissenschaftliche, politische, religiöse, humanitäre, gewerbliche, musikalische, künstlerische Gebiet kultiviren und dazu beitragen, den Sinn für das Edle, Schöne und Wahre in der Bevölkerung zu wecken und zu erhalten, beitragen zur Erreichung jenes Ideals der menschlichen Gesellschaft der „Harmonie des Menschenthums". Auch gibt es eine große Reihe von Wohlthätigkeitsanstalten der verschiedensten

Art, welche alljährlich Hunderten und Tausenden armer Mitmenschen eine Zufluchtsstätte bieten, nach Kräften beisteuern, das Loos derselben menschenwürdig zu gestalten. Von dem hoch entwickelten Privatwohlthätigkeitssinn der Bewohner gar nicht zu reden.

Die Geschichtskunde des badischen Landes und insbesondere des Oberrheins wird eifrig gepflegt durch den Breisgauverein „Schauinsland", auf dessen im alddeutschen Styl gehaltener Kneipstube im Kaufhaus (s. Vom Jura z. Schwarzwald 1886, S. 65) hier aufmerksam gemacht wird. In religiöser Beziehung kann sich der Andersgläubige unter der vorwiegend katholischen Bevölkerung durchaus nicht beklagen. Der durchschnittlich strenggläubige, aber sehr tolerante Einwohner achtet und schätzt jeden braven und tüchtigen Menschen, ohne Rücksicht auf sein Glaubensbekenntniß. Der beste Beweis hierfür ist das starke Wachsthum der, namentlich aus Zugezogenen bestehenden, evangelischen Bevölkerung. Betrug dieselbe ja 1805 kaum 100 Personen, so ist sie heute auf über 10,000 angewachsen; und die städtische Verwaltung hat erst neulich für den Neubau einer evangelischen Kirche im südlichen Stadttheile das nöthige Gelände bereitwilligst unentgeltlich zur Verfügung gestellt. Seit 1827 ist die Stadt der Sitz des Erzbischofs der Oberrheinischen Kirchenprovinz, welche die Bisthümer Freiburg, Rottenburg, Mainz, Fulda und Limburg umfaßt.

Eine besondere Zierde ist der Münster, die jetzige erzbischöfliche Kathedrale. Der Freiburger Münster war seither das einzige ganz vollendete Meisterwerk gothischer Baukunst in Deutschland. Der herrlich durchbrochene Thurm hat eine Höhe von 121 Meter. Die Erbauung des Münsters, die durch die Herzoge von Zähringen bedeutend unterstützt und gefördert wurde, fällt in die Zeit von 1122—1152; der neue Chor wurde von 1354 an erbaut. Im Innern finden sich wahre Kunstwerke von Holzschnitzereien, Gemälden und Steinhauerei (Hans Baldung, Holbein und Albrecht Dürer).

Hinsichtlich der Temperaturverhältnisse eignet sich Freiburg als vorzüglicher klimatischer Luftkurort, indem die stärkste Kälte, wie die höchste Hitze in keinem nördlich der Alpen sich befindlichen Orte in gegenseitig günstigeren Verhältnissen sich befinden wie hier (vergl. Prof. Dr. Thomas „Ueber die klimatischen Verhältnisse Freiburgs", Poppen und Sohn 1884). Die der Gesundheit im Allgemeinen schädlichen Nebel können hier leicht insoweit vermieden werden, als man bei eintretendem Nebel sich auf den unmittelbar an der Stadt sich erhebenden und leicht zugänglichen 400 Meter

hohen Schloßberg begibt, wo man dann oft mitten im Winter den schönsten blauen Himmel bei milder Temperatur genießt. Die zu große Hitze des Sommers wird gemildert durch die jeden Abend von den Höhen des Schwarzwaldes zuströmende frische Luft (sog. Höllenthalwind).

In Folge des starken Zuzugs von wohlhabenden Fremden hat sich in der Bauthätigkeit ein erfreulicher Umschwung bemerkbar gemacht; so sind neben den neuen Universitätsgebäuden im Norden, in anderen Stadttheilen, insbesondere in der Werderstraße und längs des Schloßberges hin eine Reihe stylvoller und architektonisch vollendeter Villen entstanden, die, eine Zierde der Stadt, auch auf die Bauthätigkeit im Innern der Stadt anregend gewirkt haben. Man sieht besonders in den Hauptstraßen die alten engen Gebäude verschwinden, und an deren Stelle bald prächtige Neubauten mit großen geräumigen Ladenlokalitäten erheben. Sorgfältig wird jedoch alles historisch Denkwürdige geschont. So ist Freiburg der Platz einer von edlem Wetteifer beseelten Bevölkerung; eine Stadt, in welcher Kunst und Wissenschaft, Handel und Gewerbe eifrig gepflegt und wo allen edlen Bestrebungen ein trautes Heim bereitet wird.

Da Freiburg der Central- und Eingangspunkt in den Schwarzwald ist, wird durch die fast gleichzeitige Eröffnung der höchst interessanten Höllenthalbahn mit der Oberrheinischen Gewerbe-Ausstellung im Frühjahr 1887 viel Leben in die Stadt kommen.

Die Wasenburger Gesellschaft zu Laufenburg.

Ein Bild aus einer Kleinstadt.

Von **F. A. Stocker.**

Zwischen Jura und Schwarzwald und weit hinauf und hinunter am Rhein gibt es kaum zwei topographisch und romantisch interessantere Städtchen als Groß- und Klein-Laufenburg. Berg und Wald, Strom und Fels, die Städtchen und das Schloß drängen sich auf so beschränkten Raum zu einem malerischen Bilde zusammen, wie es schöner weder eines Dichters Phantasie noch eines Malers Farbenpracht hinzaubern könnte. Da-

bei sind die zwei Städtchen so bescheiden in ihrem Aeußern und so wenig umfangreich, daß man hinter den Mauern namentlich des aargauischen Groß-Laufenburg auf dem linken Rhein-Ufer kaum die Denkmäler einer bedeutsamen Geschichte sucht. Gleichwohl sind über Groß-Laufenburg, mit dem wir es heute allein zu thun haben, in reichem Maße die Stürme der Jahrhunderte weggegangen und noch heute erinnert die alte Habsburg-Laufenburg mit ihrem letzten Thurm und der grünen Tanne auf der Zinne an alte, alte Geschichten von Schloß und Stadt.

Um den Hügel herum, auf dem die alte Habsburg steht, zieht sich eine krumme Gasse, der „Wasen" genannt. Hier stand einst das Gesellschaftshaus der „Wasenburger", die Stube der Gesellschaft zum „Wasen". Wie jede Stadt mit einigermaßen selbständiger Verwaltung hatte sich auch Laufenburg das Recht gegeben, daß seine Bürger in freier Vereinigung zusammentreten und sich zu einer Genossenschaft verbinden dürfen. Wohlweislich haben sich Rath und Burgerschaft jeweilen vom Landesherren diese Rechte garantiren und bestätigen lassen.

Die Stiftung der Wasenburger Gesellschaft ist ohne Zweifel in's 15. Jahrhundert zurückzuführen, denn in der Ordnung vom Jahre 1577 wird erwähnt, daß dieselbe schon von Alters her bestanden habe und deren Satzungen bis auf jenen Zeitpunkt überliefert worden seien. Die neue Ordnung von 1577 läßt an mehrern Punkten darauf schließen, daß im Laufe der Jahre Mißbräuche sich eingeschlichen haben, die alten Traditionen verloren oder der Zusammenhalt der Gesellschaft in die Brüche gegangen sei, und daß man für nothwendig erachtet hat, die alten Ueberlieferungen neu zu festigen. Gerne stellten deßhalb Vogt, Bürgermeister und Rath der Stadt den Gesellschaftsbrüdern eine neue Ordnung aus, allerdings „unßer Gnädigsten Herrschafft von Oesterreich unvergriffen und ohne Schaden."

Sehen wir uns einmal diese drei bis vier Jahrhunderte alten Stubengesetze genauer an. Der erste Artikel der Ordnung besagt, daß wer in die Gesellschaft aufgenommen wird, zehn Schillinge zu bezahlen hat, wer diesen Eintritt nicht bezahlen kann, den soll man 14 Tage einstellen; so lange er nicht bezahlt, soll er keine Gerechtigkeit an der Gesellschaft haben. Hat ein Stubengeselle einen Sohn, der zu Lebzeiten des Vaters um die Gesellschaft wirbt, soll er ebenfalls zehn Schillinge bezahlen. Ist der Vater gestorben, so sollen die Söhne auf ihr Begehren aufgenommen werden, jedoch haben sie nur fünf Schillinge zu bezahlen.

Nach Art. 2 werden altem Herkommen gemäß drei Meister erwählt, „die sollend daß Jahr auß das Best thun, auff die Jahrs Tag besorgen essen undt Trinkhen, nach Ehren und nutzen der gesellschafft und sollen auch die stuben heitzen, undt die alten Maister so daß Jahr herumb kommt, denen newen Maisteren rechnung geben undt sollen allwegen Ein alten Meister zun den zween newen behalten." Sind Schulden aufgelaufen, so haben sie dieselben einzuziehen und sollen die alten den neuen Meistern keine Schulden überantworten. Wer auf einem Jahrestag zum Wirth (in Basel Stubenknecht geheißen) erwählt wird und sich weigert, ohne genügende (redliche) Ursache die Stelle zu übernehmen, der soll von der Stunde an nicht mehr zur Gesellschaft gehören und verliert sein Gesellschaftsrecht. Art. 3 bestimmt, daß wer in Haus und Hof im Wasen (in der Wasengasse) sitzt, nicht zu einem Zunftgesellen sondern zu einem rechten Stubengesellen aufgenommen werden soll. (Es war somit die Wasengesellschaft, was man heute nach stadtbernischer Praxis nennt, ein „Gassenleist".) Art. 4. Wer die Gesellschaftsgerechtigkeit erkauft hat, darf keine andere Zunft neben sich haben. Sobald die Meister (Art. 5) in Haus und Hof ein „Bott" ansagen lassen (zur Versammlung laden), so ist man verpflichtet zu erscheinen, oder man bezahlt sechs Pfennige Buße. Wer auf der Zunftstube ein Kartenspiel freventlich zerreißt oder Würfel zum Feuster hinaus wirft, verbessert (bezahlt) der Stube einen Schilling und wird verpflichtet, andere Würfel oder Karten zu kaufen. Wenn Zwei beim Spiel uneins, „irrig oder spennig" werden (Art. 7), soll ihnen Ruhe und Frieden geboten werden; gehorchen sie nicht, so bezahlen sie zwei Schillinge, die Rechte der Obrigkeit vorbehalten. Wer Gott lästert und unziemlich schwört, ist nach Art. 8 zum Schweigen zu ermahnen, läßt er nicht davon, so wird er mit zwei Schillingen gebüßt, die Rechte der Obrigkeit ebenfalls vorbehalten; wer den andern einen Lügner schilt, bezahlt einen Schilling; wer Streit anfinge, koppete oder deßgleichen grobe Dinge hätte, verbessert der Gesellschaft sechs Pfennige (Art. 10). Wer ein Kartenspiel aus der Stube wegnimmt, einen Schilling. Wer auf der Stube ißt oder trinkt, soll es geschehen umb seyn yrten oder zergelt; gemeine Stubengesellen sollen einen Freund einmal zur Stube führen und ihm traktiren wie von Alters her. Kommt einem Gesellen ein Vater, Bruder, Schwager oder Sohn aus fremdem Land zurück, den soll man auch bewirthen, aber nicht Einen Jeden, der daher kommt (Art. 13). Der letzte Artikel besagt, daß wer auf der Stube mit Würfeln oder Karten spielt und kurz-

weilt zur Zeit, während andere Herren und Stubengesellen zu Abend zehren und die Uerte beginnen, nicht mitzehren wollte und die Stube verlassen würde, soll mit einem Schilling Stebler gebüßt werden.

„Actum et datum Montag post Thomae Apostoli nach Christi Jesu Unseres Erlösers undt Seligmachers gezellt Tausend fünfhundert siebenzig undt siben Jahr."

Diese Ordnung liegt nicht mehr in Original vor, sondern ist eingetragen in dem mit gepreßter Decke und Goldschnitt gebundenen „Wasenbuch", das mit 22 gemalten Initialen versehen ist und im Stadtarchiv liegt. Sie wurde erneuert am 18. Januar 1725 vom Vogt der Stadt Laufenburg, dem Freiherrn Josef Ignaz von Grandmont, und mit dem vogtfreiherrlichen und dem städtischen Siegel versehen. Die Wasenburger Gesellschaft hatte zu diesem Zweck eine eigene Deputation an Vogt, Burgermeister und Rath abgesandt mit der Bitte, die Ordnung erneuern zu wollen, wie sie ihre Altvordern erhalten hätten, wofür sie ihre bürgerliche Liebe und Treue zum Pfand setzten.

Nach des Freiherrn von Grandmont (gewöhnlich Grammont geschrieben) Absterben ernannte Kaiser Karl VI. den Freiherrn Maximilian von Stotzing von der Herrschaft Heydorff, und des k. k. Kürassierregiments v. Kokoszowe wohlbestallten Rittmeister, Obervogt der beiden Herrschaften Rheinfelden und Laufenburg und Landeshauptmann am Schwarzwald, zum Vogt der Stadt und dieser bestätigte in Gnaden die Ordnungs- und Satzungspunkte „der uralten Wasenburgstube" den 5. April 1734.

Es ist dies die letzte Urkunde, die im Wasenbuch eingetragen ist. Das Buch wäre somit sehr mager ausgefallen, wenn nicht ein Gesellschafts- und Familienfest die Monotonie der amtlichen Ordnungen unterbrochen hätte. Von diesem den Lesern Kenntniß zu geben, ist eigentlich der Zweck dieser Zeilen. Das Fest gibt einen Einblick in den Haushalt und die bürgerlichen Gepflogenheiten einer Kleinstadt.

* * *

Im Jahre 1722 beschloß die Wasenburger Gesellschaft eine neue Fahne machen zu lassen, vier Ellen lang und vier Ellen breit, in den Farben grün, gelb und roth, nach der Länge in der Mitte ein grünes Stück, zu beiden Seiten die Stadtfarben roth und gelb, das Ganze grün eingefaßt. Auf diese Fahne ließ der genannte Freiherr von Grammont

auf der einen Seite einen großen doppelten Adler malen mit Krone, Szepter und Schwert, und in die Mitte des Adlers ein Marienbild mit dem Jesuskindlein. Ueber den Adler die Legende:

Dahin geht unsre Zuversicht
Mit alter und neuer Pflicht.

Unter den Adler zierliches Laubwerk, Obst und Trauben. Auf der andern Seite der Fahne: Ein Adler, in der Mitte ein grünes Feld, zwei Hände, die einen Kranz halten. Ueber dem Kranz eine lateinische Inschrift mit der Jahreszahl 1722:

DII nos Ter sIC Verna a Mor sJC Vsque VI RebIr.

Der Arzt Dr. med. Stockher ließ die Lanze machen. Die Fahne kostete sammt Schärpe an baarem Gelde 50 fl. Die Frau Anna Katharina Auwerin geb. Stegerin schenkte ein Kapital von 27 fl. Die Aufmerksamkeit, die Baron Grammont der Gesellschaft erwies, deutet auf ein gutes Einvernehmen zwischen dem kaiserlichen Beamten und der Bürgerschaft.

Zu „Einem Ewigen Angedenkhen" haben ferner „guetwilligs an den Fanen gesteuert": Johann Baptist Herzog, Pfarrer zu Stetten und vormals Pfarrer z. Heil.Geist in der Kleinstadt; Franz Josef Huber, Pfarrer zu Stein, zuvor Kaplan in Laufenburg; Franz Anton Rottenburger, Kaplan zu St. Johann; Silvester Mantelin, des Innern Raths, 1. Hauptmann; Josef Anton Meyer, Lieutenant und Obmann; Domenico Brentano, Fähnrich; Johann Christ. Keller, Wachtmeister-Lieutenant; Bernhard Hartmann, Feldscherer; Fridolin Bühlmann, Feldweibel; Sebastian Weizenegger, Führer; Ludwig Fendrich, Korporal; Josef Süeß, Jakob Borin, Jakob Herzog, Josef Vögelin, Josef Rueb, Jakob Stolz, Anton Huber, Zacharias Fendrich, Jakob Zoller, Ulrich Stolz, Hans Jörg Zäpf, Johannes Vögtlin, Christian Bösch, Jakob Christen, Baptist Altenbach, Lorenz Popp, Franz Josef Truthwiller.

Am 21. Januar wurde die neue Fahne eingeweiht. Es war ein wirkliches Volksfest für das Städtchen, denn die ganze Burgerschaft sammt den jungen Gesellen nahm daran Theil. Ein öffentlicher „großer und herrlicher" Umzug wurde durch beide Städte gehalten, bei welchem das Wasenbuch auf seidenem Kissen und die Fahne mit Geleit vorangetragen wurden. Bei der „Krone" fand die Aufstellung zum Zuge statt. Nachdem dieselbe erfolgt, wurde die Fahne beim Herrn Obmann durch den Führer, zwei Korporale, zwei Tambouren und 16 Mann abgeholt

und zur Mannschaft gebracht, worauf dieselbe dem Fähnrich eingehändigt wurde. Danach hat man die „Bättstunt" schlagen lassen und wurde in folgender Weise abmarschirt:

Erste Abtheilung: 3 Zimmerleute, 2 Feldscherer, 4 Fourierschützen, 2 Buchtrager mit zwei Mann Bedeckung, 1 Hauptmann, 1 Tambour und 1 Feldweibel, sodann 6 Korporale und vier Züge von je 16 Mann.

Zweite Abtheilung: 4 Fourierschützen, der Fähnrich mit der Fahne, 1 Tambour, 1 Führer, 4 Züge Mannschaft (3 zu 16 und 1 zu 14 Mann) mit 7 Korporalen und einem Lieutenant mit Tambour. Total 165 Mann, eine recht stattliche Zahl für zwei so kleine Städte.

Nach dem Zuge durch die beiden Städtchen kam man wieder auf den Wasen zurück, ließ die „Bättstunt" schlagen, worauf der Führer in gleicher Weise die Fahne wieder in die Wohnung des Obmanns der Gesellschaft (Josef Anton Meyer) bringen ließ. Sodann wurde ein Kreis formirt, der Bürgerschaft für ihr fleißiges Sicheinstellen gedankt und endlich in der Zunftstube jedem Theilnehmer eine Maß Wein und ein Kreuzerbrod „zur Erkanntnuß ihres fleißigen Einstellens gutwillig vereret."

Bei der Mahlzeit, die nach dem Zuge stattfand, nahmen Theil: der Freiherr von Grammont, der Dekan Hr. Franz Josef Riegler, der zu dem Mahle 20 Maß Wein verehrte, der Herr Kommandant, wie auch einige Mitglieder des Rathes.

Damit war aber das Fahnen- und Zunftfest noch nicht beendigt. Am Montag, Dienstag und Mittwoch fanden auf der Gesellschaft treffliche Mahlzeiten statt, bei welchen der Dekan und Pfarrer der Großstadt, der Pfarrer der Heiliggeistkirche in Klein-Laufenburg, sämmtliche Kapläne, der Freiherr von Grammont, der Untervogt, der Amtsbürgermeister sammt dem löblichen Magistrat, der Schulmeister, der Provisor und viele (andere) Bürger Theil nahmen. Es wurden über hundert Personen gespeist, der Magistrat spendete vier Kannen Wein, wie man dies auch bei einer öffentlichen Hochzeit zu thun pflegte. Auch wurde reichlich Wein von der Gesellschaft und den Bürgern verehrt. Bei acht Male kamen dieselben zusammen und wurde Alles derart gerichtet, daß ein Geselle nicht mehr als neun Batzen sechs Rappen zu leisten hatte, wobei der Gesellschaft noch für das nächste Jahr (in der Kasse) übrig blieben 8 Gulden und 1 Kreuzer.

Daß es bei diesen Festlichkeiten lustig und heiter zugegangen sein muß, dafür möchten wir in der Jovialität der heutigen Laufenburger noch einen Beweis erblicken; wenn auch die hohe Geistlichkeit oben an den Tischen

saß, so hinderte das nicht, dem Frohsinn die Zügel schießen zu lassen, um so mehr, da bekanntlich die Pfarrherren die Freuden des Lebens ebenso gerne genossen wie die Kinder der Welt.

Eine Frickthaler Sage.

Von **Friedrich Bachmann** in **Basel**.

Schuster Klaus.

Horch, horch, beim dumpfen Schlage der stillen Mitternacht
Wird's reg' im Haus des Schusters; die Thür wird aufgemacht.
Zwei kleine Zwerge trippeln gewandlos sacht herein;
Der Eine trägt ein Lämpchen, in heitergrünem Schein.

Es setzen sich die Zwerge behende auf die Bank.
Das hämmert so geschäftig, wie Mäuse in dem Schrank.
Doch als vom Thurm ertönte drei Uhr nach Mitternacht,
Da schlichen sich die Zwerge von dannen still und sacht.

Mit Staunen sah's der Schuster durch seines Lagers Flor;
Die greise Gattin weckt er aus ihrem Schlaf empor.
„Ich kenne nun den Schuster, der mir die Schuhe macht,
Zwei kleine Zwerge sind es, die kamen diese Nacht."

„Hör', als ich gestern Abends geharrt bis Mitternacht,
Da ward es reg' im Hause; die Thür' ward aufgemacht,
Und in die Kammer traten zwei Zwerge drall und klein;
Der eine trug ein Lämpchen in heitergrünem Schein."

„Die Heinzelmännchen setzten sich hurtig auf die Bank;
Das hämmerte und klopfte gleich Mäusen in dem Schrank.
Doch als die dritte Stunde des Morgens tönte her,
Sah ich mit einem Male die Zwerge nimmermehr."

„O gute Gattin, geht es so fort in meinem Haus,
So fliegen bald die Schulden und Sorgengeister aus;
So füllt sich deine Küche mit Speck und Butter bald,
Und bald kriegt meine Börse vor Gulden einen Spalt."

Der Gattin zuckt ein Lächeln im bleichenden Gesicht,
Wie die verwelkte Blume erglüht im Sonnenlicht.
Und schmunzelnd hebt zum Schuster die greise Gattin an:
„Nun hat das Glück am Ende sein Füllhorn aufgethan!"

„Die Zwerge, die gedenken so freundlich unsrer Noth,
Belohnen wir gebührend, wie es der Herr gebot;
Zwei Wollenkleider mach' ich den Männchen zum Lohn
Für diesen nahen Winter; denn frostig bläst es schon."

Und als die Kleidchen fertig aus Woll' und Zobelhaar,
Legt Abends sie die Gattin den beiden Zwergen dar.
Und hinterm Flor des Bettes der Schuster wieder wacht
Und harrt bis um die Stunde der stillen Mitternacht.

Und wie die zwölfte Stunde um Mitternacht erschallt,
Da trippeln in die Kammer die Heinzelmännchen bald.
Der Eine trägt ein Lämpchen, das funkelt silberblank,
Und Beide setzen hurtig sich an die Schusterbank.

Doch wie die Wollenkleidchen sie auf der Tafel seh'n,
Da können sie vor Freude und Lust nicht stille steh'n.
Sie ziehen an die Kleidchen und tanzen drinn herum,
Und klatschen in die Händchen; welch Seelengaudium!

Und von dem Wandgesimse holt einer Kreide sich
Und auf die Schiefertafel schreibt er gar wunderlich.
Doch als die Morgenstunde verkündet Glockenschlag,
Verschwanden sie, das Leder blieb aber, wo es lag.

Als nun der Schuster Morgens zum Schiefertische trat,
Da stand es drauf geschrieben: „Gott lohne eure That.
Aus eurem Danke blühe des Glückes Blume auf,
Doch Schuhe tragt ihr nimmer von Zwergen zum Verkauf."

Ging über's Jahr ein Wandrer an Klausen's Haus vorbei,
So sieht er grüne Gärten umblüh'n ein Sorgenfrei —
Und spricht: — am Hause lesend den Namen „Schuster Klaus" —
Das ist für einen Knieriem wohl gar ein stattlich Haus!

Inhalt.

	Seite
Der Pechbub. Eine Gaunergeschichte aus dem Frickthal. Von F. A. Stocker	1
Die Feldkapellen und Bildhäuslein im Solothurner Gäu. Von Bernhard Wyß	36
Die Peters-Insel im Bieler-See. Von J. Germiquet in Neuenstadt. (Mit Abbildung)	46
Die Arbeiterstadt in Mülhausen. Von Ernst Meininger	62
Das Kaufhaus in Freiburg im Breisgau. Von A. Poinsignon. (Mit Abbildung)	65
Die Kaiserin Josephine in der Schweiz. (Aus den Nouvelles Etrennes de Fribourg 1874)	79
Ein Landschäftler Mechaniker. Von Karmarsch	80
Josef Viktor von Scheffel. Ein Dichterleben. (Mit zwei Portraits)	81
Eine Berner Patrizierin des siebzehnten Jahrhunderts. Von A. Wyfard in London	131
Der Laurentiustag im Elsaß. Kalenderstudien auf den 10. August. Aus der „Straßburger Post"	155
Magglingen. Ein Luftkurort im Jura. Von Dr. Hans Balmer. (Mit Abbildung)	161
Die Pfarrei Wegenstetten. Nach Mittheilungen von Domherrn K. Herzog in Solothurn	177
Das Rathhaus zu Liestal. Von Ständerath Dr. M. Birmann	184
Hans Ludwig von Erlach. Ein Lebensbild. Von P. Fricker in Schinznach. (Mit Erlach's Portrait)	188
Das Wirthshaus im Mittelalter. Von F. A. Stocker	214
Am Rheinfall. Von August Steiger	240
St. Chrischona bei Basel. Von Gottlieb Linder, Pfarrer in Riehen	241
Bilder aus Baselland. Von C. Schneider	268
Die neue Irrenanstalt in Basel. Von J. J. Obrecht	283
Das Juradorf Sainte Croix. Von J. Favre, Pfarrer in Vevey	292
Freiburg im Breisgau. Ein Städtebild	307
Die Wasenburger Gesellschaft zu Laufenburg. Ein Bild aus einer Kleinstadt. Von F. A. Stocker	312
Eine Frickthaler Sage. Schuster Klaus. Von Friedrich Bachmann	318

Stanford University Libraries
3 6105 014 722 503

DQ
36
.S75
v.3

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.